

**10 JAHRE „FRAUEN
SICHTBAR MACHEN“
BIOGRAFI A**
DATENBANK UND LEXIKON ÖSTERREICHISCHER FRAUEN

IWK

10 Jahre „Frauen sichtbar machen“ *biografiA* – datenbank und lexikon österreichischer frauen

HRSG. VON ILSE KOROTIN

<i>Ilse Korotin, Edith Stumpf-Fischer, Christa Bittermann-Wille, Helga Hofmann-Weinberger</i> VORWORTE	2
<i>Brigitte Bischof</i> NATURWISSENSCHAFTERINNEN AN DER UNIVERSITÄT WIEN BIOGRAFISCHE SKIZZEN UND ALLGEMEINE TRENDS	5
<i>Edith Stumpf-Fischer</i> „... AUS DEM DUNKEL WIEDER AUFGETAUCHT“ ZUM BEISPIEL FRAUEN IM BUCHWESEN	13
<i>Ilse Korotin</i> „WAS WIRD UNS DIESE FRAU DOKTOR SCHON WICHTIGES ZU SAGEN HABEN?“ INTELLEKTUELLE FRAUEN IM WIEN DER ZWISCHENKRIEGSZEIT	16
<i>Susanne Blumesberger</i> UNFASSBARE BIOGRAFIEN... VON DER MÖGLICHKEIT UND UNMÖGLICHKEIT, DEN LEBENSWEGEN JÜDISCHER FRAUEN NACHZUSPÜREN	22
<i>Christine Kanzler, Karin Nusko</i> KEINE HELDINNEN? ÖSTERREICHISCHE FRAUEN IM WIDERSTAND GEGEN DEN NATIONALSOZIALISMUS	30
<i>Klara Löffler</i> DAS (AUTO-)BIOGRAFISCHE INTERESSE. AUF EINE LANGE ZUKUNFT! VON DER TOPIK DER FINDUNG ZUR TOPIK DER ERFINDUNG	38
<i>Ingrid Roitner</i> HELENA ANTONIA AUS LÜTTICH EINE <i>VIRGO BARBATA</i> AM HOF DER ERZHERZOGIN MARIA IN GRAZ	41
<i>Felicitas Seebacher</i> „DIE MACHT DER IDEE“ – ROSA KERSCHBAUMER UND DIE ÖFFNUNG DER UNIVERSITÄT WIEN FÜR DAS „ANDERE“ GESCHLECHT	50
<i>Brigitte Dorfer</i> „SO ANSCHEINEND TRAGÖDIENLOS“ – DAS LEBEN VON MARTHA TAUSK	57
DIE AUTORINNEN	63

ISSN: 0020 - 2320

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST
63. JAHRGANG 2008, NR. 1-2, Euro 12,50

Linie des Blattes: Verständigung der Öffentlichkeit über die Arbeit des Instituts für Wissenschaft und Kunst sowie Veröffentlichungen von wissenschaftlichen Arbeiten, die damit in Zusammenhang stehen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der AutorInnen wieder und müssen nicht mit der redaktionellen Auffassung übereinstimmen.
Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft und Kunst. Redaktion, Layout: Dr. Thomas Hübel. Alle: 1090 Wien, Berggasse 17/1, Telefon: (1) 317 43 42, E-Mail: iwk.institut@aon.at, Homepage: <http://www.univie.ac.at/iwk>. Druck: AV+Astoria Druck, 1030 Wien, Faradaygasse 6, Telefon: (1) 797 85-0 / Fax: (1) 797 85-218

ILSE KOROTIN

10 JAHRE „FRAUEN SICHTBAR MACHEN“ *biografiA* – DATENBANK UND LEXIKON ÖSTERREICHISCHER FRAUEN

Am 1. Juli 1998 startete die Projektinitiative „biografiA. datenbank und lexikon österreichischer frauen“¹ mit dem Ziel einer epochenumspannenden historisch-biografischen Aufarbeitung österreichischer Frauenpersönlichkeiten.

Das Projekt *biografiA* ist eingebettet in die Tätigkeit der Dokumentationsstelle Frauenforschung, welche als autonomes Studentinnenprojekt an der Universität Wien ihren Anfang nahm und seit dem Jahr 1985 am Institut für Wissenschaft und Kunst verankert ist.

Vielseitigem Engagement ist es zu verdanken, dass die Datenbank *biografiA* derzeit Einträge zu rund 15.000 Frauen aus allen Wirkungsbereichen und Zeitepochen aufweisen kann. Der Erfolg des Unternehmens liegt vor allem auch im Aufbau eines Netzwerkes, in dem der Austausch mit in- und ausländischen ForscherInnen, mit Archiven, Bibliotheken und Dokumentationsstellen eine zentrale Rolle spielt.

Der zeitliche Rahmen des Projekts spannt sich von der erstmaligen Nennung Österreichs bis zur Gegenwart und bezieht sich auf Österreich in seinen jeweiligen historischen Grenzen, wobei Schwerpunkte im Bereich der Ersten Frauenbewegung, der jüdischen Geschichte, der Wissenschaftsgeschichte, der Widerstands- sowie der Exilforschung erkennbar sind.

Thematische Modulprojekte ermöglichten es ExpertInnen, einzelne biografische Themenbereiche intensiver zu bearbeiten, wodurch Kompetenzerweiterungen und Schwerpunktbildungen realisiert werden konnten.

biografiA bietet die Grundlage für weitergehende Forschungen im Bereich der feministischen Geschichtsforschung,

der Wissenschaftsgeschichte und Frauenforschung. Durch wissenschaftliche Projektarbeit, Publikationen und öffentliche Veranstaltungen wird *biografiA* national und international als Vernetzungsplattform für biografisch orientierte ForscherInnen wahrgenommen. Als interaktive Drehscheibe für MeinungsbildnerInnen aus Wissenschaft, Kunst und Kultur und den Medien fördert *biografiA* die Wahrnehmung für spezifisch weibliche Themen und Strukturen im öffentlichen Bewusstsein.

Das Jubiläumsheft zeigt einen Ausschnitt des Spektrums der fachspezifischen Kooperationen. Es beinhaltet biografische Studien, basierend auf Vorträgen im Arbeitskreis „*biografiA*. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung“ ebenso wie Berichte über mehrjährig durchgeführte Modulprojekte.

Zu danken ist allen KollegInnen, KooperationspartnerInnen, ForscherInnen und FreundInnen des Projekts, die in den vergangenen Jahren zum Erfolg von *biografiA* beigetragen haben.

ANMERKUNG:

1 Das Basisprojekt wurde vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur in vier Projektphasen finanziert. Thematische Modulprojekte konnten mit Unterstützung des Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank, des Zukunftsfonds der Republik Österreich, des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus sowie der MA 57 Frauenförderung und Koordinierung von Frauenangelegenheiten realisiert werden.

EDITH STUMPF-FISCHER

AM ANFANG WAR – EINE FUSSNOTE

„So fehlt in Österreich immer noch ein biographisches Lexikon der Frau: biographische Daten zu österreichischen Frauen müssen mühsam aus verschiedenen lexikalischen Quellen zusammengetragen werden. Dass ein solches Projekt auch in Zeiten europäischer ‚Sparpakete‘ realisierbar ist, zeigt das Beispiel eines vergleichbaren kleineren EU-Landes, nämlich Dänemark.“

Diese Sätze stehen auf S. 109 als Anmerkung 30 der Festschrift für Magda Strebl, der ersten Frau an der Spitze der Österreichischen Nationalbibliothek,¹ und sie stammen

aus dem Beitrag von Helga Hofmann-Weinberger und Christa Wille² mit dem Titel „Von der ‚Palatina‘ zur Virtual Library – Frauenspuren, Frauenberuf, Fraueninformation“.

Aufmerksam las ich als Herausgeberin der Festschrift die Beiträge und dieser Satz elektrisierte mich förmlich: Der Gedanke lag doch so nahe! Warum war er nicht schon früher aufgetaucht?

Um gleich vorwegzunehmen, was ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste: er war schon früher aufgetaucht – viel früher: unter der ersten Wissenschaftsministerin Dr.

Hertha Firnberg, von ihr sehr begrüßt und unterstützt, hatten Univ. Prof. Dr. Erika Weinzierl und Dr. Ruth Aspöck bereits biographische Daten über Frauen gesammelt. Doch sie mussten mit ganz einfachen Computern der ersten und zweiten Generation arbeiten, und woran das Projekt eigentlich gescheitert sei, seien die notwendigen materiellen Mittel gewesen. So sei diese Sammlung ein relativ stattlicher Torso geblieben, berichtet Erika Weinzierl.³ Dem Projekt *biografiA* aber sollte dieses Material (dank der Zustimmung von Erika Weinzierl) zugute kommen.

Doch so weit war es noch lange nicht. Zunächst mussten die zwei wesentlichen Voraussetzungen geklärt bzw. geschaffen werden, und das waren – wie stets – Personal und Geld.

Ich wandte mich an die für Frauenförderung zuständige Abteilung des Wissenschaftsministeriums und fand in ihrer Leiterin, Ministerialrätin Dr. Eva Knollmayer, die ich durch viele Jahre konstruktiver Zusammenarbeit im Ressort, insbesondere in der Kommission zur Förderung der Frauen im Bundesdienst kannte, und in ihrer Mitarbeiterin Dr. Roberta Schaller-Steidl größtes Verständnis, Beratung und nachhaltige Unterstützung. Im Zuge der Überlegungen, wer dieses Projekt leiten könnte, wurde beschlossen, eine diesbezügliche Anfrage an Frau Dr. Ilse Korotin zu richten, die Leiterin der Dokumentationsstelle Frauenforschung des IWK (Institut für Wissenschaft und Kunst); sie arbeitete gerade – gemeinsam mit Brigitta Keintzel – an einem einschlägigen Projekt, dem biographischen Lexikon „Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken“, das 2002 im Böhlau Verlag erschienen ist. Und sie sagte zu.

Hinsichtlich der Finanzierung fand das Projekt entscheidende Förderung durch das Wissenschaftsministerium (namentlich seien hier Sekt.Chef Dr. Sigurd Höllinger, Min.Rat Peter Seitz und Reg.Rat Robert Horvath genannt).

Die Durchführung erfolgte in mehreren Schritten: Die ersten Gespräche fanden im Sommer 1997 statt; bis Ende 1997 wurde der Strukturplan einer Vorbereitungsphase ausgearbeitet und 1998 durchgeführt; unter anderem wurden Stellungnahmen zahlreicher wissenschaftlicher Expertinnen eingeholt und vorgelegt, die das Projekt einhellig als wichtiges Desiderat begrüßten. Mit 1.7.1998 konnte die Realisierung in Angriff genommen werden.

Sehr förderlich erwies sich auch die Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Biographischen Lexikon der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, vertreten durch Dr. Elisabeth Lebensaft, unter anderem im Hinblick auf deren EDV-technische Erfahrung.

Was den Zeitrahmen betrifft, so wurde auf Wunsch des Wissenschaftsministeriums zunächst die Priorität auf das 19. und 20. Jahrhundert gelegt, dabei jedoch stets der gesamte Zeitraum der Geschichte Österreichs im Auge behalten.

Besonderes Gewicht wurde von Anfang an auf die Berücksichtigung frauenspezifischer Erfordernisse gelegt; so werden alle eruierten Namensformen vermerkt und zusammengeführt, weil die bei Frauen häufigen Namensänderungen, meist durch Heirat, zum Verschwinden von Frauenspuren führen können. Auch wurde unter den „Eckdaten“ neben dem am männlichen Lebensverlauf

orientierten Begriff „Beruf“ der bei Frauen oft eher zutreffende Begriff „Wirkungsbereich“ eingeführt u. a. m.

Bei der Auswahl der Personen herrscht das Bemühen, möglichst weit über den traditionellen Kanon berühmter Frauen und typischer Kategorien (wie Herrscherinnen, Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen...) hinauszugehen.

Nun sind inzwischen erfreulicherweise bereits zahlreiche biographische Arbeiten über Frauengruppen wie Komponistinnen, Malerinnen, Politikerinnen u. a. erschienen. Aber es gibt noch viele bisher zu wenig beachtete Bereiche – oder auch Frauen, die zu keiner dieser Gruppen gehören; hier erfüllt *biografiA* eine wichtige Funktion. Dazu ein Beispiel: es gibt eine Margaretha Lupac-Stiftung für Parlamentarismus und Demokratie, die alle zwei Jahre einen Preis vergibt. Im Österreich-Lexikon scheint sie nicht auf. Im Internet erfährt man, dass Frau Margaretha Lupac, Jahrgang 1910, mit letztwilliger Verfügung ihr ganzes Vermögen dem Parlament vermachte. Zum Andenken an sie wurde 2001 die Stiftung eingerichtet. Doch wer war diese Frau? Antwort auf diese Frage gibt die Datenbank *biografiA*, denn Frau Dr. Susanne Sanystin (Parlament) ging dem Lebensweg von Margaretha Lupac nach und stellte die Ergebnisse ihrer Nachforschung der Datenbank zur Verfügung.

Das Projekt *biografiA* hat jedoch nicht nur eine möglichst breite Erfassung aller Lebensbereiche zum Ziel, sondern auch eine erweiterte Spurensuche, die möglichst tief in die Vergangenheit reicht. Sie ist die Voraussetzung für eine geschichtliche Betrachtung – womöglich bis zu den ersten als individuelle Persönlichkeiten fassbaren Frauen im Gebiet des heutigen Österreich, zum Beispiel Frauen, die hier zur Römerzeit lebten: Wer waren sie, wie lebten sie, „die Alte von Lendorf“ etwa, eine offenbar vornehme Frau aus dem 2. Jh. n. Chr. im heutigen Kärnten, oder Aurelia Primula, ebenfalls in Kärnten, die „ihrem über alles geliebten, verdienstvollen Ehemann“ Iulius Caius im 3. Jh. n. Chr. einen Grabstein errichten ließ; oder die Attilia im 1. Jh. n. Chr. in der heutigen Steiermark, in ihrer norischen Tracht mit breiter Polosmütze, und viele andere, über die Grabsteine und Inschriften berichten? Anhand epigraphischer und archäologischer Zeugnisse könnten zahlreiche Frauen aus dieser Zeit in das Licht der Geschichte geholt werden.

Das Projekt *biografiA* trägt den Untertitel „Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen“ und damit ist ein Programm ausgedrückt: Begonnen wurde mit dem Sammeln möglichst vieler Daten unterschiedlichsten Umfangs und dies zweckmäßigerweise in Form einer Datenbank. Doch von Anfang an bestand die Absicht, die dafür geeigneten Daten auch in gedruckter Form als Lexikon zu publizieren, und dieses Ziel wurde nie aus den Augen verloren.

Nun konnte – wieder dank der Unterstützung durch das Wissenschaftsministerium – auch dieser zweite wichtige Schritt in Angriff genommen werden.

Und so ist der Zeitpunkt absehbar, wo aus der kleinen Fußnote nicht nur eine Datenbank mit tausenden Eintragungen, sondern auch ein mehrbändiges Lexikon hervorgehen wird.

ANMERKUNGEN:

- 1 Edith Stumpf-Fischer (Hg.): Der wohlinformierte Mensch – Eine Utopie. Graz 1997.
- 2 Inzwischen Bittermann-Wille.
- 3 Einleitung S. 10 f. In: Elisabeth Lebensaft (Hg.): Frauen-

biografieforschung. Desiderate der österreichischen Frauenbiografieforschung. Wien 2001. (Österreichisches Biographisches Lexikon – Schriftenreihe. 7.) Je ein Exemplar des Endberichts befindet sich am IWK (Institut für Wissenschaft und Kunst), am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien und in der Bibliothek des Österreichischen Biographischen Lexikons.

CHRISTA BITTERMANN-WILLE
HELGA HOFMANN-WEINBERGER

KLEINE RANDBEMERKUNG, GROSSE WIRKUNG

„So fehlt in Österreich immer noch ein biographisches Lexikon der Frau: biographische Daten zu österreichischen Frauen müssen mühsam aus verschiedenen lexikalischen Quellen zusammengetragen werden.“

Diesen „Stoßseufzer“ haben wir 1997 nach fünf Jahren praktischer Arbeit in frauenspezifischer Information und Dokumentation schriftlich an die Frauen-Community geschickt.

Denn bereits in den Anfangs- und Aufbaujahren von Ariadne, der frauenspezifischen Servicestelle an der Österreichischen Nationalbibliothek, war die Arbeit mit (bio-) bibliographischen Nachschlagewerken über Frauen eine „conditio sine qua non“ – aber sie wurde uns auch in unserer großen Universalbibliothek nicht leicht gemacht. Wenn die sogenannten Klassiker der biographischen Nachschlagewerke, wie das „Österreichische Biographische Lexikon“ oder „der Wurzbach“ kein gewünschtes Ergebnis lieferten, war guter Rat „teuer“. Denn die Anzahl frauenspezifischer deutschsprachiger Lexika – so wir sie in den Katalogen und Sammlungen ausfindig machten – konnte an den „berühmten zehn Fingern“ abgezählt werden.

Glück hatten wir noch, wenn es um die Suche nach Schriftstellerinnen ging: Da konnten wir in den „Biographien der österreichischen Dichterinnen und Schriftstellerinnen“ der engagierten niederösterreichischen Lehrerin Marianne Nigg oder in Sophie Patakys „Lexikon deutscher Frauen der Feder“ aus dem Jahr 1898 fündig werden. Schwieriger wurde die Suche nach biographischen Daten von Künstlerinnen, Politikerinnen, Journalistinnen – geradezu unmöglich nach Wissenschaftlerinnen und Frauenrechtlerinnen – hoffnungslos, wenn diese Frauen auch noch ins Exil mussten oder von den Nazis ermordet wurden. Biografieforschung war stets in männlicher (Wissenschafts-)Hand, daher war der weibliche Anteil in Lexika und Nachschlagewerken nur mühsam zusammenzutragen.

Da ging es unseren Kolleginnen aus dem angelsächsischen Raum um vieles besser – dort hatte die Frauenforschung bzw. Feministische Forschung ab den 1970er Jahren sowohl auf theoretischem Gebiet, als auch in den einzelnen Wissenschaftsdisziplinen einen immensen Auf-

schwung genommen. Viele grundlegende bibliographische Nachschlagewerke entstanden – hier seien nur einige erwähnt: „The book of women's firsts“ (1992), „Chambers biographical dictionary of women“ (1996), „European immigrant women in the United States: a biographical dictionary“ (1994).

Leider waren diese wegen ihres geographischen Schwerpunkts für FrauenforscherInnen hierzulande nur eingeschränkt von Nutzen. Die skandinavischen Länder waren nicht nur mit ihrer schwedischen Literatur-Datenbank KVINNSAM für uns ein Vorbild – sie hatten auch bei der Erarbeitung historischer Frauendaten, mit dem „Dansk Kvindebiografisk Leksikon“ (vier Bände), das mittlerweile auch online abfragbar ist, die Nase vorn. Doch wer war schon der dänischen Sprache mächtig?

Erste zaghafte deutschsprachige Versuche, den biographischen Frauenanteil sichtbar zu machen, waren das Schweizer „Lexikon der Frau“ (1953-54) und die deutschen Publikationen „Jüdische Frauen im 19. und 20. Jahrhundert“ (1993) oder „Frauen, die die Welt bewegten: geniale Frauen, der Vergangenheit entrissen“ (1997) und „Frauen der Antike: von Aspasia bis Zenobia“ (1994).

Die letzten zehn Jahre brachten endlich den innovativen und erwünschten Durchbruch für die Frauenbiografieforschung: Dank biografIA ist eine biografische Datenbank *und* ein Lexikon österreichischer Frauen längst kein Desideratum mehr, sondern ein äußerst nützlich Instrumentarium geworden. Frauenspezifische Kriterien bei der Erarbeitung der Datensätze, ein themenspezifisches Modulsystem, das Wissenschaftlerinnen, Kinder- und Jugendbuchautorinnen, Frauenrechtlerinnen etc. in den Fokus stellt, haben dieses Frauenprojekt zu einem international renommierten Vorzeigemodell gemacht. Für die Aufarbeitung unseres historischen Bestandes, für viele biografische Anfragen an Ariadne, gibt es jetzt eine Rechercheadresse: www.biografia.at.

Wir freuen uns, dass wir diesen Stein ins Rollen gebracht haben, dass Edith Stumpf „unseren Faden aufnahm“ und dass Ilse Korotin und ihr Team dieses Frauenprojekt seit zehn Jahren unermüdlich tragen, expandieren und am Leben gehalten haben.

BRIGITTE BISCHOF

NATURWISSENSCHAFTERINNEN AN DER UNIVERSITÄT WIEN BIOGRAFISCHE SKIZZEN UND ALLGEMEINE TRENDS¹

AUSGANGSPUNKT UND EINLEITUNG

Die Suche nach den Frauen in der Wissenschaft ist ein erster und zentraler Punkt feministischer Auseinandersetzung mit (Natur-)Wissenschaft.

Seit den achtziger Jahren finden sich vermehrt historische Studien, Biografien und Biografien-Sammlungen über Frauen, die bedeutende Beiträge zur wissenschaftlichen Entwicklung geliefert haben, aber in der wissenschaftshistorischen Literatur weitgehend ignoriert wurden.² Die Bücher erzählen vom Leben der Töchter Hypatias³, von „uneasy careers“⁴, ihrem lautlosen Aufbruch⁵, von patenten Frauen⁶ und schönen Geistern⁷, und dass aller Männerkultur zum Trotz⁸ nicht nur Mme Curie⁹ Lorbeeren erntete.¹⁰

Die Biografien dieser Frauen zeigen, dass sie zu eben solchen Leistungen fähig sind, wie ihre Kollegen, dass auch sie würdig sind, große Preise entgegenzunehmen. Diese Würdenträgerinnen sind sichtbare und lebendige Argumente gegen jene Stimmen, die Frauen jegliche Fähigkeit zu wissenschaftlicher Arbeit abgesprochen haben. So wertvoll ihre Geschichten als Vorzeigebeispiele sein können, so wenig sind sie repräsentativ für die Situation von Frauen in der Wissenschaft.

Die Motivation für vorliegendes Projekt bestand in der Hypothese, dass bei systematischer Suche und besonderem Augenmerk auf alle Ebenen der Universität mehr Frauen in den Naturwissenschaften zu finden sein werden. Diese Frauen sollten benannt und ihre Leistungen gewürdigt werden. Damit wird einerseits der Anteil von Frauen an der Wissensproduktion und deren Weitergabe nach dem Motto „righting the record“¹¹ thematisiert. Andererseits werden durch die möglichst vollständige Recherche, die sich nicht auf die wenigen besonders erfolgreichen beschränkt, Diskriminierungsmechanismen aufgezeigt.

Ein oberflächlicher Blick auf die wenigen, offiziell anerkannten Wissenschaftlerinnen wird dem Beitrag von Frauen nicht gerecht. Um das Leben und Wirken von Wissenschaftlerinnen, und im Speziellen von Naturwissenschaftlerinnen, dem schleichenden Vergessenwerden zu entreißen, ist eine genauere und detailliertere Betrachtung notwendig. Eine systematische Aufarbeitung der Situation von Frauen in Naturwissenschaft, wie sie am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte zum Beispiel für Deutschland aufbereitet wurde¹², fehlte für den österreichischen Raum.

Der Zugang zur Analyse der Situation von Frauen in den Naturwissenschaften in Österreich erfolgte mit der biografischen Methode. Ausgehend von den Dissertationsverzeichnissen und mittels der Personalstandsverzeichnisse der Universität Wien begann die Suche nach Lebensläufen und Geschichten der Absolventinnen der naturwissenschaftlichen Studienfächer sowie der an den jeweiligen Instituten (bezugnehmend auf die heute Formal- und Naturwissen-

schaftliche Fakultät, die erst 1975 aus der Aufteilung der Philosophischen Fakultät hervorging) tätigen Frauen. Die Definition „Naturwissenschaftlerin“ wurde recht breit gefasst. In das Sample aufgenommen wurden Frauen, die an der Universität Wien eine naturwissenschaftliche Dissertation verfasst haben, bzw. an einem der entsprechenden Institute als Mitarbeiterin angeführt wurden.

Nach der Vorstellung der ersten Studentinnen der Naturwissenschaften an der Universität Wien wird im Folgenden die Entwicklung des Frauenstudiums der Naturwissenschaften vorgestellt. Es wird ein Überblick über Zahl, Verteilung und den weiteren Werdegang der Absolventinnen der naturwissenschaftlichen Studienzweige an der Universität Wien geboten. Über die Beschreibung einzelner Biografien hinausgehend sollten Möglichkeiten und Grenzen von Naturwissenschaftlerinnen aufgezeigt, Trends und Entwicklungen ausgemacht, unterstützende und/oder ausschließende Mechanismen beleuchtet und gängige herrschende Vorurteile als solche erkannt und demontiert werden. Abschließend werden die Biografien von zwei Naturwissenschaftlerinnen ausführlicher vorgestellt.

DIE ERSTEN

Die erste Promotion einer Frau, die ihr Studium auch wirklich an der Wiener Universität absolviert hatte, fand im Juni 1900 statt.¹³ Es handelte sich um den Studienabschluss der Mathematikerin Cäcilie Wendt¹⁴. Sie gehörte zu den drei Frauen, die im Wintersemester 1897/98, dem ersten Semester nach Zulassung von Frauen zum Hochschulstudium, als ordentliche Hörerinnen an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien inskribieren konnten. Sie promovierte mit einer mathematischen Arbeit, die bereits ihre zweite wissenschaftliche Veröffentlichung darstellte.¹⁵ Im selben Jahr legte sie die Lehramtsprüfung¹⁶ ab und wirkte bis zum Ersten Weltkrieg an der gymnasialen Mädchenmittelschule des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien¹⁷ und veröffentlichte nebenbei physikalische Arbeiten.¹⁸

Ein Jahr nach ihr promovierte Emma Ott¹⁹ in Botanik. Auch sie hatte bereits im Wintersemester 1897/98 als ordentliche Hörerin an der philosophischen Fakultät inskribiert und während ihres Studiums erste Arbeiten veröffentlicht.²⁰ Anschließend an ihr Studium in Wien wirkte sie als Hilfsassistentin an der Lehrkanzel für Botanik an der Prager deutschen Universität bei Günther Beck von Mannagetta.²¹

Neben diesen ‚Ersten‘ finden wir weitere Mathematikerinnen, Botanikerinnen, Chemikerinnen, Physikerinnen, Mineraloginnen, etwas später auch Meteorologinnen und Geologinnen (siehe Tabelle). Ein Blick auf die heute meist unbekanntesten Absolventinnen der ersten Jahre offenbart uns zahlreiche erstaunliche Lebensskizzen.²²

Tabelle: Pionierinnen der einzelnen Studienrichtungen

Botanik	Emma Ott	1901
Chemie	Margarete Furcht	1902
Geologie	Martha Furlani	1910
Mathematik	Cäcilie Wendt	1900
Meteorologie	Flora Hochsinger	1910
Mineralogie	Hilda Gerhart	1905
Pharmakognosie	Editha Siersch	1925
Physik	Olga Steindler	1903
Zoologie	Henriette Boltzmann	1905

ENTWICKLUNG DES FRAUENSTUDIUMS IN DEN NATURWISSENSCHAFTEN

Auf der Ebene der Studierenden sehen wir, dass sofort nach Zulassung zum Hochschulstudium Frauen diesen Weg eingeschlagen und in vielen Fällen naturwissenschaftliche Fächer gewählt haben.

In der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts haben insgesamt zirka 1100 Frauen eine Dissertation in einem naturwissenschaftlichen Studienfach eingereicht.

Das Fach Chemie zählt in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts in den Naturwissenschaften allgemein und unter den Naturwissenschaftlerinnen zur beliebtesten Disziplin.²³ An zweiter Stelle an der Universität Wien liegt die Botanik gefolgt von der Physik. Bereits deutlich geringer ist die Zahl der Zoologinnen, wobei die Zoologie noch zu den größeren Studienrichtungen zählt. Mathematik und Pharmazie, die aber erst seit Mitte der zwanziger Jahre einen Doktoratsabschluss besitzt, bilden die Brücken zu den kleinen Disziplinen der Geowissenschaften. Mit nur vier Dissertantinnen bildet die Astronomie das Schlusslicht. Insgesamt unterscheidet sich die Aufteilung der Dissertationen auf die einzelnen Fächer erheblich von der heutigen Zeit. Nicht die biologischen Disziplinen, sondern Chemie, Physik und verwandte Fachrichtungen liegen mit einem Anteil von in Summe 59% gegenüber 36% für Botanik und Zoologie weit vorne bei der Fächerwahl der Naturwissenschaftlerinnen.²⁴

Daneben ist die Verteilung der Dissertationen über die Jahre je nach Disziplin recht unterschiedlich. In den biologischen Wissenschaften weist die Anzahl der Dissertationen eine relativ gleichmäßige Verteilung auf, während im Vergleich dazu in Chemie und Physik deutliche Schwankungen erkennbar sind. In den Zwanzigern ist ein Boom der Chemie zu erkennen, der in den Dreißigern von der Physik abgelöst wird.

Eine genauere Analyse der Absolventinnenzahlen in den einzelnen Disziplinen und deren zeitliche Entwicklung veranschaulicht das unterschiedliche Interesse der Frauen im naturwissenschaftlichen Bereich. Diese Entwicklung kann andererseits als Indikator für die unterschiedliche Aufnahme und die verschieden wahrgenommenen Möglichkeiten der Studentinnen gewertet werden.

Rückblickend wird oft davon ausgegangen, dass Studentinnen bei ihrer Fächerwahl immer schon die sogenann-

ten ‚weichen‘ Geisteswissenschaften den ‚harten‘ Naturwissenschaften vorgezogen hätten. In Bezug auf die Absolventinnen an der Universität Wien kann dies als unzulässiger Rückschluss und Vorurteil entlarvt werden.

Ein Vergleich der Dissertationenzahlen von Frauen in den naturwissenschaftlichen Fächern mit der Entwicklung der allgemeinen Absolventinnenzahl der Philosophischen Fakultät²⁵ gibt schnell Aufschluss über den hohen Anteil der Naturwissenschaften. Bis 1930 entspricht die Zahl der naturwissenschaftlichen Dissertationen einem Anteil von zirka 40 Prozent der an Frauen vergebenen akademischen Grade ‚Doctor philosophiae‘. Die Studienwahl der Studentinnen zeigt insgesamt ein breites Interessenspektrum der Frauen und weist keine klaren Schwerpunkte in Richtung Literatur- oder Sprachstudien auf.²⁶

Dass es sich bei der Studienfachwahl der Studentinnen nicht unbedingt um spezifisch weibliche Vorlieben handelte, zeigt der Vergleich mit der allgemeinen Studienverteilung, beziehungsweise die Analyse des Frauenanteils in den jeweiligen Fachrichtungen.

Entgegen der Annahme, Frauen wären in den naturwissenschaftlichen Disziplinen seit jeher in gleichem Maße unterrepräsentiert, ist die Präsenz von Naturwissenschaftlerinnen an der Universität Wien gerade in der Zwischenkriegszeit bemerkenswert. In der Mathematik beträgt der Frauenanteil in der Zwischenkriegszeit 28 Prozent.²⁷ In der Physik liegt er in den dreißiger Jahren im Schnitt sogar bei 35 Prozent.²⁸ Erste Analysen für die größeren Studienfächer liefern einen durchschnittlichen Frauenanteil bei den Dissertationen zwischen zirka 20 Prozent (z. B. Chemie) und 40 Prozent (z. B. Botanik).

WEITERER WERDEGANG DER NATURWISSENSCHAFTLERINNEN

Was wurde aus den Naturwissenschaftlerinnen nach dem Studium, wie sah ihr weiterer Werdegang aus? Während bis zum Studienabschluss die Unterlagen im Archiv der Universität gesammelt vorliegen, gestaltet sich die Recherche nach dem weiteren Werdegang der Absolventinnen ungleich schwieriger. Über die Studienmotivation geben die Studienunterlagen nur in den seltensten Fällen Auskunft. Meist fiel jedoch ohnehin erst nach der Promotion die Entscheidung über den weiteren Werdegang, ob die wissenschaftliche Tätigkeit fortgesetzt werden konnte, der Weg ins Lehramt gewählt, ganz andere Wege eingeschlagen oder der Rückzug ins Private folgte.

Für eine allgemeine Darstellung der beruflichen Situation der Universitätsabsolventinnen in den ersten Jahrzehnten kann auf den Bericht von Marie Fessler im ‚Handbuch der Frauenarbeit in Österreich‘ zurückgegriffen werden:²⁹ An den Hochschulen, auf der Ebene der Hochschulassistentinnen, gibt es laut Fessler in Wien eine reine Chemikerin, eine ‚Dr.chem.pharm.‘ und zwei ‚Dr.pharm.‘ in Graz, sowie drei Physikerinnen, eine Mathematikerin und eine Astronomin an ausländischen Universitäten. Im Gemeindedienst erwähnt sie zwei Chemikerinnen, die im Bereich der Fürsorge tätig sind, und in der Sozialversicherung vier

Chemikerinnen und eine Pharmazeutin, die im Laboratoriumsdienst bei den Krankenkassen durchaus auch Aufstiegschancen hätten. In einem eigenen Abschnitt geht Fessler auf weitere Berufsmöglichkeiten von Chemikerinnen und Physikerinnen ein. Sie zählt eine Abteilungsleiterin in der Heilmittelstelle und eine Analytikerin im Volksgesundheitsamt und weiters ein weibliches Vorstandsmitglied in einer chemisch-technischen Versuchsanstalt auf. In der Industrie sind vorwiegend Laboratoriumschemikerinnen beschäftigt, nur in einem Betrieb gibt es eine Abteilungsleiterin. Insgesamt kommt sie in Wien auf zwölf Chemikerinnen und österreichweit etwa auf 25. Bei den Physikerinnen geht Fessler ebenfalls von zwölf Anstellungen aus, davon einige in der Glühlampenindustrie. Kurz geht sie in ihrer Zusammenstellung auf die Bereiche Pharmazie und Versicherungsmathematik ein, für letzteres verzeichnet sie drei Doktorinnen. Abschließend weist sie noch auf den Beruf der Patentanwältin als Möglichkeit für Naturwissenschaftlerinnen hin.

Zusammenfassend resümiert Marie Fessler über die arbeitende Frau in den akademischen Berufen, dass von den in den ersten 30 Jahren Frauenstudium promovierten Akademikerinnen etwa 20 Prozent in ihrem Beruf tätig gewesen seien. Hauptberuflich wissenschaftlich tätig gewesen, schätzt sie, seien etwa zwei Prozent. Dabei nicht betrachtet wurden die Bereiche Medizin und das Mittelschullehramt.

Letzteres scheint jedoch eine nahe liegende Berufsperspektive für gebildete Frauen zu sein, zudem der Beruf der Lehrerin einen angesehenen Frauenberuf darstellte. Viele der Naturwissenschaftlerinnen haben tatsächlich neben der Promotion auch eine Lehramtsprüfung abgelegt. Bei den Mathematikerinnen waren es zwei Drittel, bei den Physikerinnen der Zwischenkriegszeit etwa 40 Prozent. Im letzteren Fall konnte gezeigt werden, dass Frauen damit überdurchschnittlich oft diesen zusätzlichen Weg gewählt haben.³⁰

Offen bleibt die Frage, ob das Doktorat oder das Lehramt die ursprüngliche Motivation zum Studium war. Fakt ist, dass für das Lehramt an Mittelschulen eine Dissertation nicht vorgeschrieben war, gleichzeitig kann der jeweilige zweite Abschnitt als mögliche Verbesserung der Jobchancen angestrebt worden sein. Ob die Lehramtskandidatinnen auch als Mittelschullehrerinnen tätig waren, ist noch nicht systematisch untersucht. Einige Absolventinnen sind jedoch später sogar als Schulleiterinnen zu finden.³¹

Eine Form der Sichtbarkeit einer wissenschaftlichen Tätigkeit sind Publikationen. Die Ernsthaftigkeit und Güte des Frauenstudiums kann anhand des hohen Anteils von Studentinnen mit Veröffentlichungen gemessen werden. Insgesamt konnte bei mittlerweile 22 Prozent der Naturwissenschaftlerinnen im Minimum eine Veröffentlichung recherchiert werden. In der Mathematik oder der Chemie hat jede vierte Dissertantin zumindest eine Veröffentlichung, bei den Physikerinnen liegt die Rate bei 39 Prozent. Die unterschiedliche Publikationsrate in den einzelnen Fächern entspricht einerseits den Gegebenheiten, andererseits fehlt, insbesondere in den Biowissenschaften, noch die gründliche Durchsicht der entsprechenden Referatsorgane.

Bei zirka vierzehn Prozent der Absolventinnen konnten bislang Hinweise auf eine weitergehende wissenschaftliche Tätigkeit gefunden werden. In den seltensten Fällen sind

diese Hinweise in einschlägigen Verzeichnissen und Lexika zu finden. Im „Biografisch-literarischen Handwörterbuch der exakten Naturwissenschaften“³², ursprünglich herausgegeben von Johann C. Poggendorff, sind vierzehn österreichische bzw. in Österreich tätige Naturwissenschaftlerinnen genannt. Das sind immerhin fast ein Viertel der Frauen, die bis zu Band 7a einen Eintrag erhalten haben. Aber auch im „Lexikon der Naturwissenschaftlerinnen und naturkundigen Frauen Europas“³³, welches über 500 Einträge enthält, kommen nur rund ein Dutzend österreichische Naturwissenschaftlerinnen vor.³⁴

AUSSERUNIVERSITÄRE MÖGLICHKEITEN

Die beruflichen Aussichten für junge WissenschaftlerInnen waren insbesondere in der Nachkriegszeit in Österreich wenig hoffnungsvoll und ähnlich wie ihre Kollegen suchten Wissenschaftlerinnen außerhalb der Universität oder im Ausland nach Betätigungsfeldern, zum Beispiel an den neu errichteten Kaiser-Wilhelm-Instituten in Deutschland³⁵, bzw. finanzierten Auslandsaufenthalte mit Stipendien.³⁶

An der Akademie der Wissenschaften in Wien hatten sich ebenfalls neue Institute etabliert, an denen auch Frauen willkommen waren. Wie zum Beispiel das Institut für Radiumforschung, welches auf eine private Stiftung zurückging und an dem sich bis 1938 besonders viele Wissenschaftlerinnen sammelten.³⁷ Ein erheblicher Teil der von Frauen verfassten Dissertationen aus dem Bereich der Physik ist an diesem Institut durchgeführt worden, aber auch nach dem Studium bot das Institut vielen Frauen die Möglichkeit der wissenschaftlichen Tätigkeit, die in den institutseigenen Veröffentlichungen³⁸ ihren Niederschlag findet.

Ähnlich verhält es sich mit der Biologischen Versuchsanstalt. Dieses privat gegründete Labor wurde 1914 der Akademie übergeben. Auch hier waren in der Zwischenkriegszeit viele Wissenschaftlerinnen tätig.³⁹

Die erste Frau, die über eine längere Zeit am Radiuminstitut forschte und in den Mitteilungen veröffentlichte, war die Chemikerin Stefanie Horovitz⁴⁰. Sie arbeitete in den Jahren des Ersten Weltkrieges gemeinsam mit Otto Hönigschmid zu Atomgewichtsbestimmungen. Nach dem Ende des Krieges und dem Zerfall der Österreich-Ungarischen Monarchie trennten sich die Wege der beiden WissenschaftlerInnen. Horovitz verließ die Naturwissenschaft und wir finden sie in der Zwischenkriegszeit wieder als Mitglied im Verein für Individualpsychologie.⁴¹

Neben den Frauen im Personalstand des Institutes⁴² finden sich zahlreiche weitere Frauen als freie Mitarbeiterinnen. Als Beispiel sei hier Marietta Blau⁴³ angeführt, die in den letzten Jahren auch die Aufmerksamkeit der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte erlangte.⁴⁴ Die Physikerin hat nach dem Studienabschluss in Wien zunächst am Zentralröntgeninstitut und am Wiener Institut für Radiumforschung gearbeitet. Anschließend ging sie nach Berlin, wo sie in einer Röntgenröhrenfabrik beschäftigt war, bis sich ihr die Möglichkeit bot, bei Friedrich Dessauer in Frankfurt am Main am Institut für physikalische Grundlagen der Medizin als Assistentin angestellt zu werden. Aus persönlichen

Gründen musste sie jedoch 1923 nach Wien zurückkehren. Hier wirkte sie bis zu ihrer Emigration 1938 als freie Mitarbeiterin am Institut für Radiumforschung. Als sie sich nach den Möglichkeiten einer eventuellen Habilitation erkundigte, soll die Antwort gelautet haben, als Frau und Jüdin hätte sie keine Chance.⁴⁵ Der latente Antisemitismus verwehrte besonders jüdischen Wissenschaftlerinnen den Zugang zu einer universitären Karriere.

UNIVERSITÄRE ANBINDUNGEN

Erste Anstellungen von Frauen an den Instituten der Universität Wien werden in den Kriegsjahren sicht- und nachweisbar.⁴⁶ Fast an jedem Institut sind eine oder auch mehrere Frauen als Kriegersatzkräfte zu finden. Während des Ersten Weltkrieges und in den ersten Jahren danach wurden Frauen als Ersatzkräfte für zum Militär einberufene Männer bzw. in Ermangelung von männlichen Bewerbungen an naturwissenschaftlichen Instituten der Universität Wien angestellt.

An fast jedem der naturwissenschaftlichen Institute finden wir eine solche ‚Ersatzkraft‘, sei es z. B. Elisabeth Norst am Ersten Physikalischen Institut, Ludmilla Stenzel am Botanischen Institut, Margarethe Erban am Pflanzenphysiologischen Institut, Martha Weithofer am Ersten Zoologischen Institut, Rautgundis Rotter am Zweiten Chemischen Laboratorium oder Brunhild Hellwig am Mineralogischen Institut. Auch an den entsprechenden Instituten der medizinischen Fakultät finden wir Chemikerinnen, z. B. Marianne Soffner am Institut für angewandte medizinische Chemie.

Im Folgenden soll stellvertretend die Mineralogin Brunhild Hellwig vorgestellt werden, die laut Personalstandsverzeichnis von 1919/20 bis 1921/22 am Mineralogischen Institut der Universität Wien tätig war.

1896 in Suczawa in der Bukowina als Tochter des Oberpostverwalters geboren, besuchte Brunhild Hellwig zunächst die Volksschule und das öffentliche Mädchenlyceum. Nach der Lycealmatura belegte sie den zweijährigen Realgymnasial-Kurs am Staatsgymnasium Suczawa und legte im November 1915 die Reifeprüfung ab. In den Kriegsjahren kam sie nach Wien und inskribierte an der Universität. Noch während des Studiums wurde sie am mineralogischen Institut bei Cornelio Doelter angestellt. Im ersten Antrag⁴⁷ versuchte Doelter, sie als Assistentin zu bestellen, mangels eines Studienabschlusses wurde jedoch nur ein Demonstratorenstipendium bewilligt. Ihre Anstellung wurde daraufhin regelmäßig und zuletzt bis 30.9.1923 verlängert. Hellwig hatte 1920 ihr Studium mit der Dissertation „Versuch über die Entstehung von Tonerdephosphaten“ bei Doelter abgeschlossen und 1923 die Lehramtsprüfung für Naturgeschichte und Geografie abgelegt. Ab 1925 unterrichtete Flasch-Hellwig, die inzwischen geheiratet hatte, Naturgeschichte und Geografie und wurde 1933 pragmatisiert. Daneben legte sie 1926 die Lehramtsprüfung für Esperanto ab und bemühte sich ab 1928 wiederholt aber vergeblich um ein diesbezügliches Lektorat an der Universität Wien.⁴⁸

Ähnlich wie bei Hellwig nimmt die universitäre Laufbahn bei einigen ‚Ersatzkräften‘ zunächst einen relativ normalen

Verlauf. Sie werden, oft noch während des Studiums, als Demonstratorinnen oder über ein Stipendium angestellt, wechseln in einer der folgenden Perioden auf eine höher renommierte und auch höher remunerierte Position und erhalten schließlich eine Anstellung als (außerordentliche) Assistentin. Im Unterschied dazu finden wir aber auch Beispiele mit willkürlichem Wechseln zwischen den einzelnen Karrierestufen. Meist sind die weiblichen Ersatzkräfte in einer niedrigeren Position als die vertretenen Kollegen eingestuft und ihre Verweildauer ist relativ gering.

ENTWICKLUNG DER UNIVERSITÄREN MÖGLICHKEITEN

Nach sechs Jahren Anstellung an einem Institut bestand die Pflicht, sich zu habilitieren, da die Stelle ansonsten nicht mehr verlängert werden konnte. Jedoch gelang es Frauen nur in Ausnahmefällen, sich weiter wissenschaftlich zu qualifizieren und eine Hochschullaufbahn anzutreten.

Diese Hürde der universitären Laufbahn zu überwinden, versuchte erstmals Leonore Brecher, die nach mehrjähriger Forschungstätigkeit an der Biologischen Versuchsanstalt um Habilitation ansuchte. Die Zoologin reichte 1923 ihr Gesuch ein, welches nach einigen Verzögerungen 1926 abgelehnt wurde.⁴⁹

Auch die Physikerin Marie Anna Schirmann, die acht Jahre als außerordentliche Assistentin am Dritten Physikalischen Institut angestellt war, suchte 1930 vergeblich um Habilitation an.

Im ersten Fall wurde der Kandidatin die persönliche Eignung abgesprochen. Im zweiten Fall wurde die persönliche Eignung nicht mehr bezweifelt, dafür die fachliche abgesprochen. Neben frauenfeindlichen Vorbehalten dürfte Antisemitismus mitgespielt haben. Die unterschiedliche offizielle Argumentationsweise weist desgleichen auf einen langsamen Wandel der Einstellung der Professoren hin.

Waren diese Versuche noch vergeblich, kommt es ab 1933 zu den ersten erfolgreichen Habilitationen von Naturwissenschaftlerinnen an der Philosophischen Fakultät⁵⁰ der Universität Wien. Das erstaunliche an diesem Verlauf liegt in der widersprüchlichen Entwicklung der Absolventinnenzahlen im Vergleich zu den weiteren universitären Berufsmöglichkeiten.

In der Schweiz, wo Frauen bereits weitaus früher zum Hochschulstudium zugelassen waren, finden sich auch entsprechend früher habilitierte Naturwissenschaftlerinnen.⁵¹ Auch in den deutschen Ländern, wo die Immatrikulation von Frauen vergleichsweise spät, vor allem später als in Österreich, geregelt wurde (zwischen 1900 in Baden und 1908 in Preußen und 1909 in Mecklenburg),⁵² sind die ersten Habilitationen von Naturwissenschaftlerinnen früher möglich. Mit Lise Meitner (1922) und Hilde Geiringer-Pollaczek (1927) begegnen uns bezeichnenderweise zwei ehemalige Absolventinnen der Universität Wien, die nach Berlin gegangen waren, da sie in Wien keine adäquaten Möglichkeiten zur Fortführung ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit gesehen hatten.

ERSTE ERFOLGREICHE HABILITATIONEN

Die Offenheit der Naturwissenschaften an der Universität Wien gegenüber Frauen, die sich in den Dissertationszahlen zu zeigen schienen, fand offenbar ein Ende, sobald sie eine universitäre Laufbahn anstrebten und nicht mehr mit der Stellung als Assistentin zufrieden waren. Insofern bilden die erfolgreichen Habilitationen im Bereich der Naturwissenschaften an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien eher die Ausnahme.

Hier habilitierte sich als erste Frau eine Physikerin, die zunächst eigentlich gar nicht beabsichtigt hatte, zu studieren. Franziska Seidl⁵³ (1892-1983) hatte als 19jährige den Gymnasiallehrer Wenzel Seidl geheiratet, der u.a. auch Physik unterrichtete. Nach dem Tod ihres Mannes im Ersten Weltkrieg holte sie die Matura nach, um an der Universität Wien zu studieren. Bereits gegen Ende des Studiums (1923) wurde sie am Ersten Physikalischen Institut bei Ernst Lecher angestellt. 1933 habilitierte sie sich für Experimentalphysik und konnte in den folgenden Jahren auf eine zwar unspektakuläre, jedoch stetige universitäre Karriere verweisen.

1935 folgt die Habilitation von Elise Hofmann⁵⁴ (1889-1955). Die Paläobotanikerin war hauptberuflich als Lehrerin tätig und widmete sich sozusagen nebenbei der Botanik, insbesondere den fossilen Hölzern. Ihre wissenschaftliche Tätigkeit führte sie großteils in einem privat eingerichteten Labor durch. Nach ihrer Habilitation 1935 war sie am Botanischen Institut der Universität Wien tätig, da sie jedoch die einzige Vertreterin ihres speziellen Fachgebietes in Österreich war, wurde sie wohl von keinem der Professoren als direkte Konkurrenz betrachtet.

1937 folgt bereits die zweite Physikerin. Berta Karlik⁵⁵ (1904-1990) war ab 1933 als wissenschaftliche Hilfskraft am Wiener Institut für Radiumforschung angestellt. Hier verbrachte sie ihre gesamte universitäre Karriere. Nach ihrer Habilitation 1937 veränderte sich ihre Position zunächst nicht, auch nicht nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs. Klare Karriereperspektiven eröffneten sich für Karlik jedoch nach 1945. Sie übernahm zunächst provisorisch die Leitung des Institutes und wurde später zur ersten ordentlichen Professorin der Universität Wien ernannt.

Ein Vergleich der einzelnen Disziplinen bringt die unterschiedliche und teils widersprüchliche Entwicklung der universitären Arbeits- und Karrieremöglichkeiten zutage. In der Chemie, dem naturwissenschaftlichen Bereich mit den meisten Absolventinnen, gibt es keine einzige Habilitation einer Frau an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien⁵⁶ im betrachteten Zeitraum und lange darüber hinaus.⁵⁷ In der Physik konnten sich bis 1945 insgesamt drei Frauen habilitieren.⁵⁸ Erst danach reißt die Entwicklung ab. Umgekehrt finden wir in den Biowissenschaften ab 1945 zahlreiche Habilitationen von Frauen,⁵⁹ die großteils in den Kriegsjahren den Grundstein ihrer wissenschaftlichen Karriere legten.

DER „ANSCHLUSS“ UND SEINE AUSWIRKUNGEN

Bei der Betrachtung der Geschichte der Naturwissenschaft-

ten in Österreich und der Beteiligung von Frauen manifestiert sich im Jahr 1938 eine nachhaltige Zäsur.

Ebenso wie allgemein, ist auch in Bezug auf die Auswirkungen auf die Naturwissenschaften an der Universität Wien eine Differenzierung notwendig. Die einzelnen Disziplinen und Institute sind unterschiedlich betroffen und die Nachwirkungen unterschiedlich langfristig.⁶⁰

Neben den abstrakten Brüchen in der Entwicklung der Promotionszahlen gab es die ganz konkreten in Form der Vertreibung von WissenschaftlerInnen aus rassistischen und/oder politischen Motivationen. Auch viele Naturwissenschaftlerinnen, die an der Universität Wien studiert hatten, waren betroffen.⁶¹ Jedoch nicht in der Form von Entlassungen, da es unter den Frauen im Personalstand der naturwissenschaftlichen Universitätsinstitute kaum (mehr) jüdische Wissenschaftlerinnen gab. Aber auch als freie Mitarbeiterinnen oder Studentinnen konnten sie ihre Forschungen nicht mehr weiterführen.

LEONORE BRECHER UND MARIE ANNA SCHIRMANN

Stellvertretend für viele andere seien hier die Biografien jener zwei Wiener Naturwissenschaftlerinnen ausführlicher behandelt, die sich vergeblich bemüht hatten, in Wien eine universitäre Karriere einzuschlagen. Hatte der latente und wieder aufkeimende Wiener Antisemitismus ihre wissenschaftliche Karriere unterbrochen bzw. beendet, so wirkte sich der „Anschluss“ an das Deutsche Reich und die Vertreibungs- und Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus noch weitaus gravierender auf ihr Leben aus.

Leonore Brecher wurde 1886 in der rumänischen Handelsstadt Botoschani geboren. Nach dem Besuch des Mädchengymnasiums in Jassy und der Ablegung der Maturaprüfung am „Nationalmuseum“ inskribierte sie an der wissenschaftlichen Fakultät der Jassyer Universität. Im zweiten Studienjahr wechselte sie an die Universität Czernowitz, musste jedoch nach dem dritten Semester ihr Studium unterbrechen. 1913 setzte sie, nunmehr als ordentliche Hörerin, ihre Studien fort. Mit Ausbruch des Krieges kam sie an die Universität Wien, wo sie 1916 ihre zoologische Dissertation zur Approbation einreichte. Bereits die Forschungen für ihre Dissertation hatte sie bei Hans Przibram an der Biologischen Versuchsanstalt durchgeführt.⁶² Auch in den folgenden Jahren war sie weiterhin an der Versuchsanstalt tätig und veröffentlicht in den Berichten aus der Biologischen Versuchsanstalt und im Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.⁶³ Gleichzeitig ist sie als Vortragende der Volkshochschule Ottakring tätig. Im Oktober 1923 reicht Brecher an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien um die *venia legendi* für Zoologie/Experimentalzoologie an.⁶⁴ Nachdem ihr zunächst von der eingesetzten Kommission nahe gelegt worden war, ihr Ansuchen bis zur endgültigen Regelung der Nachbesetzung der freien Lehrkanzel für Zoologie zurückzuziehen,⁶⁵ entschloss die Kommission im Juli 1926 gegen die Stimme ihres Förderers Hans Przibram, die Habilitation abzulehnen, da sie „nicht geeignet sei, den Studenten gegenüber die für einen Dozenten erforderliche Autorität aufrecht zu erhal-

ten,⁶⁶ kurz ihr die persönliche Eignung fehle. Bereits 1923 war Leonore Brecher mit einem Stipendium der „American Association of University Women“ für ein Jahr nach Rostock gegangen, und 1925 ermöglichte ihr ein Stipendium der „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler“ einen Aufenthalt in Berlin, wo sie unter anderem bei der Zellforscherin Rhoda Erdmann arbeitete.⁶⁷ Wohl nach dem negativen Bescheid von der Universität Wien nahm Brecher ein bis 1931 befristetes Stipendium des Yarrow Research Fellowships des Girton College, Cambridge, an. Sie nutzte das Stipendium für Forschungen in England, Rostock und Kiel.⁶⁸ Nach der Machtergreifung Hitlers bemühte sich Brecher wiederholt, im englischsprachigen Ausland unterzukommen, da sie in Deutschland keine Unterstützung mehr erwarten konnte und auch ihr Kieler Unterstützer, der Physiologe Rudolf Höber, von den Nürnberger Gesetzen betroffen, von seinem Lehrstuhl vertrieben wurde.⁶⁹ Sie kehrte nach Wien zurück und wird wiederum in den Berichten der Biologischen Versuchsanstalt als Mitarbeiterin angeführt.⁷⁰ Bereits ab 1932 finden sich auch wieder Veröffentlichungen in den Publikationsorganen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.⁷¹ In diese Zeit fallen weitere Versuche Brechers, über das „Academic Assistance Council“, die spätere „Society for the Protection of Science and Learning“ und das „Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars“ respektive das „American Council for Émigrés in the Professions“ eine Arbeitsstelle im Ausland zu erhalten.⁷² Trotz eines (unbezahlten) Forschungsaufenthaltes am Biochemischen Institut in Cardiff im November 1938⁷³, musste sie in das nunmehr dem Deutschen Reich angehörende Wien zurückkehren. Im September 1942 wurde sie nach Maly Trostinec (bei Minsk) deportiert und ermordet.⁷⁴

Auch Marie Anna Schirmann versuchte nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich vergeblich über das „Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars“ eine Ausreisemöglichkeit in die USA zu bekommen⁷⁵. Sie wurde im März 1941 mit 998 anderen Männern, Frauen und Kindern nach Modliborzyce im Bezirk Janow Lubelski, Distrikt Lublin (Polen), deportiert.⁷⁶ Die Ghettos im Distrikt Lublin wurden im Herbst 1942 liquidiert.

Marie Anna Schirmann, 1893 in Wien geboren, „entstamme einer alten Gelehrten- und Künstlerfamilie, in welcher sich mehrere Vertreter der naturwissenschaftlichen Fächer, wie Mathematiker, Astronomen vorfanden.“⁷⁷

Ihr Vater Moritz Schirmann war Musikprofessor am alten Wiener Konservatorium. Ihre Mutter hatte als Hospitantin Medizin studiert und war am St. Anna Kinderspital tätig. Bedingt durch die Tätigkeit ihres Vaters führte Schirmann ihre Gymnasialstudien in verschiedenen Privatlehranstalten in Wien, München und Berlin durch. Nach dem Tod des Vaters kehrte sie nach Wien zurück und trat 1914 in die achte Klasse des Privat-Mädchenobergymnasiums des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien ein, wo sie im Juli 1914 maturierte. Ab Herbst 1914 studierte sie acht Semester an der Universität Wien Physik in Verbindung mit Mathematik und promovierte mit der Dissertation „Dispersion und Polychromismus des polarisierten Lichtes, das von Einzelteilchen von der Größenordnung der Wellenlänge des Lichtes abgelenkt wird“ im Juli 1918 bei Ernst Lecher.⁷⁸

Sie stellte sich bereits Ende des siebten Semesters zur Kriegsdienstleistung dem k.u.k. Kriegsministerium als Physikerin zur Verfügung und wirkte am k.u.k. Flieger-Radio-Versuchslaboratorium am elektrotechnischen Institut der Technischen Hochschule in Wien. Darauf folgte ein zirka eineinhalb-jähriger Aufenthalt am physikalischen Institut der Staatsuniversität Uppsala (Leitung G. Granquist, Präsident der Nobelkommission für Physik).⁷⁹ Sie hatte im Juli 1919 vom akademischen Senat der Universität Wien das Ludwig Freiherr von Haber Linsberg'sche Reisestipendium erhalten, war aber aufgrund der schlechten Verhältnisse nicht nach Deutschland, sondern nach Schweden gegangen.

Im Anschluss an ihren Auslandsaufenthalt war sie als außerordentliche Assistentin am III. Physikalischen Institut der Universität Wien unter der Leitung von Felix Ehrenhaft von 1922/23 bis 1929/30 angestellt. Seit 1923 war sie auf dem Gebiet der Hochvakuumphysik tätig und mit der Einrichtung und Ausgestaltung einer eigenen Anlage betraut. Neben ihrer eigenen wissenschaftlichen Arbeit war sie auch mit der Betreuung von Dissertationen betraut. Die Weiterbestellung von Mai 1928 bis Ende April 1930 wurde „ganz ausnahmsweise und unter ausdrücklicher Verwahrung gegen jegliche Beispielfolgerungen“⁸⁰ beschlossen. Ab zirka 1929 war sie über den Präsidenten des österreichischen Nationalkommisses Sektionschef Kusminky zudem Mitglied in der internationalen beleuchtungstechnischen Kommission (I.B.C.). Im Mai 1930 suchte Schirmann um Habilitation für Physik an.⁸¹ Sie hatte keine eigene Habilitationsschrift als solche eingereicht, sondern eine Sammlung aus neun Veröffentlichungen bzw. Patentanmeldungen unter dem Titel „Neue Wege zur Erzeugung, Erhaltung und Messung extremster Hochvakua und die Untersuchung der physikalischen Eigenschaften entgaster Materie im Vakuum, insbesondere der Reibungselektrizität zwischen festen Körpern und Gasen“. Die persönliche Eignung wurde ihr zugesprochen, nicht jedoch die fachliche Eignung.

Nach ihrem Ausscheiden von der Universität Wien setzte Anna Marie Schirmann ihre Tätigkeit in einem eigenen physikalisch-technischen Privatlaboratorium für Hochvakuumforschung und Elektromedizin fort.⁸² 1934 brachte die „ehemalige Assistentin am Physikalischen Institut“ ein Handbuch der physikalischen Methoden in der Elektromedizin heraus.⁸³

SCHLUSSBETRACHTUNG

Die Präsenz von Frauen in den Naturwissenschaften war an der Universität Wien in der ersten Hälfte des Zwanzigsten Jahrhunderts größer, als rückblickend oft vermutet wird. Es finden sich zahlreiche Frauen, die ein naturwissenschaftliches Fach an der Universität studiert und abgeschlossen haben. Etliche Naturwissenschaftlerinnen sind nach dem Studium weiter wissenschaftlich tätig und in der Zwischenkriegszeit werden sie auch an den Instituten angestellt. Viele der Naturwissenschaftlerinnen führten ihre wissenschaftliche Arbeit jedoch ohne feste Anstellung und Bezahlung durch. In den entsprechenden Fachkreisen waren ihre Forschungen aber durchwegs anerkannt. Es scheint, als würde

sich die Universität ganz dem Zutritt von Frauen öffnen, zumindest hatten sie schon den Fuß in der Tür. Aber hier endete die besondere Entwicklung an der Wiener Universität, die sich in der großen Anzahl von Absolventinnen widerspiegelte. Als freie Mitarbeiterinnen an universitären wie außeruniversitären Einrichtungen und als Assistentinnen durchaus akzeptiert, finden sie selten die Möglichkeit zu einer weiteren wissenschaftlichen Qualifikation. Als gleichwertige Mitglieder der Universität sind Frauen nur ganz vereinzelt und im Vergleich mit anderen Ländern deutlich später willkommen.

Dass diese Frauen heute nicht mehr bekannt sind, beziehungsweise als vereinzelte Ausnahmen dargestellt werden, kommt nicht daher, dass sie einfach ‚vergessen‘ wurden, sondern ist einer mehrfachen Verdrängung zuzuschreiben.

ANMERKUNGEN:

- 1 Der Beitrag fasst Ergebnisse des Forschungsprojektes „Naturwissenschaftlerinnen; biografische und wissenschaftsgeschichtliche Studien zu Naturwissenschaftlerinnen der ehemaligen philosophischen Fakultät der Universität Wien“ (Modul Naturwissenschaftlerinnen/biografieA) am Institut für Wissenschaft und Kunst, Dokumentationsstelle Frauenforschung (Finanzierung ÖNB Jubiläumsfondsprojekt Nr. 8545) und neuere Recherchen zusammen.
- 2 Margaret Rossiter: *Women scientists in America: struggles and strategies to 1940*, Baltimore 1983; Marilyn B. Ogilvie: *Women in Science*, Cambridge 1990; Gabriele Kass-Simon und Patricia Farnes (Hg.): *Women of Science, Righting the Record*, Bloomington 1990; Louise Grinstein, Rose K. Rose und Miriam H. Rafailovich: *Women in Chemistry and Physics*, Westport 1993; B. F. Shearer und B. S. Shearer: *Notable Women in the Physical Sciences*, Westport 1993; Renate Strohmeier: *Lexikon der Naturwissenschaftlerinnen und naturkundigen Frauen Europas*, Thun / Frankfurt am Main 1998; Mary R.S. Creese und Thomas Creese: *Ladies in the Laboratory?*, *American and British Women in Science 1800-1900*, Lanham, Md. 1998; Marilyn B. Ogilvie (Hg.): *The biographical dictionary of women in science*, NY 2000; Mary R. S. Creese und Thomas Creese: *Ladies in the Laboratory II, West-European Women in Science 1800-1900*, Lanham 2004; und andere.
- 3 Margaret Alic: *Hypatias Töchter*, Zürich 1987.
- 4 Pnina G. Abir-Am und Dorinda Outram: *Uneasy Careers and Intimate Lives*, New Brunswick 1987.
- 5 Renate Feyl: *Der lautlose Aufbruch*, Frankfurt am Main 1983.
- 6 Ethilie Ann Vare und Greg Ptacek: *Patente Frauen*, Wien 1989.
- 7 Londa Schiebinger: *Schöne Geister*, Stuttgart 1993.
- 8 Renate Tobies (Hg.): *„Aller Männerkultur zum Trotz“*, *Frauen in Mathematik und Naturwissenschaften*, Frankfurt / New York 1997.
- 9 Charlotte Kerner: *Nicht nur Mme Curie*, Weinheim 1990.
- 10 Olga S. Opfell: *The lady laureates*, Metuchen 1986.
- 11 Gabriele Kass-Simon und Patricia Farnes (Hg.): *Women of Science, Righting the Record*, a.a.O.
- 12 Annette Vogt: *Lise Meitner und ihre Kolleginnen – Naturwissenschaftlerinnen in den Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zwischen 1912 und 1945*, Preprint 46, Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin 1996; dies.: *Vom Hintereingang zum Hauptportal – Wissenschaftlerinnen in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft*, Preprint 67, Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin 1997; dies.: *Wissenschaftlerinnen in Kaiser-Wilhelm-Instituten A-Z*. Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin 1999; dies.: *Vom Hintereingang zum Hauptportal? Lise Meitner und ihre Kolleginnen an der Berliner Universität und in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft*, Stuttgart 2007.
- 13 In den Statistiken zum Frauenstudium an der Universität Wien tauchen zwei frühere Promotionen auf. Gabriele Possaner von Ehrenthal ließ ihre Schweizer Medizinausbildung nostrifizieren, Gabriele von Wartensleben hatte an ausländischen Universitäten studiert und in Wien ihre Dissertation eingereicht.
- 14 Siehe auch Brigitte Bischof: *Wiener Mathematikerinnen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Broschüre herausgegeben vom Frauenförderungsprojekt der Fakultät für Mathematik der Universität Wien, Wien 2008.
- 15 Siehe Lebenslauf Rigorosenakt 1297, Archiv der Universität Wien.
- 16 Index Lehramtsprüfungen, Archiv der Universität Wien.
- 17 Österreichisches Staatsarchiv AVA-Unterricht Verein für erweiterte Frauenbildung 1888-1938/39: *Lehrkräfte*.
- 18 Z.B. mit Egon von Schweidler: *Über die spezifische Geschwindigkeit der Ionen in flüssigen Dielektrika*. *Physikalische Zeitschrift* 10, 1909, S. 279-382.
- 19 Rigorosenprotokoll PN 1370, Archiv der Universität Wien.
- 20 Beilage zum Rigorosenakt 1370, Archiv der Universität Wien.
- 21 Siehe *Neues Frauenleben*, 15. Jg., Nr. 12, 1903, S. 19.
- 22 Siehe z.B. Brigitte Bischof: *Naturwissenschaftlerinnen an der Universität Wien*, *Ariadne*, Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte 41, Mai 2002, S. 26-31, insbesondere den Abschnitt „Die Pionierinnen“.
- 23 Zu Chemikerinnen in Deutschland siehe Mirjam Wiemeler: *Wissenschaftshistorische Forschung über Chemikerinnen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in: Helene Götschel und Hans Daduda (Hg.): Perspektivenwechsel, Frauen- und Geschlechterforschung zu Mathematik und Naturwissenschaften*, Mössingen-Talheim 2001, S. 54-96.
- 24 Die restlichen fünf Prozent fallen auf Mathematik.
- 25 Vgl. Anna Lind: *Das Frauenstudium in Österreich, Deutschland und der Schweiz*, Dissertation Wien 1961, S. 183.
- 26 Siehe auch Renate Tuma: *Studienwahl-Fächerwahl-Studienabschlüsse*, in: Waltraud Heindl und Marina Tichy: *„Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück“*, *Frauen an der Universität Wien (ab 1897)*, Wien 1990, S. 79-92.
- 27 Siehe Brigitte Bischof: *Wiener Mathematikerinnen*, a.a.O. S. 11.
- 28 Brigitte Bischof: *Physikerinnen, 100 Jahre Frauenstudium an den Physikalischen Instituten der Universität Wien*, Broschüre zur Ausstellung, Wien 1998; dies.: *Frauen am Wiener Institut für Radiumforschung*, Diplomarbeit Wien 2000.
- 29 Siehe Marie Fessler: *Die übrigen akademischen Berufe*, in: *Kammer für Arbeiter und Angestellte (Hg.): Handbuch der Frauenarbeit in Österreich*, Wien 1930, S. 305-312.
- 30 Brigitte Bischof: *Women in Physics in Vienna*, in: M. Kokowski (Hg.): *The Global and the Local: The History of Science and the Cultural Integration of Europe*, *Proceedings of the 2nd ICESHS*, Cracow, 2007, 517-525.
- 31 Beispiele: Olga Steindler-Ehrenhaft: *Mädchengymnasium (MG) Wien 2* und *Handelsakademie für Mädchen*, Elise Deiner: *MG Wien 2*, später Berta Leitmeier und Anna Nowak; Marie Buchmayer: *MG Wien 4*, Margarete Halledauer: *MG Baden*, Hedwig Krause: *MG St. Pölten*.
- 32 Johann Christian Poggendorff (Hg.): *Biografisch-literarisches Handwörterbuch der exakten Naturwissenschaften Band 1-7a*, Leipzig 1863ff.
- 33 Renate Strohmeier: *Lexikon*, a.a.O.
- 34 Weitaus erfreulicher ist die Zahl der Naturwissenschaftlerinnen in der Sammlung von Brigitta Keintzel und Ilse Korotin (Hg.): *Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich, Leben-Werk-Wirkung*, Wien 2002.
- 35 Annette Vogt a.a.O.
- 36 Siehe biografische Beispiele.
- 37 Brigitte Bischof: *Frauen am Wiener Institut für Radiumforschung a.a.O.*; Maria Rentetzi: *Trafficking Materials and Gendered Experimental Practices: Radiumresearch in Early 20th Century Vienna*, Gutenberg ebook, 2007

- 38 Mitteilungen des Institutes für Radiumforschung. Separata aus den Sitzungsberichten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- 39 1920-1934 waren unter den 109 Forschungsstudierenden und Mitgliedern des Personals 39 Frauen. Vgl. Rentetzi, a.a.O. Chapter 4 (<http://gutenberg-e.org/rentetzi/chapter04.html>)
- 40 Siehe auch Marlene F. Rayner-Canham und Geoffrey W. Rayner-Canham: A Crucial Role in the Discovery of Isotopes in: dies.: A Devotion to Their Science. Pioneer Women of Radioactivity, Montreal 1997, S192-195.
- 41 Zu Horovitz als Individualpsychologin siehe auch Clara Kenner: Der Wiener Verein für Individualpsychologie. Emigration und Exil seiner Mitglieder, Dissertation Graz 2000.
- 42 Hilda Fonovits, Elisabeth Karamichailowa und Berta Karlik.
- 43 Brigitte Bischof: Marietta Blau, in: Gerhard Heindl (Hg.): Wissenschaft und Forschung in Österreich, Frankfurt am Main 2000; dies.: Marietta Blau, Physikerinnen an der Universität Wien – Portraits, in: Koryphäe Nr. 29, Mai 2001, S. 6-7.
- 44 Peter L. Galison: Marietta Blau: Between Nazis and Nuclei, Physics Today Nov. 1997, S42-48; ders.: Image and logic: A Material Culture of Microphysics, Chicago, London 1997. Brigitte Strohmaier und Robert Rosner: Marietta Blau, Sterne der Zertrümmerung, Wien 2003, 2006 ins Englische und ins Spanische übersetzt.
- 45 Leopold Halpern: Marietta Blau: Discoverer of the Cosmic Ray „Stars“, in: Marlene F. Rayner-Canham und Geoffrey W. Rayner-Canham a.a.O. S. 196-204.
- 46 Da die unteren Ebenen der Universitätshierarchie relativ schlecht dokumentiert sind, eröffneten sich hier methodische Schwierigkeiten. Die entsprechenden Einträge in den Personalstandsverzeichnissen der Universität Wien setzen erst nach 1918 ein, sie sind nicht einheitlich beziehungsweise nicht verlässlich, besonders hinsichtlich der Vollständigkeit aber auch bezüglich der tatsächlichen Art der Anstellung und Bezahlung. Gleichzeitig ist der Aktenstand des Universitätsarchivs relativ lückenhaft. Personalakten für Personen dieser Ebene sind nur in Ausnahmefällen angelegt. Meist können nur ungefähre Zeiten der Anstellung angegeben werden, Hinweise auf spätere Tätigkeit sind in seltensten Fällen vorhanden.
- 47 Staatsarchiv AVA Unterricht-allgemein 10366 aus 1919 bzw. Phil. Dekanat DZ 1227 aus 1918/19, Archiv der Universität Wien.
- 48 Vgl. Rigorosenprotokoll und Rigorosenakt 4843, sowie Personalakt Brunhild Flasch-Hellwig, Phil. Dekanat, Archiv der Universität Wien.
- 49 Personalakt Leonore Brecher, Phil. Dekanat, Archiv der Universität Wien.
- 50 An der medizinischen Fakultät hatte sich 1930 Anna Simona Spiegel-Adolf (1893-1983) für angewandte medizinische Chemie (Kolloidchemie) habilitiert.
- 51 Verein feministische Wissenschaft Schweiz (Hg): Ebenso neu als kühn, 120 Jahre Frauenstudium an der Universität Zürich, Zürich 1988.
- 52 Vgl. Renate Tobies (Hg.): a.a.O. S. 21.
- 53 Brigitte Bischof: Physikerinnen, a.a.O., S. 15-17 und dies.: Seidl, Franziska, geb. Vicari in: Brigitta Keintzel und Ilse Korotin: Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich, Wien 2002, S. 678-681
- 54 Brigitte Bischof: Elise Hofmann. In Britta Keintzel und Ilse Korotin (Hg.) a.a.O. S. 301-304.
- 55 Brigitte Bischof: „...junge Wienerinnen zertrümmern Atome...“, Frauen am Wiener Institut für Radiumforschung, Thalheim 2004, S. 133-157.
- 56 Jedoch, wie erwähnt an der Medizinischen Fakultät. 1945 habilitierte sich dann an der Technischen Hochschule die Chemikerin Margarete Garzuly-Janke. Vgl. Juliane Mikoletzky, Ute Georgeacopol-Winischhofer, Margit Ohl: „Dem Zug der Zeit entsprechend ...“ Zur Geschichte des Frauenstudiums in Österreich am Beispiel der Technischen Universität Wien. WUV-Verlag Wien 1997, S. 165f.
- 57 1975 habilitierte sich Nelly Brinda Konopik (1921-1996) für physikalische Chemie.
- 58 Herta Wambacher (1903-1940), Schülerin und Mitarbeiterin von Marietta Blau, habilitiert 1940.
- 59 1945 Gertraud Repp, 1946 Lotte Reuter, 1948 Elisabeth Woess, 1950 Hermine Leinfellner, 1951 Gertrude Eberl-Rothe, 1952 Anneliese Strenger, 1953 Gertrud Pleskot, 1956 Maria Luhan, 1956 Annemarie Ziegler, 1957 Agnes Ruttner.
- 60 Siehe Entwicklung der Habilitationen in den einzelnen Bereichen. Auch ergeben sich wieder Möglichkeiten für junge Wissenschaftlerinnen durch die Absenz der Männer in den Kriegsjahren.
- 61 Die Suche nach Naturwissenschaftlerinnen österreichischer Herkunft ist in Emigrationslexika scheinbar erfolgreicher als in einschlägigen Lexika zu ‚berühmten‘ Wissenschaftler(Inne)n. Vgl. Peter Weibel und Friedrich Stadler (Hg.): Vertreibung der Vernunft – The Cultural Exodus From Austria, Wien 1993; hier finden sich 42 Naturwissenschaftlerinnen.
- 62 Siehe cv in Rigorosenakt PN 4255, Archiv der Universität Wien.
- 63 Verzeichnis der von der Akademie der Wissenschaften in Wien herausgegebenen Schriften, Wien 1926; Dokumentation zur Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1847-1972, II. Band, Wien 1975.
- 64 Personalakt Leonore Brecher, Phil. Dekanat, Archiv der Universität Wien.
- 65 Protokoll der Habil.-Kommission 22.1.1925, Personalakt Leonore Brecher, Phil. Dekanat, Archiv der Universität Wien.
- 66 Protokoll der Habil.-Kommission 18.6.1926, Personalakt Leonore Brecher, Phil. Dekanat, Archiv der Universität Wien.
- 67 Siehe Internet: Die vertriebenen Persönlichkeiten und Wissenschaftler der Kieler Universität, Dr. Leonore Brecher <http://www.uni-kiel.de/ns-zeit/bios/brecher-leonore.shtml> (15.5.2008) (Universität Kiel).
- 68 Ibid.
- 69 Ibid.
- 70 Berichte der Biologischen Versuchsanstalt in Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1936 und 1937.
- 71 Dokumentation zur Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1847-1972, II. Band, Wien 1975.
- 72 Internetrecherche: New York Public Library: Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars, Non Grantees 1934-1940 und Nachweise in weiteren Online-Archiven und Universität Kiel.
- 73 Universität Kiel.
- 74 Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Datenbank der Shoapfer.
- 75 Internetrecherche: New York Public Library: Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars, Non Grantees 1939-1942.
- 76 Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Datenbank der Shoapfer.
- 77 cv, Habilitationsantrag Anna Maria Schirmann, Phil. Dekanat, Archiv Universität Wien.
- 78 Rigorosenprotokoll PN 4533, Archiv Universität Wien.
- 79 cv Rigorosenakt PN 4533, Archiv Universität Wien.
- 80 Beschluss des Professorenkollegiums vom 25.2.1928, Personalakt Anna Maria Schirmann, Phil. Dekanat, Archiv der Universität Wien.
- 81 Habilantrag Anna Maria Schirmann, Phil. Dekanat, Archiv Universität Wien.
- 82 Siehe Eintrag Schirmann Marie Anna in H.C. Poggendorff a.a.O. 6. Ausgabe, Band 4, Berlin 1939.
- 83 Dr. Marie Anna Schirmann, ehemalige Assistentin am Physikalischen Institut der Universität Wien: Die physikalisch-technischen Methoden der Elektromedizin und ihre Apparate, Berlin / Wien 1934.

EDITH STUMPF-FISCHER

„... AUS DEM DUNKEL WIEDER AUFGETAUCHT“ ZUM BEISPIEL FRAUEN IM BUCHWESEN

„...Es geht hier um eine archäologische Arbeit; sie fördert verlorene Teile eines Ganzen wieder zutage, damit man nicht das wenige Sichtbare für das Ganze nimmt... Frauen, zumeist vergessen und verkannt, sind eine nach der anderen aus dem Dunkel wieder aufgetaucht...“ Diese Worte stehen in der Einleitung zu einem Buch über große Malerinnen,¹ aber sie gelten für alle Lebens- und Tätigkeitsbereiche und die „archäologische Arbeit“, bezogen auf Österreich, ist – neben der Zusammenführung bereits zutage geförderter, aber auf verschiedene Stellen verteilter und verstreuter Daten – ein Hauptanliegen des Projektes „biografiA“.

Seit Beginn des Projektes hat sich der Informationsstand freilich deutlich verbessert: Laufend erschienen und erscheinen biografische Publikationen über bisher kaum oder gar nicht bekannte Schriftstellerinnen, Malerinnen, Komponistinnen, Wissenschaftlerinnen, Herrscherinnen, Politikerinnen, Salonières, reisende Frauen u. a.

Doch es gibt noch viele „weiße Flecken“ auf der „Landkarte“ der österreichischen Frauengeschichte und zu diesen zählen die Frauen im Buchwesen.

Sehr deutlich wurde mir dies bewusst, als ich – 1999 zu einem Beitrag in einer deutschen Festschrift eingeladen – das Thema „Frauen im österreichischen Buch- und Bibliothekswesen“ wählte² und den Spuren von Schreiberinnen, Druckerinnen, Verlegerinnen und Buchbinderinnen, Bibliothekarinnen und Dokumentarinnen, Bibliophilen und Verwalterinnen schriftlicher Nachlässe nachzugehen suchte. Dass es wenig Veröffentlichungen darüber gäbe, hatte ich erwartet – darum hatte ich es ja gewählt; doch zu meiner Überraschung beschränkte sich die speziell Frauen gewidmete Literatur auf den Beitrag „Von der ‚Palatina‘ zur Virtual Library. Frauenspuren, Frauenberuf, Fraueninformation“ von Helga Hofmann-Weinberger und Christa Wille³; dazu kam noch ein Unterabschnitt „Frauen im Bibliotheksdienst“ in der „Geschichte der Universitätsbibliothek Graz 1918-1945“ von Manfred Hirschegger⁴ sowie der Themenschwerpunkt „Frau und Bibliothek“ in einem Heft der Fachzeitschrift der wissenschaftlichen BibliothekarInnen.⁵

Daran hatte sich auch nichts geändert, als ich 2001 einen Beitrag über „Frauen im Bibliotheksdienst der Universität Wien“ verfasste.⁶ Und dieser Eindruck, völliges Neuland zu betreten, verstärkte sich noch, als ich eingeladen wurde, für den Band „kolloquiA“ einen Beitrag über „Verlegerinnen in Österreich“ zu schreiben.⁷ In „kolloquiA“ wurde auch erstmals ein Kapitel über österreichische Druckerinnen und eines über „Klassische Informationsberufe: Bibliothekarin, Archivarin, Dokumentarin“ aufgenommen; in beiden sind einige biografische Hinweise enthalten.

Als das Projekt „biografiA“ in die Realisierungsphase gelangte, erschien es mir daher als optimale Möglichkeit, die bereits von mir gesammelten sowie weitere biografische

Daten und Informationen über Frauen dieses so wenig erforschten Bereiches einzubringen (wobei ich auch noch Buchhändlerinnen einbezog), um sie allgemein zugänglich zu machen und damit einen Beitrag bzw. Vorarbeiten für eine frauengeschichtliche Aufarbeitung zu leisten. So konnte ich gegen neunzig Frauen mittels Datensätzen verschiedensten Umfanges in der Datenbank „biografiA“ dokumentieren: Manchmal fand sich nicht viel mehr als ein Existenznachweis wie z.B. in einer Urkunde vom 21.3.1388 die Erwähnung, dass „Margaret die puechpinterin“ ihren Laden im Haus bei den Predigern der hohen Schule gegenüber, also gegenüber der alten Wiener Universität hatte; und manchmal konnten ganze Lebensläufe zusammengestellt werden. Beides kann als Grundlage und Anregung für weitere biografische Arbeit dienen.

Dazu kommen durch Überschneidungen mit anderen Themenkreisen wie „Autorinnen“ (z. B. die Verlegerin und Kinderbuchautorin Helene Scheu-Riesz oder die Bibliothekarin und Lyrikerin Christine Busta), „Wissenschaftlerinnen“ (z. B. Marianne Schmiedl oder Amalie Rosenblüth, beide bibliothekarisch und wissenschaftlich tätig – und beide unter den Nazis verfolgt) oder „Emigrantinnen“ weitere einschlägige Biografien von den Bearbeiterinnen eben dieser Themenkreise. So füllt sich langsam der „weiße Fleck“.

Dabei wirken sich Überschneidungen dank der zusammenführenden Funktion der Datenbank bzw. des Projektes „biografiA“ sehr positiv und befruchtend aus; ein Beispiel: Dr. Karola Bielohlawek war die erste Frau auf einem Akademikerposten in der Universitätsbibliothek Wien; meinem Blickwinkel entsprechend, wurde ich fündig in der „Geschichte der Universitätsbibliothek“ von Walter Pongratz⁸ und in der bibliothekarischen Fachzeitschrift „Biblos“⁹, wo auch kurz ihre Tätigkeit im Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek während des Zweiten Weltkrieges erwähnt wird. Ilse Korotin, die sich mit den weiblichen Studierenden der Universität Wien befasste, fand Unterlagen über ihr Studium und ihre Promotion, ohne vorerst ihr weiteres Schicksal zu kennen; und schließlich durchforstete Christina Köstner im Zuge eines Projektes zur Provenienzforschung von in der Nazi-Ära geraubten Büchern das Archiv der Österreichischen Nationalbibliothek und stieß dabei auf detailliertere Zeugnisse der dortigen Tätigkeit Karola Bielohlaweks.¹⁰ Alle diese einander ergänzenden Informationen finden im Projekt „biografiA“ zusammen.

Dazu trägt auch in besonderem Masse die Veranstaltungs- und Buchreihe „biografiA. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung“ bei, mit welcher der Schritt „vom Lebenslauf zur Biographie“ gemacht wurde (um einen Buchtitel zu zitieren)¹¹; und dieser Schritt bedeutet eine wesentliche Vertiefung und Belebung der zusammengetragenen biografischen Daten, wobei die verschiedenen Möglichkeiten biografischer Präsentationen ausgeschöpft werden;

sie reichen vom Sammelband mit wissenschaftlichen Beiträgen über Leben und Werk einer Frau (Helene Scheu-Riesz; Alex Wedding) über die Sammlung biografischer Darstellungen mehrerer Frauen aus dem Blickwinkel eines bestimmten Themas (Luftfrauen; Österreichische Bibliothekarinnen auf der Flucht) bis zur Lebensbeschreibung als Monografie (Johanna Monschein¹²) und zur Herausgabe autobiografischer Schriften.

Daraus entstehen Querverbindungen und neue Anstöße. Ein signifikantes Beispiel dafür bildeten die Veranstaltung und der Band über Helene Scheu-Riesz, Kinder- und Jugendbuchautorin sowie -verlegerin; ich war Helene Scheu-Riesz bei meinen Recherchen über österreichische Verlegerinnen begegnet, Susanne Blumesberger widmete ihr im Zuge ihrer Arbeiten über Kinderbuchautorinnen eine umfangreiche Veranstaltung und gab den erwähnten Band über sie heraus.¹³ Auf diesen sowie die einschlägigen Datensätze in der Datenbank *biografiA* und den erwähnten vorangegangenen Beitrag in der Publikation *kolloquiA* stützte sich die Verfasserin einer Diplomarbeit über österreichische Verlegerinnen.¹⁴

Ein weiteres Beispiel ist der von Ilse Korotin herausgegebene Tagungsband „Österreichische Bibliothekarinnen auf der Flucht. Verfolgt, verdrängt, vergessen?“¹⁵ Der erste gedankliche Anstoß ging von „frida“ (Verein zur Förderung und Vernetzung frauenspezifischer Informations- und Dokumentationseinrichtungen in Österreich), namentlich von Barbara Kintaert (Arbeiterkammer Wien) aus. In Zusammenarbeit mit Ilse Korotin (IWK, *biografiA*) entwickelte sich daraus ein konkretes Projekt, das zwei Tagungen (am IWK und am Renner-Institut in Wien) sowie den erwähnten Tagungsband zum Resultat hatte. Zahlreiche Bibliothekarinnen – in der Kinderfreunde Bewegung, an Arbeiter- und Volksbüchereien sowie an wissenschaftlichen Bibliotheken tätige, in Österreich verfolgte und ins Exil getriebene – wurden dem Vergessen entrissen oder wieder in Erinnerung gerufen; und damit wurde gleichzeitig ein Stück österreichischer Bibliothekarinnengeschichte geschrieben. Einen wertvollen Beitrag zu dieser lieferte auch die Beleuchtung der dienstrechtlichen Situation der Bibliothekarinnen an staatlichen Institutionen in dem Kapitel „Budgetposten Bleistift und Papier“ – Bibliothekarinnen an der Österreichischen Nationalbibliothek“.

Freilich darf es nicht allzu sehr überraschen, dass Frauenspuren hier so spät und rudimentär ans Licht kommen; Frauen wurden ja zu dem seit der Antike ausgeübten Bibliothekarsberuf erst im 20. Jahrhundert zugelassen, besonders zögernd auf Akademikerinnenposten: auf einem solchen wurde an der Österreichischen Nationalbibliothek 1919 die erste Frau, Dr. Christine Rohr von Denta, eingestellt, an der Universitätsbibliothek Graz 1921 Dr. Adelheid Netolicka, an der Universität Wien 1923 Dr. Karola Bielohlawek. In der nationalsozialistischen Ära folgte neuerlich ein Rückschlag: auf ausdrücklichen Wunsch Hitlers durften Frauen wieder nicht auf Akademikerposten aufgenommen werden. An leitende Stellen und damit deutlicher ins Blickfeld gelangten sie – zunächst vereinzelt – erst in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Ernennung der ersten Frau (Dr. Magda Strel) zur Generaldirektorin der Österrei-

chen Nationalbibliothek im Jahr 1983 signalisierte schließlich den Durchbruch.

Ebenso findet man Verlegerinnen im heutigen Sinn erst seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts (darunter die schon erwähnte Helene Scheu-Riesz), ihre Vorgängerinnen, die Druckerinnen/Verlegerinnen allerdings bereits seit dem 16. Jahrhundert. Dennoch sind auch hier die vergleichsweise spärlichen Nachrichten nicht weiter verwunderlich: durften die Frauen doch das Gewerbe – auch wenn sie es an der Seite des Vaters oder Ehegatten viele Jahre betrieben hatten und beherrschten – nur als „Witwenfortbetrieb“ selbstständig ausüben. Oft schienen sie dann in Verzeichnissen und Adressbüchern und selbst auf den von ihnen hergestellten Druckwerken nur unter dem Namen des verstorbenen Mannes auf (z. B. Oberer sel[ig] Witwe). Auch erhielten sie keine Funktionen in den Berufsgremien und keine Ehrenämter, somit auch keine Würdigungen anlässlich von Jubiläen und dgl. wie die männlichen Berufskollegen. Daher fehlen die damit oft verbundenen schriftlichen Lebenszeugnisse. Der meist ehebedingte – oft mehrmalige – Namenswechsel trug das Seine dazu bei, ihre Spuren verschwinden zu lassen.

Deshalb ist es ein wichtiges Anliegen des Projektes „*biografiA*“, alle Namen(sformen) zu erfassen und zusammenzuführen.

Während Drucker wie Thomas Edler von Trattner oder Josef Lorenz Kurzböck in der Literatur ausführlich gewürdigt werden, ist es daher eher erstaunlich und umso bemerkenswerter, dass sich das Andenken so mancher Druckerin trotz all dieser widrigen Umstände über die Zeiten hinweg erhielt.

Eine der ganz wenigen Gelegenheiten für „ehrbare“ Frauen des bürgerlichen Standes, im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit zu stehen, war „eine schöne Leich“, ein prunkvolles Begräbnis also; und ein solches vergönnte sich denn auch die Wiener Buchdruckerin Maria Eva Schilg (1682-1759), nachdem sie drei Ehemänner überlebt und den Betrieb zuerst an deren Seite in die Höhe gebracht, dann als Witwenfortbetrieb äußerst erfolgreich weitergeführt hatte (daneben betrieb sie noch Papier- und Weingeschäfte). In ihrem Testament stiftete sie für sich 1000 Seelenmessen, ordnete an, in der Gruft bei St. Stephan in Begleitung der Minoriten, Franziskaner, Dominikaner und der Armen aus dem Johann Nepomuceni-Spital und dem Sonnenhof sowie mit Aufsetzung des Bruderschaftszeichens bestattet zu werden und machte verschiedene Stiftungen. Sie sicherte sich nicht zuletzt dadurch ein bleibendes Andenken in der Druckgeschichte.

Einer anderen tüchtigen und energischen Druckerin, der Anna Barbara Schüssler in Bregenz, gelang dies ebenfalls, vornehmlich dank den Prozessakten, die ihr Widerstand gegen Benachteiligung verursachte: Als 1726 ihr Mann und kurz darauf auch ihr Sohn starben, stellte der Bruder ihres Mannes Erbansprüche, gegen die sie ankämpfte. Schließlich wurde die Druckerei zwar dennoch ihm zugesprochen, doch setzte sie durch, dass sie entgegen den üblichen Bestimmungen einen eigenen Betrieb eröffnen durfte – und dieser war überdies erfolgreicher als der ererbte ihres Schwagers.

„Widerständig“ zeigte sich auch die Salzburger Druckerin Anna Victoria Kajetana Konhauser (gest. 1788): sie wagte es, ein Büchlein zu drucken, in dem eine Maßnahme des Salzburger Fürstbischofs kritisiert wurde. Dafür wurden ihre Mitarbeiter mit Festungshaft und Landesverweisung bestraft und sie selbst gezwungen, die Druckerei und Buchhandlung um ein Fünftel ihres Wertes abzutreten. Sie hatte jedoch noch rechtzeitig eine andere Buchhandlung gekauft, die sie behielt. Auch sie scheint dank ihrer Selbstbehauptung in den Geschichtsquellen auf.

Dies sind wenige Beispiele für viele bemerkenswerte Frauen, die – leider dennoch recht spärliche – Lebensspuren hinterließen; wüsste man doch gern noch mehr über ihren jeweiligen Lebensverlauf, ihre Erfahrungen und Gedanken. So ist von Maria Anna Echtler aus St.Pölten bezeugt, dass sie 1691 den Passauer Buchdruckergesellen Christian Walter heiratete, der sich unter vielen Schwierigkeiten in Krems a. d. Donau als Buchdrucker und -händler niederließ. Kurz nach seiner Eheschließung mit Maria Anna wurde er nach Wien vorgeladen „wegen eines von ihm mit Versprechung der Ehe zum Fall gebracht und geschwängerten Menschen“; auch wurde er mit 17 Reichstälern Schadenersatz für „zuegefügte Schläg und Verwundung“ bei einer Rauferei gestraft. 1707 starb er und Maria Anna schloss ein Jahr später wieder eine Ehe. So die dürren Hinweise aus den Akten. Welche Frauenschicksale sich dahinter verbergen – ob es sich nun um die Ehefrau des brutalen Mannes handelt oder um das betrogene Mädchen –, kann man nur ahnen... Und wie erlebte wohl die Linzer Buchdruckerin Josefa Feichtinger (gest. 1847), im Volksmund „die schöne Feichtingerin“ genannt, die einschneidende Veränderung in ihrem Leben, als ihr Mann 1809 vor den Franzosen aus Linz floh, offenbar um einer Hinrichtung zu entgehen? Er starb 1815 in Bregenz – weshalb er nach dem Abzug der Franzosen nicht zurückkehrte, ist nicht bekannt. Sie führte nach seiner Flucht de facto und nach seinem Tod auch de iure den Betrieb bis 1847 als Witwenfortbetrieb weiter. Die Spuren, die sie hinterließ, waren die von ihr hergestellten Druckwerke und ihr geschäftlicher Erfolg sowie eine Miniatur mit ihrem Bild; es zeigt eine blühende junge Frau mit reichen dunklen Locken.

Im Gegensatz dazu leistete Rosa von Gerold (1830-1907), die Frau des erfolgreichen Wiener Verlegers Moritz Ritter von Gerold, keinerlei verlegerische Arbeit, sondern überließ diese völlig ihrem Mann und widmete sich ganz den gesellschaftlichen Pflichten und Kontakten; auch nach seinem Tod führte sie den Betrieb nicht weiter. Dafür aber betätigte sie sich schriftstellerisch und hinterließ auch autobiografische Schriften, die ein anschauliches Bild vom Leben des Verlegerehepaares geben. Mit ihr beschäftigte sich bereits 1948 eine Dissertantin.¹⁶

Noch viel älter als die Tätigkeit des Buchdrucks ist naturgemäß die des Buchbindens, die im Frühmittelalter – nach der Ablöse der Buchrolle durch den Kodex – einsetzte.

Die ersten dem Namen nach bekannten Buchbinder waren Mönche des 6. und 7. Jahrhunderts (der Ire Dagäus, der Kölner Sigibert ...), aber es gab später auch weltliche Buchbinder, vor allem an den Universitäten, und hier gehört einer der frühesten Buchbindernamen einer Frau, der schon

genannten Margaret puechpinterin gegenüber der Hohen Schule (urkundlich erwähnt 1388); dann aber wird es still um die Frauen, obgleich sie zweifellos auch in diesem Beruf – im Hintergrund, versteht sich – (mit)tätig waren. In einer Arbeit über Martin Tourneville, einen Buchbinder im Dienste des Prinzen Eugen, werden auch dessen Töchter behandelt.¹⁷ Vielleicht lassen sich noch weitere Nachfolgerinnen der Margaret ausfindig machen.

Die Erwähnung des Prinzen Eugen, dessen rund 15000 Bände umfassende wertvolle Büchersammlung (wozu noch kostbare Handschriften, Kartenwerke etc. kommen) sich in der Österreichischen Nationalbibliothek befindet, leitet zu den Bibliophilen über. In der Antike konnten sich nur Herrscher und sehr Reiche die kostspielige Liebhaberei des Büchersammelns leisten; im Mittelalter kamen Klöster und Universitäten hinzu. Jedenfalls bedurfte es zweier Voraussetzungen, die wieder einmal für Frauen eine Barriere bedeuteten: der Verfügung über die erforderlichen Mittel und der erforderlichen Bildung. Folgerichtig sind es in der langen Geschichte Österreichs zwei Kaiserinnen, die wir als Besitzerinnen einer eigenen Bibliothek kennen: Bianca Maria Sforza-Visconti, die dritte Gemahlin Kaiser Maximilians I., brachte Bücher aus ihrem Besitz und mit deutlichen Gebrauchsspuren in die Ehe mit. Sie befinden sich in der Österreichischen Nationalbibliothek und enthalten die Darstellung eines lesenden Mädchens, vielleicht der jungen Bianca Maria. – Und eine eigene Bibliothek legte Jahrhunderte später auch die Kaiserin Maria Ludovica (1787-1816), die dritte Gemahlin Kaiser Franz I. an (ebenso wie ihr Gatte). Auch zahlreiche Adelsbibliotheken entstanden im Lauf der Geschichte (der Liechtenstein, der Esterhazy, der Batthyány usw.), bibliophile Frauen aber sind nicht bekannt, mit Ausnahme einer Elspet Volckenstorfferin (Burg Volckensdorf, Pfarre St. Florian), die im 15. Jahrhundert eine Bibliothek mit 45 Büchern besaß, damals eine beachtliche Zahl: das Verzeichnis ihrer Bücher befindet sich in der Österreichischen Nationalbibliothek. Dass „Gelehrsamkeit“ bei Frauen (insbesondere im Bürgertum) lange Zeit als unweiblich und unerwünscht galt, förderte sicher nicht deren Neigung zum Büchersammeln. Aber auch heute noch scheint die Bibliophilie überwiegend eine Männerdomäne zu sein. Die bedeutendste österreichische Bibliophile des 20. Jahrhunderts dürfte Johanna Monschein (1907-1997) mit ihrer wertvollen Sammlung illustrierter Kinderbücher des 19. Jahrhunderts gewesen sein. Durch ihre einschlägigen Arbeiten wurde sie Wegbereiterin der historischen Kinderbuchforschung in Österreich.

Überdies war sie die erste Frau, die in den diplomatischen Dienst übernommen wurde und die Funktion eines österreichischen Botschafters bekleidete – was zu einem weiteren „weißen Fleck“ führt: bemerkenswerte Frauen in den verschiedenen Bereichen des öffentlichen Dienstes wie Diplomatinen, Richterinnen, Museumsdirektorinnen usw.

Viel ist noch zu tun, damit „eine nach der andern aus dem Dunkel wieder auftaucht.“

ANMERKUNGEN:

- 1 Clarisse Nicoidski: Die großen Malerinnen. Weibliche Kunst von den Anfängen bis zur Gegenwart. Aus dem Franz. v. Helga Künzel und Liselotte Julius.- Frankfurt/Main 1999, S. 11.
- 2 In: Birgit Schneider, Felix, Heinzer, Vera Trost (Hg.): Bücher, Menschen und Kulturen. Festschrift für Hans-Peter Geh. München 1999, S. 390-397.
- 3 (Inzwischen Bittermann-Wille). In: Edith Stumpf-Fischer (Hg.): Der wohlinformierte Mensch. Eine Utopie. Festschrift für Magda Strebl. Graz 1997, S. 97-101.
- 4 Wien 1989, S. 27f.
- 5 Mitteilungen der Vereinigung österreichischer Bibliothekare 44 (1991). Dazu kamen noch die Wiener Dissertation von Johanna Gegendorfer aus dem Jahr 1948 über die Verlegersgattin Rosa von Gerold, die allerdings selbst nicht als Verlegerin, sondern als Schriftstellerin tätig war, sowie der Beitrag „Die Frau im Bibliothekars- und Informationsdienst“ von Sigrid Reinitzer in: Verband der Akademikerinnen Österreichs (Hg.): Frauenstudium und akademische Frauenarbeit in Österreich 1968-1987, Wien 1987. Er enthält Dienstrechtliches und Zahlenmaterial zur beruflichen Situation.
- 6 In: Renate Klepp, Maria Seissl (Hg.): Artibus atque modis. Festschrift zum 60. Geburtstag von Ilse Dosoudil. – Wien 2001, S. 202-222.
- 7 kolloquiA: Frauenbezogene/feministische Dokumentation und Informationsarbeit in Österreich. Lehr- und Forschungsmaterialien.-

- Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur 2001, S.227-256. (Materialien zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft. 11.)
- 8 Wien etc.1977, S. 130.
 - 9 9/1960, S. 48.
 - 10 Murray G. Hall, Christina Köstner: „...allerlei für die Nationalbibliothek zu ergattern...“. Wien etc. 2006, S.349, 555, 578, 579.
 - 11 Thomas Winkelbauer (Hg.): Vom Lebenslauf zur Biographie.- Horn; Waidhofen a.d.Thaya 2000 (Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, 40.)
 - 12 In Vorbereitung.
 - 13 Susanne Blumesberger (Hg.): Helene Scheu-Riesz (1880-1970). Eine Frau zwischen den Welten. Wien 2005. (biografiA. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung, Bd. 1.)
 - 14 Maria Haupt: Österreichische Verlegerinnen. Ansichten – Meinungen – Einstellungen sowie die Frage, warum es so wenige Frauen an der Spitze von Verlagen gibt Universität Wien, Dipl.Arbeit 2006.
 - 15 Wien 2007. biografiA. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung, Bd. 4.
 - 16 Johanna Gegendorfer: Rosa von Gerold und ihr Salon. Wien, phil.Diss. 1948.
 - 17 Walter Pillich: Martin Tourneville, der Buchbinder des Prinzen Eugen und Kaiser Karl VI., in Wien. In: Wiener Geschichtsblätter 18 (1963), S. 239-242.

ILSE KOROTIN

**„WAS WIRD UNS DIESE FRAU DOKTOR SCHON WICHTIGES ZU SAGEN HABEN?“
INTELLEKTUELLE FRAUEN IM WIEN DER ZWISCHENKRIEGSZEIT¹**

Rosa Jochmann schreibt in ihren Erinnerungen: „Ich war Hilfsarbeiterin bei der Firma Auer. Da hieß es eines Tages, im Brauhaus wird eine Frau Dr. Käthe Leichter sprechen. Begeistert waren wir von dieser Aussicht nicht – nach sechs Uhr abend und nach einem schweren Tag der Arbeit noch ins Brauhaus zu gehen. Wir erzeugten Glühstrümpfe und litten unter der furchtbaren Hitze im luftdicht verschlossenen Brennsaal. Aber wir gingen hin und haben es nicht bereut. Damals sah ich Käthe zum ersten Mal. Eine Frau Doktor? Nun, die wird uns wieder so gescheite Sachen erzählen, mit denen wir nichts anfangen können. Aber es kam anders.

Wir waren damals ganz jung. Ich war kaum zwanzig Jahre alt und wir dachten, diese erzwungene Anwesenheit durch Späße zu überbrücken. Doch Käthe hat uns in ihren Bann gezogen, und wir mussten immer daran denken: Alles ist genau so, wie es die Frau Doktor sagt. Nach der Versammlung ist Käthe nicht davongelaufen, sondern unterhielt sich noch lange mit uns und wollte alles wissen: Wie wir arbeiten, was wir am Sonntag tun und so weiter. In der Folge baten wir Käthe immer wieder zu uns.“²

Käthe Leichter war eine der ersten Studentinnen der Staatswissenschaften. Auf Grund des Umstandes, dass Frauen in Österreich erst 1919 zum Studium an der rechtswissenschaftlichen Fakultät zugelassen wurden, promovierte sie 1918 in Heidelberg. Käthe Leichter war zur Zeit des Zusammentreffens mit Rosa Jochmann Leite-

rin des neugegründeten Referats für Frauenarbeit in der Wiener Arbeiterkammer. Damit war sie eine der ersten Frauen in einer leitenden Position und hatte mit dementsprechend heftigen Angriffen zu kämpfen. Als sie 1932 trotz starker Widerstände von männlicher Seite bei den Betriebsratswahlen kandidierte, war dies bereits ein Sieg für die Frauen.³ Zwischen Rosa Jochmann und Käthe Leichter entwickelte sich eine innige, sehr persönliche Freundschaft, die erst durch den Nationalsozialismus gewaltsam zerrissen wurde.

Im Herbst 1939 wurde Käthe Leichter ins Konzentrationslager Ravensbrück überstellt. Als Rosa Jochmann einige Monate später ebenfalls als Gefangene dorthin kam, war das erste, was sie von einer Genossin zu hören bekam: „Du wirst schon erwartet, die Käthe weiß, daß du kommst.“

„Genossin Leichter“, so Rosa Jochmann, „war die Seele ihres Blocks und uns ‚Politischen‘ die Lehrerin, die sie draußen gewesen war. Die Juden waren alle auf einem Block untergebracht, 500 im Jahre 1940, niemand wurde so gequält wie sie. Käthe war bei der schwersten Außenarbeit, auch im strengsten Winter. Schwere Steine tragen, ganze Schiffsladungen voll Ziegelsteine ausladen, die gefrorene Erde beim Straßenbau bearbeiten, unter dem ewigen Schreien und Prügeln der Aufseherinnen. Wie oft zeigte sie uns beim Vorbeigehen ihre blutigen Hände, die Beine voller Geschwüre. Abgemagert bis zur Unkenntlich-

keit, so traf ich Käthe an. Wie glücklich waren wir, als es uns gelungen ist, sie als Strickerin am Block zu beschäftigen. Dann saß sie unter ihren Kameradinnen, lauter jüdische Genossinnen aller Nationen, um den Block wurden Wachen aufgestellt, um eine nahende SS sofort zu melden, und Käthe las die Zeitung vor, natürlich mit Kommentar. Voller Glück sahen wir, wie sie sich erholte. Niemals, auch nicht in ihrer schwersten Zeit, kam ein Wort des Mißmuts oder der Klage über ihre Lippen, sie war der ewige Optimist und die ewige Illegale.“⁴ Käthe Leichter überlebte das Konzentrationslager nicht.

„Als der Befehl zum Antreten kam, gingen wir“ – schreibt Rosa Jochmann – „Hand in Hand, in der kalten Winternacht nebeneinander zu den bereitstehenden Autos, und plötzlich sagte Käthe: ‚Rosi, ich weiß, du magst es nicht hören, aber schau, wenn es wirklich sein sollte, daß ich sterben muß, dann, bitte, sage meinen Buben, wie sehr ich sie geliebt habe, wie gern ich sie gesehen hätte, und, daß meine letzten Gedanken bei ihnen sein werden. Den Genossen aber sage, wenn wir wieder da sein werden: So gern ich die andere Zeit auch erlebt hätte, ich würde mein Leben doch nicht anders leben, wenn ich es noch einmal von vorne beginnen könnte.“⁵

Es war nach Eva Kreisky eine „historische Zwangsehe“, welche die Frauenemanzipation an die politische Emanzipation des Proletariats band. Immerhin war die sozialdemokratische Partei die erste politische Partei Österreichs, welche die Beseitigung der gesetzlichen Benachteiligung der Frau und seit 1892 die Forderung nach Einführung des Frauenwahlrechts in ihr Programm aufgenommen hatte und sie war die einzige Partei, die sich zur prinzipiellen Ebenbürtigkeit der Geschlechter bekannte, ohne sich je auf eine gottgewollte oder naturgegebene Unterlegenheit der Frauen zu berufen.

Dennoch fand keiner der austromarxistischen Theoretiker die Frage der Frauen einer gründlichen Analyse wert. Die Ansprüche und Anstrengungen der Genossinnen, sich und andere Frauen zu organisieren, stieß in den Anfängen der proletarischen Frauenbewegung auf massive Widerstände und sie wurden der „Sonderbündelei“ und des „Sektierertums“ verdächtigt. Nur sehr wenige Frauen veröffentlichten schließlich auch im „Kampf“, dem seit 1908 erscheinendem theoretischen Organ der österreichischen Sozialdemokratie.

Eine der wenigen intellektuellen Frauen war die Sozialwissenschaftlerin Helene Bauer, die nicht nur als Verfasserin zahlreicher Beiträge, sondern auch als Redakteurin der Zeitschrift wirkte. In dem 1927 erschienenem Artikel „Ehe und soziale Schichtung“⁶ setzte sich Helene Bauer mit verschiedenen, gleichzeitig vorkommenden sozialen Typen von Ehe und Familie auseinander, aus denen sich unterschiedliche Interessenslagen der Männer, Frauen und Kinder in Bezug auf staatliche Interventionen ergeben. Auf die Notwendigkeit rechtlicher Regelungen, auf Veränderungen der ökonomischen Grundlagen und auf begleitende Maßnahmen wie die Schaffung von Einrichtungen der gemeinschaftlichen Erziehung (von Kinderkrippen über Kindergärten bis zu Ganztagschulen). Helene Bauer zeigt damit,

dass es den propagierten idealisierten Einheitstyp von Ehe und Familie als „ewige“ und „unveränderbare“ soziale Institutionen in der modernen Gesellschaft nicht gibt, vielmehr sich diese ständig wandeln und erweitern.

„Im sozialen Raum“ – so Helene Bauer 1927 – „reicht sich ein neuer Ehetypus den bereits bestehenden an: Die geistig und ökonomisch unabhängige Frau wurzelt schon unmittelbar in der Gesellschaft und übernimmt ihr gegenüber Verpflichtungen, an denen der Mann keinen Anteil mehr hat. Sie repräsentiert nach außen nur sich selbst. Je mehr Möglichkeiten ihr geboten werden, in außerhäuslichem Wirkungskreis ihre schöpferische Arbeitslust zu befriedigen, eine desto geringere Rolle kann die Ehe in ihrem Lebensplan einnehmen. Statt ihr Leben ihrer Ehe anzupassen, wird sie nun trachten, ihre Ehe einem Leben anzupassen, das nun seinen Schwerpunkt nach außen verlegt hat.“⁷

Käthe Leichter, Helene Bauer und mit ihnen viele andere intellektuelle Frauen stellten sich trotz der weitverbreiteten Ignoranz ihrer Genossen in den Dienst der ArbeiterInnenbewegung. Sie vertraten die sozialistische Vorstellung, dass die Diskriminierung der Frauen mit der Umstrukturierung der Gesellschaft im Sinne einer sozialistischen Gesellschaftsauffassung aufgehoben würde.

Viele dieser Frauen kamen aus aufgeklärten jüdischen Familien des Bürgertums, die als Reaktion auf den Antisemitismus ein distanzierendes Verhältnis zu ihrer religiösen Tradition entwickelt hatten.

Die 1938 in die USA emigrierte Ärztin und Psychoanalytikerin Else Pappenheim sagte dazu: „Ich habe keine Beziehung zum Judentum gehabt, (war von Geburt an protestantisch), außer daß ich gewußt habe, daß mein Vater Jude war. Die Schwarzwaldschule, in die ich gegangen bin, war völlig gemischt. Man mußte zwar eine Stunde in der Woche Religionsunterricht haben, aber das hat nichts bedeutet. Ich habe niemanden gekannt, der irgendwie religiös war.“⁸

In der Sozialdemokratie, in welcher die Religion keine Rolle mehr spielen sollte, suchten die Frauen, die nicht mehr länger Außenseiterinnen sein wollten, eine Lösung ihrer Probleme. Darüber hinaus wurden Frauen bürgerlicher Herkunft oft auch durch die Verarmung ihrer Schicht nach dem Ersten Weltkrieg für soziale Anliegen sensibilisiert.

Der Modernisierungsschub nach 1918 eröffnete neue Bildungsmöglichkeiten für Mädchen, die insbesondere von aufgeklärten jüdischen Familien in Anspruch genommen wurden. Die alle gesellschaftlichen Schichten betreffende ökonomische Notwendigkeit einer Berufstätigkeit der Frau wurde von den Töchtern unzufriedener bürgerlicher Mütter als Chance und Befreiung verstanden.⁹

Modelle neuer Verhaltensweisen zwischen den Geschlechtern – auch hinsichtlich sexueller Egalitätserfahrungen – wurden zum Schrecken der Elterngeneration – von den jungen Frauen in der Jugendbewegung erprobt.

Die grundsätzliche Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mütterlichkeit wurde von diesen Frauen nicht mehr in Frage gestellt. Radikale Lösungen wie die Abschaffung des Einzelhaushaltes wurden diskutiert. Realisiert wurden Gemeinschaftseinrichtungen wie zentrale Waschküchen, wie die „Wiener öffentliche Küchenbetriebsgesellschaft“ (kurz: WÖK

genannt), aber auch das Experiment eines „Einküchenhauses“¹⁰ im 15. Wiener Gemeindebezirk.

Die junge Architektin Margarethe Schütte-Lihotzky entwarf Siedlungshäuser und beschäftigte sich intensiv mit Fragen der Bewältigung der Hauswirtschaft, Arbeitsabläufe wurden systematisiert und rationalisiert, wie etwa beim Entwurf der späteren „Frankfurter Küche“. 1921 erschien Lihotzkys erster Artikel mit dem Titel „Einiges über die Einrichtung österreichischer Häuser unter besonderer Berücksichtigung der Siedlungsbauten“. Im ersten Absatz formulierte sie: „Das Wohnhaus ist die realisierte Organisation unserer Lebensgewohnheiten“¹¹. Die Architektin offenbarte damit schon früh, was sie auch später auszeichnete, „ihr Beharren auf der gründlichen Erforschung des gesellschaftlichen Umfeldes allen Bauens“.¹²

Eine „Revolution des Alltags“ forderte auch die Journalistin und Politikerin Marianne Pollak in zahlreichen Artikeln und in ihrem 1933 erschienenem Buch „Eine Frau studiert den Sozialismus“. Die gesamte Lebenskultur der ArbeiterInnen sollte umgestaltet werden und bereits ein Stück der sozialistischen Gesellschaft vorwegnehmen oder zumindest doch den Weg dorthin weisen.¹³ „Die erste Forderung muß ... lauten, alles Veraltete, Zeit und Arbeit Verschwendende aus der Wohnung und der Hauswirtschaft zu entfernen.“¹⁴

Wird bedacht, dass Frauen in Österreich erst ab 1897¹⁵ studieren durften, so ist der Höhepunkt beruflicher und intellektueller Emanzipation von Frauen im Wien der Zwischenkriegszeit zutiefst beeindruckend.

Ein bis heute ganz besonderes Zentrum frauenspezifischen Wirkens machte sich im Rahmen der Sozial- und Bildungsreformen des „Roten Wien“ der Zwischenkriegszeit bemerkbar, wo sich immer deutlicher die Frage nach einer praktisch um- und einsetzbaren Psychologie und Pädagogik stellte.

In dieser Zeit entwickelte sich Wien durch die psychologischen Schulen und zahlreichen MitarbeiterInnen von Sigmund Freud, Alfred Adler sowie Charlotte und Karl Bühler mehr und mehr zu einem internationalen Zentrum der Kinder- und Jugendforschung. Es entstanden wichtige Beiträge zur Theorie und Praxis der Klinischen Psychologie, der Entwicklungs- und Sozialpsychologie, der Psychotherapie und der Heilpädagogik.¹⁶

Die personellen und weltanschaulichen Querverbindungen zwischen „Psychologischem“ und „Rotem“ Wien waren zahlreich, wobei die Individualpsychologie im Vergleich zur Psychoanalyse durch deren starke pädagogische Orientierung von den Sozialdemokraten bevorzugt wurde.¹⁷

So war etwa der sozialdemokratische Schulreformer Carl Furtmüller – einer der engsten Mitarbeiter von Otto Glöckel – ein Individualpsychologe der ersten Stunde.

Furtmüllers Frau Aline wiederum war sozialistische Gemeinderätin und unterrichtete an der Schwarzwaldschule Französisch. Sie zählte zu Käthe Leichters engeren Freundeskreis, „durch die gemeinsame Liebe zur Musik wie zur französischen Literatur“¹⁸, so Leichter, waren sich die beiden Frauen nicht nur über die politische Gesinnung, sondern auch persönlich näher gekommen.

Die Individualpsychologie Alfred Adlers ging zwar aus

der Freud'schen Psychoanalyse hervor, stand aber mit dem Gedanken des Gemeinschaftssinns und -gefühls der Begrifflichkeit der AustromarxistInnen viel näher.

Adlers Theorie ist geprägt von einem unbedingten Erziehungsoptimismus. Den Umwelteinflüssen wird in der Entwicklung des Menschen eine hervorragende Rolle zugeschrieben. Auch damit rückte Adler der Grundkonzeption des Marxismus näher.¹⁹

Ein großes und wichtiges Praxisfeld der Individualpsychologinnen lag in den Erziehungsberatungsstellen. Eine der initiativen Mitgestalterinnen, Regine Seidler, wies in der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“ auf das Bedürfnis sozialer Fürsorge hin: „Die Errichtung der individualpsychologischen Erziehungsberatungsstellen erfolgte aus der Überzeugung heraus, daß für das weitere Schicksal der Kinder, die sich in Erziehungsschwierigkeiten, Charakterfehlern oder im Zustande der Verwahrlosung befinden, in erster Reihe die individualpsychologische Aufklärung und Erziehung ihrer Erzieher entscheidend ist.“²⁰

Die LeiterInnen der Erziehungsberatungsstellen kamen jeweils aus dem Bereich der Medizin und der Pädagogik und unterstützten ursprünglich die LehrerInnenenschaft in ihren Erziehungsproblemen. Später wurden parallel dazu auch allgemein zugängliche „Behandlungsberatungsstellen“ errichtet, die „vornehmlich auch von den Eltern und Familienangehörigen, mit und ohne Kinder, sowie auch von Kindern und Jugendlichen allein, freiwillig aufgesucht wurden.“²¹ Sie waren derart konzipiert, dass zumeist ein männlicher Leiter und eine weibliche Leiterin bestellt wurden.

Leiterinnen waren u. a.: Martha Holub, Alexandra Adler, Elly Rotwein, Regine Seidler, Hilde Krampflitschek und Lydia Sicher, um nur einige zu nennen.

Unter der Leitung von Alice Friedmann und Stefanie Horovitz, letztere war übrigens auch studierte Chemikerin, wurde auf der Linken Wienzeile ein Erziehungsheim eingerichtet. Es gab heilpädagogische Einrichtungen, eine Versuchsschule, Ambulatorien und Sexualberatungsstellen.

Eine wichtige Initiatorin der individualpsychologischen Sexualberatungsstellen war Sophie Lazarsfeld (die Mutter von Paul Lazarsfeld). Sie führte Ehe-, Familien- und Sexualberatungen in ihrer eigenen Praxis durch. Auf diese Erfahrungen stützte sich auch ihr 1931 erschienenes Buch „Wie die Frau den Mann erlebt. Fremde Bekenntnisse und eigene Betrachtungen.“

Mit anderer politischer Zielsetzung als die der Sozialdemokraten gründete Wilhelm Reich (ermutigt von Freud) die „Sozialistische Gesellschaft für Sexualberatung und Sexualforschung“ und eröffnete sechs Sexualberatungskliniken für Arbeiter und Angestellte. Jede Stelle war zwei Stunden täglich geöffnet, jedermann/frau konnte sich hier Hilfe, Unterstützung, Rat und Information über Erziehungsfragen, Eheprobleme, Geburtenregelung, sexuelle Probleme und Sexualerziehung holen.²²

Zu den Leiterinnen der Sexualberatungsstellen gehörten die Ärztin Marie Frischauf und die Psychoanalytikerinnen Anny Angel, Annie Reich und Edith Buxbaum.

Annie Reich und Marie Frischauf verfassten gemeinsam die sexualpolitische Schrift „Ist Abtreibung schädlich?“, die

sie als populäre Aufklärungsbroschüre gestalteten. In einfacher Sprache gehalten, auf theoretische Ausführungen verzichtend setzten sie sich mit den ethischen und medizinischen Argumenten der Abtreibungsgegner auseinander. An einigen Beispielen zeigen sie auch jene Schicksale, die der Abtreibungsparagraph notwendig nach sich zog, um daraus ihre Forderungen zu entwickeln: „Sollten diese lebenswichtigen Forderungen nicht nur Buchstaben bleiben, dann müssen Organisationen geschaffen werden, die in den Betrieben und auf der Strasse den Kampf für ihre Durchsetzung aufnehmen. Ihre Verwirklichung von irgend einem Kongress für Sexualreform oder von irgend einer liberalen Regierung zu erwarten, wäre Illusion, nur die Gewalt der Masse selbst wird sie erzwingen.“²³

Annie Reich zählte zu den VertreterInnen der marxistisch orientierten PsychoanalytikerInnen, wie uns aus diesem Zusammenhang bis heute besonders Wilhelm Reich, Siegfried Bernfeld und Otto Fenichel bekannt sind. Mit seinem 1925 in Wien erschienenem Buch „Sisyphos – oder Die Grenzen der Erziehung“ wurde Bernfeld neben Hermine Hug-Hellmuth und Anna Freud einer der ersten und wichtigsten Wegbereiter für die Anwendung der Psychoanalyse auf die Pädagogik.

Hermine Hug-Hellmuth war ursprünglich Lehrerin. Sie promovierte 1908 mit der Arbeit „Untersuchungen über die physikalischen und chemischen Eigenschaften der radioaktiven Niederschläge an der Anode und Kathode“. Ab 1911 publizierte sie zu kinderanalytischen Themen. 1923 leitete sie die Erziehungsberatungsstelle des Psychoanalytischen Ambulatoriums. International bekannt wurde Hug-Hellmuth mit der Publikation des „Tagebuch(s) eines halbwüchsigen Mädchens von 11-14½ Jahren“, das 1919 anonym in erster Auflage, später unter ihrer HerausgeberInnenschaft erschien, wobei die lebhaft Diskussions um die Authentizität als Tagebuch und die AutorInnenschaft bis nach dem Tod Hug-Hellmuths anhielt. Die Analytikerin wurde 1924 Opfer eines durch ihren Neffen verübten Raubmordes.²⁴

Auch Anna Freud war ursprünglich Lehrerin gewesen. 1923 veröffentlichte sie ihre erste kinderanalytische Arbeit in der Zeitschrift „Imago“ unter dem Titel „Ein hysterisches Symptom bei einem zweieinvierteljähigen Knaben“. Neben einem Kurs in Psychoanalytischer Pädagogik am Wiener Lehrinstitut, der nicht nur KandidatInnen, sondern auch LehrerInnen und SozialarbeiterInnen zugänglich war,²⁵ entstand in Zusammenarbeit mit der Wiener Stadtverwaltung eine vierteilige Vortragsreihe für Horterzieherinnen. Diese Vorträge sind Inhalt des 1930 erschienenen Buches „Einführung in die Psychoanalyse für Pädagogen“.²⁶

Mit der finanziellen Unterstützung der Amerikanerin Edith Jackson, die von Sigmund Freud analysiert und von Anna Freud am Wiener Institut in Kinderanalyse ausgebildet worden war, gründete Anna Freud eine Kinderkrippe für Kinder unter zwei Jahren, die sogenannte „Jackson-Krippe“. Eine Kinderkrippe für so kleine Kinder war damals etwas völlig Neues und entstand in der Absicht, direkte Informationen über das frühe Lebensalter zu sammeln.

Anna Freud betonte in einem Rückblick auch das soziale Anliegen, der im Februar 1937 am Rudolfsplatz eröffne-

ten Einrichtung:

„Da diese Kinder im Vorschulalter sind und ein Zugang zu ihren Familien nicht möglich ist, bestand unsere Lösung darin, für eine Gruppe von ihnen eine separate Organisation zu schaffen, zwischen einer Kinderkrippe und einem Kindergarten [...] Wir wählten Kinder aus den ärmsten Familien Wiens aus, deren Väter arbeitslos waren und auf der Straße bettelten und deren Mütter bestenfalls als Putzfrauen arbeiteten. Die Voraussetzung für die Aufnahme war, daß sich das Kind einigermaßen selbständig bewegen konnte, in manchen Fällen allerdings durch Kriechen und nicht durch Gehen. [...] Die Eltern waren übergücklich über die gute Pflege; die Kinder gediehen und vergalteten es uns ihrerseits dadurch, daß wir über die ersten Schritte des Kindes heraus aus der biologischen Einheit von Mutter und Kind Erfahrungen sammeln konnten.“²⁷

Die Beobachtungen und Aufzeichnungen der BetreuerInnen wurden in einem einfachen Indexsystem dokumentiert und später im englischen Exil zum wichtigsten, wissenschaftlichen Instrumentarium von Anna Freud und Dorothy Burlingham – dem Hampstead-Index – weiterentwickelt.

Auch die universitäre Psychologie, vertreten durch Karl und Charlotte Bühler, stand in einem engen Austausch mit den sozial- und bildungspolitischen Intentionen der Wiener Stadtverwaltung. Gemeindeeigene Einrichtungen konnten als Forschungsstätten benützt werden, wie etwa das psychologisch-pädagogische Laboratorium der LehrerInnenakademie. Charlotte Bühlers gutes Verhältnis zu den Fürsorgebehörden erschloss attraktive Beobachtungs- und Arbeitsgebiete wie die „Städtische Kinderübernahmestelle“. Diese galt als das „Juwel“ des sozialdemokratischen Reformwerks unter dem Stadtrat Julius Tandler. Geforscht wurde aber auch in Kindergärten, Horten, Schulen aller Gattungen und in Mütterberatungsstellen.

Unter der Psychologin Charlotte Bühler als Forschungsdirektorin des Psychologischen Institutes entwickelten viele junge Frauen ihr Interesse an der Wissenschaft. Die junge, dynamische und akademisch bereits erfolgreiche Wissenschaftlerin setzte in ihrem Forschungsbereich auf persönliche, sehr individuelle Beziehungen zu ihren oft nur wenig jüngeren Schülerinnen.

Hilde Spiel dissertierte 1936 am Psychologischen Institut und skizzierte die Persönlichkeit ihrer Lehrerin folgendermaßen:

„Die Professorin steht auf der Plattform und doziert. Charlotte Bühler – schmal und schwarz gekleidet, mit dunklem kurzgeschnittenem Haar – unterstreicht ihren Vortrag, der sehr norddeutsch klingt und etwas spitz, mit graziösen Bewegungen der Hände. Der Studentin in dem staubigen, seit 1884 nicht erneuerten Hörsaal, fällt mit einem Mal auf, daß die langen weißen Finger der Professorin in blutrot lackierten Nägeln enden. Das ist einer der revolutionierendsten Eindrücke dieses ersten Semesters, ein so knappes und bildhaftes Signal der emanzipierten Frau, wie es uns die Fraudoktor (gemeint ist hier die Reformpädagogin Eugenie Schwarzwald, Anm.) mit ihrem Wunsch nach lieben, bescheidenen und hausfraulichen Schulmädchen nicht gegeben hat. Charlotte Bühler übt die Professur erst seit einem

Jahr aus, doch sie ist selbstbewußt, als wäre ihr klar, daß sie die neue, die Nachkriegsfrau verkörpert. Den völkischen Kommilitoninnen, die in ihren Dirndlkleidern muffig herumsitzen, ist sie nicht geheuer. Bald wandern sie, in umgekehrter Richtung, zur Germanistik ab.²⁸

Durch die finanzielle Unterstützung der Rockefeller-Foundation gelang es dem Wiener Institut über 10 Jahre hindurch kontinuierliche kinderpsychologische Grundlagenforschung zu betreiben und dafür auch MitarbeiterInnen zu beschäftigen. (Ich nenne nur einige Namen: Hedda Bolgar, Hildegard Hetzer, Lotte Schenk-Danzinger, Else Frenkel-Brunswik, Herta Herzog, Käthe Wolf, Ilse Hellmann und Lieselotte Frankl. Die beiden letztgenannten Psychologinnen wurden später in London Mitarbeiterinnen in Anna Freuds Hampstead War Nurseries.)

Viele Lehrerinnen, die die vorgeschriebenen Universitätskurse besuchten, wurden durch die kreative Atmosphäre am Institut angeregt und nahmen die intellektuelle Herausforderung an. Sie beschränkten sich nicht lediglich auf die im Ausbildungsprogramm vorgesehenen Seminare, sondern widmeten sich in eigenen wissenschaftlichen Arbeiten der Auswertung des in der Praxis reichlich gewonnenen Materials und erwarben das Doktorat.

Dazu ein erläuterndes Zitat: „Unter Anleitung von Dr. Ch. Bühler beobachteten 30 Lehrer und Lehrerinnen Wiens in ersten Volksschulklassen an 12 Knaben-, 16 Mädchen- und 2 Koedukationsklassen nach einer vom Psychologischen Institut ausgearbeiteten Anleitung die Schulneulinge in den ersten Schultagen hinsichtlich der persönlichen Kontakte, den sozialen Beziehungen zwischen den Kindern, um die Umstände und Bedingungen ihres Zustandekommens, ihren Inhalt und ihre Struktur kennenzulernen. In den ersten zwei Schulwochen wohnten auch unauffällige Beobachter aus dem Psychologischen Institut bei, um ihre Beobachtungen unmittelbar ungestört von jeder Lehrverpflichtung protokollieren zu können.“²⁹

In der Entwicklung der Kinder- und Jugendforschung sahen sich Frauen zur aktiven Teilnahme und Mitgestaltung des wissenschaftlichen Feldes aufgefordert, weil dadurch traditionelle weibliche Einflusssbereiche ins Blickfeld gerückt werden. Die Problemsensibilität, die aus sogenannten „weiblichen Berufsfeldern“ resultierte, erwies sich als Inspirationsquelle für Reflexion und Theoriebildung, die Orte selbst als „Forschungslabor“.

Die Tatsache, dass Kinder und die kindliche Entwicklung von zentraler und nicht von peripherer Bedeutung sind, öffnete diesen Bereich für Frauen, welchen eine besondere Empathiefähigkeit, konkret eine bessere Einfühlung und Vorstellung in bezug auf die Empfindungen eines Kleinkindes, zugesprochen wird. Zahlreiche theoretische Überlegungen aus dieser Zeit resultierten auch tatsächlich aus Beobachtungen der Entwicklung eigener Kinder.

Die Sozialpsychologin und spätere Mit-Verfasserin der Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ Marie Jahoda berichtet über die Zeit nach der Geburt ihrer Tochter Lotte (der heute in den USA lebenden Sozialwissenschaftlerin Lotte Bailyn):

„Charlotte Bühler entwickelte damals ihre Babytests und

brauchte für jeden Monat des ersten Jahres Beobachtungsdaten über einen zusammenhängenden Zeitraum von vierundzwanzig Stunden. Lotte war eine ihrer Quellen, und Paul (d. i. Paul Lazarsfeld) und ich wechselten uns alle vier Stunden ab, um getreulich jede Geste, jedes Lächeln, jeden Laut zu protokollieren. Ihr (Lotte, Anm.) war es gleich.“³⁰

Nancy Chodorow hat auf die ungewöhnliche Mitwirkung von Frauen in der Geschichte der Psychoanalyse hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, wie die Präsenz von Frauen Erkenntnisse verändert und erweitert haben.³¹

Mit ihrem Verfahren der assoziativen Interpretation sei die Psychoanalyse eine „weiche“, von Frauen bevorzugte Wissenschaft. Jedoch konnten sich Frauen auch in der nicht weniger Anziehungskraft ausübenden Bühler-Schule behaupten, welche häufig experimentell und mathematisch-statistisch vorging.

Im Spannungsfeld von Jugendkulturbewegung, aufklärerisch orientiertem Intellektualismus, Reformpädagogik und Lebensreform entwickelte sich hier – im Zusammenspiel mit der zahlenmäßig hohen Präsenz von Frauen – auch auf wissenschaftlicher Ebene ein neuer Forschungsstil, der an Gemeinschaftsarbeit orientiert war. Der „Werkstattcharakter“ (so Paul Lazarsfeld) und das Bewusstsein, an der „Entstehung eines großen Theoriemodells mitzuwirken“ (so Charlotte Schenk-Danzinger), ließen einerseits Platz für die intellektuelle Kreativität der einzelnen Mitglieder und schufen zudem das notwendige Gemeinschaftsgefühl. „Wir jungen, an der Untersuchung von Kindern und Jugendlichen beteiligten Psychologen fühlten uns bei der Eroberung von Neuland in einer Aufbruchstimmung.“³²

Disziplingeschichtlich ist zu bemerken, dass sich gerade im Bereich der Psychologie, vielmehr aber noch in der Psychoanalyse, in den Exilländern tragfeste wissenschaftliche und personelle Netzwerke bildeten, in denen Frauen bis heute eine bedeutende Rolle spielen.

SCHLUSSBEMERKUNG

Natürlich hätte ich auch auf andere Wissenschaftsdisziplinen zurückgreifen können, nicht gerade auf solche, die auf traditionelle weibliche Einflusssbereiche fokussieren und an spezifisch weibliche Qualitäten appellieren, wie – bei Nancy Chodorow – die Psychoanalyse hinsichtlich ihrer Forderung nach Empathiefähigkeit.

Es wäre auch möglich gewesen, das Vorurteil zu entlarven, Frauen hätten immer schon die sogenannten „weichen“ Geisteswissenschaften den „harten“ Naturwissenschaften vorgezogen.³³

Dennoch: Die Präsenz und das von Frauen eingebrachte kreative Potential in der Entwicklung der psychologischen Disziplinen in der Zwischenkriegszeit und vor allem auch der damit zu verbindende kooperative Forschungsstil ist so eindrucksvoll, dass in unserem heutigen Zusammenhang daran erinnert werden muss.

Die Situation in der österreichischen Wissenschaftslandschaft nach 1945 war geprägt von einer patriarchalen Wissenschaftspolitik und -kultur, die losgelöst war von der

Erinnerung an ehemals hier wirkende Frauen und von Frauen dominierten kreativen Gruppen.

Überlagert vom Frauenbild des Faschismus und vom Antisemitismus wurde durch die Verfolgung, Vertreibung und Ermordung dieser Frauen die Erinnerung an sie verschüttet. Mit ihnen waren aber auch ihr Engagement in einer politisch und kulturell hoffnungsvollen Zeitspanne, ihre Ideen, ihre Analysen und ihre Sicht der Welt, die eigentlich einen wichtigen Teil der intellektuellen Tradition von Frauen ausmacht, vertrieben worden. Erst mit dem wiederentdeckten Wissen um diese Tradition können wir in einer kritisch-verstehenden Auseinandersetzung wirklich an die Geschichte intellektueller Frauen anknüpfen.³⁴

ANMERKUNGEN:

- 1 Der Text beruht auf einem Vortrag auf der Tagung „Das Verschwinden der Frauen“ am 14.11.2005, veranstaltet von der MA 57 Frauenabteilung der Stadt Wien. In der Folge wurde die Autorin von der MA 57 2006 mit der Durchführung des *biografiA*-Modulprojekts „Intellektuelle Frauen und ihr Wirken im Wien der Zwischenkriegszeit: Schwerpunkt Psychoanalyse“ beauftragt.
- 2 Käthe Leichter: *Leben und Werk*. Hg. v. Herbert Steiner. Wien 1973, S. 76.
- 3 Vgl. Barbara Serloth: Käthe Leichter. In: Brigitta Keintzel, Ilse Korotin (Hg.): *Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben Werk Wirken*. Wien 2002, S. 459.
- 4 Hans Waschek (Hg.): *Rosa Jochmann. Ein Kampf, der nie zu Ende geht. Reden und Aufsätze*. Wien 1994, S. 264 f.
- 5 A. a. O., S. 266.
- 6 Helene Bauer: *Ehe und soziale Schichtung*. In: *Der Kampf*, Juli 1927, S. 319-324. In: Johann Dvorak: *Helene Bauer. Materialistische Theorien von Wirtschaft und Gesellschaft und der Austromarxismus*. In: Doris Ingrisch, Ilse Korotin, Charlotte Zwiauer: *Die Revolutionierung des Alltags. Zur intellektuellen Kultur von Frauen im Wien der Zwischenkriegszeit*. Frankfurt/M., S. 28 ff.
- 7 A. a. O., S. 322. In: Ingrisch et al. S. 34.
- 8 In: Elfi Hartenstein: *Heimat wider Willen. Emigranten in New York. Begegnungen*. Berg am See 1991, S. 234.
- 9 Helga Embacher: *Außenseiterinnen: bürgerlich, jüdisch, intellektuell links*. In: *L'Homme Z. F. G.*, 2. Jg., H. 2, 1991, S. 57 ff.
- 10 Der „Heimhof“ in der Pilgerimgasse 22.
- 11 Grete Lihotzky: *Einiges über die Errichtung österreichischer Häuser unter besonderer Berücksichtigung der Siedlungsbauten*. In: *Schlesisches Heim, Breslau*, 8/1921. Zit. in: Christine Zwingl: *Grete Lihotzky, Architektin in Wien, 1919-1926*. In: Ingrisch, Korotin, Zwiauer, S. 245.
- 12 Friedrich Achleitner: *Bauen für eine bessere Welt*. In: *Werkkatalog Margarete Schütte-Lihotzky, Soziale Architektur, Zeitzeugin eines Jahrhunderts*. Wien 1993.
- 13 Michaela Schneider, Margit Wolfsberger: *Marianne Pollak – Schreiben für den Neuen Menschen*. In: Ingrisch, Korotin, Zwiauer, S. 165.
- 14 Marianne Pollak: *Beruf und Haushalt*. In: *Handbuch der Frauenarbeit*, hg. v. d. Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien (Red. Dr. Käthe Leichter), Wien 1930, S. 415.
- 15 1897 philosophische Fakultät, 1900 medizinische und Pharmazie, 1919 juristische, 1923 evangelisch-theologische, 1946 katholisch-theologische Fakultät.
- 16 Vgl. Bernhard Handlbauer: *Psychoanalytikerinnen und Individualpsychologinnen im Roten Wien*. In: Ingrisch, Korotin, Zwiauer (Hg.), S. 75.
- 17 A. a. O., S. 77.
- 18 Steiner, S. 77.
- 19 Johannes Reichmayer: *Spurensuche in der Geschichte der Psychoanalyse*. Frankfurt/M. 1994, S. 77.
- 20 Regina Seidler, Ladislaus Zilahi: *Die individualpsychologischen Erziehungsberatungsstellen in Wien*. In: *IZI*, Bd. 7 1929, S. 162.
- 21 Ebd.
- 22 Johannes Reichmayer: *Spurensuche in der Geschichte der Psychoanalyse*. Frankfurt/M. 1994, S. 78. Karl Fallend: *Wilhelm Reich in Wien. Psychoanalyse und Politik*. Wien-Sazburg 1988, S. 115f.
- 23 „Ist Abtreibung schädlich?“ S. 37. Zit. n. Fallend, S. 136.
- 24 Ulrike Hoffmann-Richter: *Hermine Hug-Hellmuth*. In: Keintzel, Korotin, S. 322-325.
- 25 Elisabeth Young-Bruehl: *Anna Freud. Eine Biographie. Erster Teil: Die Wiener Jahre*. Wien 1995, S. 229.
- 26 Harald Leupold-Löwenthal: *Anna Freud*. In: Keintzel, Korotin, S. 194-198.
- 27 Anna Freud. In: Young-Brühl, S. 320f.
- 28 Hilde Spiel: *Die hellen und die finsternen Zeiten. Erinnerungen 1911-1946*. München 1989, S. 80.
- 29 Viktor Fadrus: *Professor Dr. Karl Böhlers Wirken an der Wiener Universität im Dienste der Lehrerbildung, Lehrerfortbildung und der Neugestaltung des österreichischen Schulwesens*. In: *Festgabe zum 80. Geburtstag von Karl Bühler. Wiener Zeitschrift für Philosophie / Psychologie / Pädagogik*. Band VII, Heft 1, 1959, S. 16.
- 30 Marie Jahoda: *„Ich habe die Welt nicht verändert“*. *Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung*. Hg. v. Steffani Engler, Brigitte Hasenjürgen. Frankfurt/M. 1997, S. 47.
- 31 Nancy Julia Chodorow: *Psychoanalyse und Psychoanalytikerinnen*. In: *Psyche*, 41. Jg., Heft 9, Sept. 1987, S. 400 ff.
- 32 Hildegard Hetzer: *Karl Böhlers Anteil an der kinder- und jugendpsychologischen Forschung im Wiener Institut*. In: Arnim Eschbach (Hg.): *Karl Bühler's Theory of Language*. Amsterdam 1988, S. 20.
- 33 Brigitte Bischof: *Biografische und wissenschaftsgeschichtliche Studien zu Naturwissenschaftlerinnen*. *Endbericht zum Jubiläumsfonds-Projekt d. ÖNB Nr. 8545*, S. 16/17 sowie den Beitrag in diesem Heft..
- 34 Maßgeblich für diesen Beitrag waren die gemeinsam mit Doris Ingrisch und Charlotte Zwiauer verfassten einleitenden Texte zu dem Sammelband: *Doris Ingrisch, Ilse Korotin, Charlotte Zwiauer (Hg.) Die Revolutionierung des Alltags. Zur intellektuellen Kultur von Frauen im Wien der Zwischenkriegszeit*. Frankfurt/M. 2004 und zum Projektendbericht: *Aspekte universitärer und außeruniversitärer Jugendforschung von Frauen im Wien der Zwischenkriegszeit*. Wien 1996 (hier auch gem. m. René Korotin und Karl Stockreiter)

SUSANNE BLUMESBERGER

UNFASSBARE BIOGRAFIEN... VON DER MÖGLICHKEIT UND UNMÖGLICHKEIT, DEN LEBENSWEGEN JÜDISCHER FRAUEN NACHZUSPÜREN

An manchen Tagen verarbeite ich Auschwitz ganz gut, dann gibt es Tage, da denke ich voll Trauer, und Tage, da denke ich voll Grauen an diese Zeit zurück. Ein solches Lager war ein so einschneidendes Erlebnis in einem Menschenleben, dass man es unmöglich aus einem Leben wegdenken kann, Das bleibt bis zum letzten Atemzug! (Ostermann, S. 217)

Über ihre Interviewpartnerinnen für das Buch „Frauen-Leben im Exil“ schreiben Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler:

In zweifacher Weise ist die Biographie der interviewten Frauen als Abweichung von einem normalen Lebenslauf zu betrachten. Einerseits zerstörte die Vertreibung ins Exil vorerst jede Möglichkeit des Eintritts in einen den gesellschaftlichen Erwartungen entsprechenden Lebenslauf mit erlebter Jugend und daran schließender Familiengründung. Andererseits war die Zeit des Nationalsozialismus für Menschen jüdischer Herkunft überhaupt eine „nicht normal gelebte Zeit“. Ins Exil zu gehen, war in gewisser Weise eine „abnormale Biographie“ einer Jüdin dieser Zeit, denn eine normale Biographie hätte in Auschwitz geendet. (Kannonier/Ziegler, S. 64)

Diesen „abnormalen Biografien“ nachzugehen war auch das Ziel des 2002 von der Österreichischen Nationalbibliothek herausgegebenen und im Münchner Saur Verlag erschienenen „Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft. 18. bis 20. Jahrhundert“. Rund 8000 Personen konnten in Form von Kurzbiografien dargestellt werden, knapp 10% davon waren Frauen. Das Handbuch und das projektbegleitend entstandene Archiv mit dem gesammelten Material, das nicht in dieser Fülle in die knapp gehaltenen Biografien einfließen konnte, ist heute an der ÖNB zugänglich. Handbuch und Archiv bildeten einen wesentlichen Grundstock für das Modul „Jüdische Frauen“ in *biografiA*.

„Man muß sich hinzudenken, dass das einzelne oder kollektive Sich-Anstemmen gegen das Vergessen mit ungeheurer Mühe verbunden, in vieler Hinsicht fast eine Sisyphusarbeit ist, während sich das Vergessen von Gedanken- und Wissensgut sozusagen von alleine vollzieht [...]“ (Wilcke, S. 275). Dieses Zitat ist im Vorwort des dreibändigen Handbuchs zu lesen und zeigt, mit welchem Ziel solche Lexika herausgegeben werden: Den Kampf gegen das Vergessen aufzunehmen.

Doch bei dem Versuch, das Leben von Jüdinnen und Juden im 20. Jahrhundert nachzuvollziehen und festzuhalten, stößt man auf zahlreiche Schwierigkeiten. Vertreibung, Flucht und Emigration verwischten oft Spuren. Nicht nur

Leben, sondern auch Erinnerungen wurden ausgelöscht, Namenswechsel erschweren die Spurensuche zusätzlich. Bei Frauen jüdischer Herkunft gestaltet sich die Suche noch schwieriger, sie sind in Lexika unterrepräsentiert, die Annahme von neuen Namen ist noch häufiger. Da sich das Projekt *biografiA* zum Ziel gesetzt hat, besonders jene Frauen sichtbar zu machen, die sonst unbemerkt bleiben, standen Frauen jüdischer Herkunft schon bald im Mittelpunkt des Interesses. In mehreren Modulprojekten wurde versucht, dem Leben und Wirken von jüdischen Frauen nachzuspüren. Derzeit sind über 14800 Datensätze zu Frauen in *biografiA* gespeichert, davon sind knapp 4000 jüdischer Herkunft, also mehr als ein Viertel.

Dabei handelt es sich jedoch um eine Gruppe, die heterogener nicht sein könnte, die Frauen hatten unterschiedliche familiäre Hintergründe, sie kamen sowohl aus reichen als auch aus armen Familien, manche waren sehr gebildet, andere konnten kaum eine Schule besuchen. Einige zählten zur Elite Österreichs, lenkten das gesellschaftliche Leben und waren politisch hochaktiv, andere lebten im Hintergrund ein unauffälliges Leben. Während einige Biografien bereits relativ gut erforscht sind, sind bei anderen nur mehr Spuren aufzufinden. Diese wenigen und unsicheren Spuren galt es zu sichern und gleichzeitig auf den unterschiedlichsten Wegen zu neuen Fakten zu kommen, neue Namen zu erfahren und so vielleicht wieder einer Frau ihren Namen und ihre Geschichte zurückzugeben.

Dass dies ein Projekt ohne Ende ist, wurde schon sehr bald deutlich. Dabei hieß es in zwei Richtungen zu arbeiten, einerseits in die Breite, um möglichst viele Frauen wieder sichtbar machen zu können und andererseits auch in die Tiefe, um möglichst viele Details erfahren zu können. Dabei hieß es aber rasch arbeiten, denn auf Zeitzeuginnen werden wir bald verzichten müssen.

2008 ist das Jahr der Erinnerung an den vor siebzig Jahren stattgefundenen „Anschluss“ und die darauf folgenden tiefgreifenden politischen Entwicklungen. Durch mehrere schon vorgelegte und geplante Publikationen in der Reihe „*biografiA*. Neue Ergebnisse der Frauenbiografiefor-schung“, durch Tagungen, Vorträge und andere Aktivitäten rund um *biografiA* soll jedoch auch gezeigt werden, dass es nicht genug sein kann, sich – wenn überhaupt – in einem bestimmten Jahr, derer zu erinnern, die vertrieben, verfolgt oder ermordet wurden. Jüdinnen und Juden haben bis 1938 mitten unter uns gelebt, waren NachbarInnen, FreundInnen, SchulkollegInnen, GeschäftskollegInnen, ÄrztInnen und LehrerInnen unserer Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern, sie sollen in Erinnerung bleiben, nicht nur während so genannter Gedenkjahre.

Um diese – sehr heterogenen – Gruppen von Frauen dokumentieren zu können, war außer der Auswertung von publizierten Materialien, von elektronischen Quellen (wobei das Internet im Laufe der Projektlaufzeit immer mehr an

Bedeutung gewann), einer Recherche in diversen Archiven und Bibliotheken, vor allem auch der Kontakt mit ExpertInnen, KollegInnen, ForscherInnen, NachlassverwalterInnen, aber auch mit Personen, die sich aus persönlichen Gründen mit einer Biografie beschäftigten, wichtig. Einladungen zu Tagungen, Vorträgen oder Arbeitskreisen brachten mitunter wertvolle Kontakte und neue Erkenntnisse mit sich.

Das Projekt war schon von Beginn an von der Leiterin Dr. Ilse Korotin als Modulsystem konzipiert worden, was sich in der Praxis als sehr gute Lösung erwies. Die Konzentration auf eine bestimmte Personengruppe wurde durch Drittmittelfinanzierungen erst möglich gemacht. Wesentlich dazu beigetragen haben vor allem der Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank, der Nationalfonds der Republik Österreich und die Hochschuljubiläumsstiftung der Stadt Wien zur Förderung von Wissenschaft. Die einzelnen Aktivitäten waren so konzipiert, dass sie einander gut ergänzten.

Um die Möglichkeit zu haben, sich auf Frauen jüdischer Herkunft zu konzentrieren, wurde im Jahr 2002 beim Jubiläumsfonds der Oesterreichischen Nationalbank das zweijährige Projekt „Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen. Modul Jüdische Frauen in Österreich und ihr Beitrag zu Wissenschaft, Kunst und Kultur. Schwerpunkt 18. bis 20. Jahrhundert. Ein biografischer Überblick“ eingereicht, das von Gen.Dir.a.D. Dr. Johann Marte geleitet und von der Autorin bearbeitet wurde.¹ Aufbauend auf die schon in der Datenbank *biografiA* vorhandenen Biografien konnten ca. 2500 Datensätze zu Frauen jüdischer Herkunft erstellt werden.

Dabei wurden individuelle, unverwechselbare Lebensläufe von Wissenschaftlerinnen aller Disziplinen, Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Musikerinnen und von Persönlichkeiten, die in anderer Form öffentlich tätig waren, wie Wohltäterinnen, Stifterinnen, Sportlerinnen, Unternehmerinnen, Lehrerinnen usw. nachgezeichnet. Die Schwierigkeiten, mit denen jüdische Frauen zu kämpfen hatten, ganze Familien waren ausgelöscht oder in fremde Länder vertrieben worden, hinterließen Spuren. So meinte die Künstlerin Käthe Berl: „Österreicherin, das kann ich sagen, bin ich keine mehr. Ich bin und bleibe eine Emigrantin, absolut. Ich habe einen amerikanischen Paß und fühle mich wohl hier“. (Käthe Berl, in: Hartenstein, S. 70)

Zu Projektende war deutlich, dass weitere Schritte zur Aufarbeitung von Frauenbiografien mit jüdischem Hintergrund unternommen werden mussten. 2004 wurde das Anschlussprojekt „Die jüdischen Schriftstellerinnen Österreichs: Ihr Leben, ihr Schicksal und ihr Schaffen“ bewilligt.²

Dabei standen jene Frauen im Vordergrund, die in irgendeiner Weise schriftstellerisch tätig waren. Eine von ihnen ist Elfriede Gerstl, die meinte:

Das ist mir schon oft gesagt worden, dass ich das doch schriftstellerisch bearbeiten sollte. Das ist ja sehr unangenehm und selbstquälerisch, sich überhaupt an diese Zeit, an die ganze Situation zu erinnern. Das würde wirklich eine Analyse brauchen, und das hab' ich mir halt immer erspart. Aber ich hab' es in einigen Fällen aufgeschrieben, aber nicht so ausführlich, wie ich könn-

te. Ich glaube die Opfer haben als einzige das Recht zu vergessen. (Elfriede Gerstl: In: DÖW (Hg.): Jüdische Schicksale, S. 683)

Aussagen, wie die von Elfriede Gerstl, die, 1932 in Wien geboren, die NS-Zeit in verschiedenen Verstecken überlebte, zeigen, wie wichtig der künstlerische Ausdruck von Menschen war, denen die Würde, die Heimat und das Recht zu leben gestohlen wurde

Unsere heutige Kultur baut auf das Wirken zahlreicher namenlos gewordener Männer und was oft vergessen wird, auch auf dem von zahlreichen Frauen auf. Ihnen wieder einen Namen und eine Geschichte zu geben, bedeutet auch ein Stück unserer eigenen Kultur wieder sichtbar zu machen.

Schwerpunkte waren dabei die Recherche nach kaum bekannten Autorinnen und das Bemühen um eine Rekonstruktion ihrer Lebensläufe und ihres Wirkens, die Einbettung der Einzelschicksale in die jeweiligen historischen gesellschaftlichen Bedingungen, das Betrachten der Werke und deren Auswirkungen auf die Gesellschaft, das Erkennen der Frauennetze und die Sichtbarmachung durch eine gezielte Fotorecherche.

Genutzt wurde neben den bereits genannten Quellen vor allem das Wissen von Forscherinnen und Forschern abseits der Universität. Als Beispiel sei hier nur die Biografie von Käthe Olshausen-Schönberger, 1881 in Mödling geboren und 1968 in Graz gestorben, genannt, bei der sich der Enkel mit seiner Familiengeschichte beschäftigt und noch zahlreiche nicht publizierte Material in Form von Korrespondenzen und Aufzeichnungen bereithält. Käthe Olshausen-Schönberger versuchte 1933 ihren stark gegen die militärische Diktatur gerichteten Roman „Land der Frauen“ in Hitler-Deutschland zu veröffentlichen, die Publikation gelang ihr erst zwei Jahren danach in England und in den USA.

Projektbegleitend konnten mehrere Vorträge im In- und Ausland zum Thema „Jüdische Schriftstellerinnen“ gehalten werden, 2005 startete der Arbeitskreis „Frauen schreiben gegen Hindernisse“ am Institut für Wissenschaft und Kunst. Im Mittelpunkt des Interesses stand die Frage, inwieweit die weibliche Biografie Einfluss auf das Schreiben hat und umgekehrt, wie das Publizieren von Texten auf das weitere Leben wirken kann – erneut mit Schwerpunkt auf Frauen jüdischer Herkunft. Zu vier Autorinnen konnten während der Projektlaufzeit – zum Teil in Kooperation mit der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung (ÖG-KJLF) – Tagungen konzipiert und durchgeführt werden. Eine davon war Adrienne Thomas gewidmet, die meinte: „Vielleicht konnte man zu Kindern noch reden. Mit den Erwachsenen hatte ich keine gemeinsame Sprache mehr“ (zitiert nach Gürtler, Schmid-Bortenschlager, S. 265).

So war es nicht nur möglich, immer wieder Projektergebnisse öffentlich zu präsentieren, sondern auch durch das Einbeziehen von in- und ausländischen WissenschaftlerInnen neue Erkenntnisse in das Projekt einfließen zu lassen. Zu jeder Tagung ist ein Tagungsband in der Reihe „biografiA. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung“ geplant. „Alex Wedding (1905-1966) und die proletarische

Kinder- und Jugendliteratur“ erschien bereits im März 2007. Im Mai 2008 folgte der Band „Mimi Grossberg (1905-10997) Pionierin – Mentorin – Networkerin“.

Noch spezieller war das Projekt „Leben und Wirken jüdischer Kinder- und Jugendbuchautorinnen aus Österreich“, das die Hochschuljubiläumsstiftung der Stadt Wien 2003 förderte.³

Hier standen die Lebensläufe von Frauen, die für Kinder und Jugendliche schreiben bzw. geschrieben haben, im Vordergrund. Die Kinder- und Jugendliteratur galt lange Zeit als Nische für Frauen, die sich schriftstellerisch betätigen wollten, denen es aber aus gesellschaftlichen Gründen nicht möglich war, über einen anderen Bereich als Kirche, Kinder und Küche zu schreiben. Für Frauen der vorigen Jahrhunderte war das Schreiben und hier ganz besonders das Verfassen von Büchern für junge Leserinnen und Leser eine der wenigen Möglichkeiten, an die Öffentlichkeit treten zu können ohne gesellschaftliche Tabus brechen zu müssen. Demnach findet man nicht nur in den Werken interessante Aussagen und Hinweise auf die Lebensbedingungen der jeweiligen Epoche, auch die Biografien der Verfasserinnen sind unglaublich vielfältig, spannend und manchmal auch tragisch. Sie sagen nicht nur über die Kulturgeschichte Österreichs, sondern ganz besonders auch über die Geschichte der Frau sehr viel aus. Für die Wissenschaft interessant, aber leider sehr oft erschütternd lesen sich dabei die Lebensbeschreibungen jener Frauen, die jüdischer Herkunft waren. Viele von ihnen waren sich ihres Judentums nicht bewusst, bevor sie von den Nationalsozialisten zu „Nichtarierinnen“ erklärt wurden. Bei vielen verlieren sich die Spuren durch Namenwechsel, Emigration oder Deportation. Mehrere emigrierte Kinder- und Jugendbuchautorinnen, wie die 1925 in Wien geborene und heute in England lebende Eva Ibbotson oder die drei Jahre später geborene Lore Segal, die heute als Schriftstellerin in Amerika lebt, sind heute in Österreich der Allgemeinheit kaum bekannt. Kaum Spuren hinterließen auch jene, die die NS-Zeit nicht überlebten, wie, um nur ein Beispiel zu nennen, Ilse Weber, die 1927 „Jüdische Kindermärchen“ veröffentlichte und 1944 in Auschwitz ermordet wurde. Ihre Worte „Ich wandere durch Theresienstadt, das Herz so schwer wie Blei, bis jäh mein Weg ein Ende hat, dort hart an der Bastei“⁴ lassen ihr erlebtes Leid erahnen.

Ergänzend zu der eingangs beschriebenen Studie förderte der Nationalfonds der Republik Österreich mit dem Projekt „Jüdische Frauen in Österreich und ihr Beitrag zu Wissenschaft, Kunst und Kultur. Ein biografischer Überblick. Schwerpunkt Opfer des Holocaust“ die Erforschung jener Jüdinnen, die den Holocaust nicht überlebten. Die erschreckend große Anzahl an aufgenommenen Frauen – die selbstverständlich noch zu ergänzen ist – zeigt, wie viele Frauen, egal ob aus dem öffentlichen Leben oder unbekannt, dem Holocaust zum Opfer fielen, bzw. durch den Nationalsozialismus bedroht waren.

Als Beispiel sollen hier zwei Frauen genannt werden: Gisela Bermann (Stuhlweissenburg, 20.1.1875-Kowno, 29.11.1941), Handarbeiterin, wuchs in Caslau in einer jüdischen Familie auf. Sie zog mit ihrem Vater nach Innsbruck und war dort polizeilich vom 16.2.1918 bis zum 28.7.1936

gemeldet. Am 30.6.1939 erhielt Gisela die Staatsbürgerschaft des „Deutschen Reiches“. Vom 28.7.1936 an lebte sie unter dem Namen ihres Vermieters Johann Gissemann. Sie wurde von dort am 2.11.1941 abgemeldet und am 23.11.1941 über Wien nach Kowno deportiert.

Gabriele (Elli) Kafka, (Prag, 22.9.1889-Chelmno, 1942) war die älteste Schwester von Franz Kafka. Ihr Vater Hermann Kafka (1852-1931) und ihre Mutter Julie Kafka (1856-1934) entstammten beide jüdischen Familien. Der Vater kam aus der Provinz, arbeitete zunächst als reisender Vertreter, später als selbstständiger Galanteriewarenhändler. Julie Kafka stammte aus einer wohlhabenden Familie aus Podiebrad, war sehr gebildet und arbeitete täglich bis zu zwölf Stunden im Geschäft ihres Mannes. Die Kinder wurden vom wechselnden Dienstpersonal erzogen. Am 27.11.1910 heiratete Elli den Geschäftsmann Karl Hermann (gest. 1939), es war eine, wie damals üblich, arrangierte Ehe. Durch ihre reichlich bemessene Mitgift und die Geschäftsideen ihres Mannes, er produzierte den Werkstoff Asbest, konnten die Prager Asbestwerke Hermann & Co gegründet werden. Sie wurde mit ihrer Tochter Hanne Seidner am 21. Oktober 1941 in das Ghetto Lodz deportiert. Ein Jahr später wurde sie in das Vernichtungslager Kulmhof gebracht und dort ermordet.

Da sich das Projekt „biografiA“ auch mit Frauen befasst, die in den ehemaligen Kronländern tätig waren, erschien es besonders lohnend, sich mit Prager Frauen zu beschäftigen. Es ist heute kaum bekannt, dass sich fast alle Frauen im Umfeld des „Prager Kreises“ aktiv und engagiert gesellschaftlich, journalistisch und literarisch für die „zionistische Sache“ einsetzten. Mit der Gründung von Vereinen und dem Organisieren von Vorträgen und Lesungen schufen sie eine Plattform für die moderne deutschsprachige Literatur. Zu ihnen gehörten auch Otilia Kafka (die Schwester Franz Kafkas), Elsa Brod (die Frau Max Brods), Else Bergmann (die Frau Hugo Bergmanns), Berta Fanta und viele andere, die heute der Öffentlichkeit kaum bekannt sind. Berta Fanta, deren Haus bald zu einem Zentrum des Prager kulturellen Lebens wurde, meinte bezeichnenderweise: „Es gibt Schlingpflanzen, deren Stengel spiralförmig wächst, man hat Versuche gemacht, die entgegengesetzte Richtung zu erzwingen, die Pflanze büßte dabei ihr Leben ein, die Menschen wollen die Richtung unserer Charakterspirale in einem fort an uns ändern. Gelingt der Versuch, dann ist auch unsere Persönlichkeit gestorben.“ (Tagebuch von Berta Fanta, 21.11.1900, zitiert nach Gimpl, S. 52)

Um das Leben dieser Frauen näher untersuchen zu können, wurde unter der Leitung von Dr. Ilse Korotin – erneut beim Jubiläumsfonds der österreichischen Nationalbank – ein zweijähriges Projekt mit dem Titel „Die Frauen des jüdischen ‚Prager Kreises‘. Kreative Netzwerke und Transaktionsfelder aus historisch-biografischer Perspektive“⁵ eingereicht. Seit der Bewilligung im Jahre 2006 arbeiten die Autorin und Rahel Rosa Neubauer daran, die Bedeutung des von Frauen geschaffenen kulturellen Netzwerkes, in dem Prag als ehemaliges Zentrum der Monarchie eine wichtige Rolle spielte, wieder bewusst zu machen.

Wer wirklich zum „Prager Kreis“ zu zählen ist, ist immer noch eine Streitfrage unter HistorikerInnen und LiteraturwissenschaftlerInnen. Dies soll für die Arbeit aber nicht von Belang sein, da mit „Prager Kreis“ ohnehin, zumindest bis vor kurzer Zeit, nur Männer gemeint waren.

Es wurden über den „Prager Kreis“ und dessen Mitglieder unzählige Studien veröffentlicht, Frauen kamen jedoch darin kaum vor, wenn, dann nur sehr am Rande. Interessant ist deshalb, dass Max Brod in seinem Buch „Der Prager Kreis“, 1966 erschienen, drei Frauen, sozusagen als Vorreiterinnen, darstellt. Die erste ist Marie von Ebner-Eschenbach, die meisterhaft das Deutsche und Tschechische zu verbinden wusste, die zweite Bertha von Suttner und die dritte Božena Nemčova. Auch Auguste Hauschner, mit der er in Kontakt war, lobte er in seinem Buch als Frau, die sehr viel für andere getan hat. Georg Gimpl verwendete als erster den Begriff „weiblicher Prager Kreis“⁶, worüber noch zu diskutieren wäre.

Zu einigen Frauen konnten auch Einzelstudien durchgeführt werden, unter anderem „Wien 1938 – Das Ende zahlreicher Karrieren. Am Beispiel der Übersetzerin Marie Franzos (1870-1941)“, ein Projekt der Hochschuljubiläumsstiftung der Stadt Wien.

Marie Franzos, eine heute in der Öffentlichkeit wenig bekannte Übersetzerin, stand in diesem einjährigen Projekt im Mittelpunkt. Mittels biobibliografischer Recherche wurde nicht nur ihr eigener Lebensweg nachgezeichnet, sondern gleichzeitig auch die Arbeits- und Lebensbedingungen der vom Nationalsozialismus bedrohten Übersetzerinnen in Österreich beleuchtet. Ein weiterer Schwerpunkt des Forschungsvorhabens war die Betrachtung des literarischen Netzes, das sich, wie man an der regen Korrespondenz von KünstlerInnen in Wien im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts erkennen kann, entwickelte. Als Übersetzerin war Marie Franzos nicht nur mit zahlreichen Verlagen im In- und Ausland in Kontakt, sondern auch mit Kolleginnen und Kollegen sowie mit Autorinnen und Autoren. Aus den erhalten gebliebenen Briefen lassen sich Querverbindungen, Beziehungen und Arbeitsbedingungen ablesen, man könnte sie fast als „Seismographen der politischen Erdbeben“ in der politischen Landschaft des Europa vor dem „Anschluss“ bezeichnen, in dem Rassenwahn und Antisemitismus immer bedrohlicher wurden.

Marie Franzos (Pseud. Francis Maro), von ihren BriefpartnerInnen auch Mi(t)zi genannt, wurde als Tochter des Advokaten Max Franzos (1826-1893) und der Übersetzerin Bertha Osterseher (1850-1932) am 17.9.1870 in Wien geboren. Ihr Bruder, Emil Franzos, war Rechtsanwalt und Syndikus des Verbandes der österreichischen Theaterdirektoren. Er starb 1928 in Wien.

Ein Onkel von Marie Franzos war der Journalist Karl Emil Franzos (1848-1904). Marie Franzos wurde also in eine schriftstellerisch tätige Familie geboren.

Nach Absolvierung der französischen Staatsprüfung an der Damenakademie in Wien begann sie als Übersetzerin zu arbeiten. Sie übertrug Werke aus dem Schwedischen, Norwegischen, Dänischen, Italienischen, Spanischen und Englischen ins Deutsche und hielt zusätzlich literarische Konferenzen ab. Außerdem bot sie Vorträge über skandi-

navische Literatur an und war als Bibliothekarin im 1900 eröffneten Wiener Frauenclub tätig⁷. Ihr Arbeits- und Lebensmittelpunkt lag in der Gumpendorferstraße 25 in Wien. 1905 erhielt sie die goldene Medaille Litteris et Artibus durch den König Oskar von Schweden und Norwegen. Sie war unter anderem Mitglied des von Rosa Mayreder 1893 gegründeten Allgemeinen Österreichischen Frauenvereines⁸, aus dem sie später austrat. Am 6.8.1941 starb sie in Wien.

Obwohl Marie Franzos zahlreiche Bücher von bekannten Autorinnen und Autoren ins Deutsche übersetzt hat und somit den deutschsprachigen Leserinnen und Lesern die skandinavische Literatur nähergebracht hat, ist über ihr Leben bislang kaum Näheres bekannt. Nur die zahlreichen Übersetzungen von Marie Franzos, unter anderem die Werke von Ellen Key, Selma Lagerlöf, Hjalmar Bergman, Hjalmar Soederberg, August Strindberg, die teilweise sehr oft neu aufgelegt wurden, und die umfangreiche Korrespondenz lassen die Lebens- und Arbeitsbedingungen erahnen.

Ihr Briefnachlass – mehr als 3000 Stück – befindet sich zum Teil in der Autographen-, Handschriften- und Nachlass-Sammlung der Österreichischen Nationalbibliothek⁹, sowie in Nachlässen anderer Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Das sich dort befindende Briefkonvolut umfasst den Zeitraum von 1894 bis 1939.

Einige ihrer KorrespondenzpartnerInnen waren: Vicky Baum, Martin Buber, Paula Grogger, Ellen Key, Alfred Klaar, Alfred Polgar, Felix Salten, Helene Scheu-Riesz, Arthur Schnitzler, Stefan Zweig und viele andere. Dieser Auszug genügt, um zu erkennen, in welcher bedeutender literarischer Szene sich Marie Franzos bewegt hat. Ein mehrjähriger Briefwechsel fand mit dem schwedischen Schriftsteller Per Hallström (1866-1960) statt, dessen bedeutendste Übersetzerin und Vermittlerin sie seit 1895 war. Die Briefe Hallströms (101 Stück von 1895 bis 1939) befinden sich seit 1942 an der Österreichischen Nationalbibliothek. Sie behandeln vor allem die Probleme in Zusammenhang mit den Übersetzungen und Veröffentlichungen von Hallströms Werken und zeigen außerdem die Sicht Hallströms auf seine Werke. Viel Mühe, so wird aus den Briefen ersichtlich, verwendete Franzos auf die Suche nach Verlagen und Bühnen für Hallströms Arbeiten. Es wird aber auch deutlich, dass Hallström seine Übersetzerin, die die Gabe hatte, die feinen Nuancen seiner Sprache zur Geltung kommen zu lassen, sehr geschätzt hat. Für Hallström war es deshalb sehr bitter, dass er als Sekretär der Schwedischen Akademie 1933 Marie Franzos in ihrer ökonomischen Notlage nicht helfen konnte.¹⁰ Bisherige Sichtungen haben ergeben, dass sich am Inhalt dieser zahlreichen Briefe viel ablesen lässt. So wird nicht nur der Arbeitsprozess zwischen Autorin oder Autor und Übersetzerin beschrieben, auch die jeweiligen Arbeitsbedingungen im In- und Ausland sowie die Veränderungen, die sich durch die politischen Rahmenbedingungen ergaben, werden deutlich.

Nicht zuletzt zeigen diese Briefe auch, wie schwierig sich das Leben einer schreibenden Frau Anfang der dreißiger Jahre in Österreich gestaltete, wenn sie jüdischer Herkunft war.

Aus arbeitsökonomischen Gründen konnte für dieses Projekt nur ein Teil des Nachlasses autopsiert werden, au-

Berdem war eine tiefergehende Recherche nur in Österreich möglich. Trotzdem war es möglich, einen guten Einblick in das Leben und Wirken Marie Franzos zu erhalten.

Ein Ergebnis der Studie ist die Erkenntnis, dass das Schreiben von Briefen ein wesentlicher Teil ihrer Arbeit war. Nur durch ein unglaublich großes Netzwerk – das zeigt uns die Liste der KorrespondenzpartnerInnen – war es ihr möglich, zahlreiche Werke zum Teil von bedeutenden SchriftstellerInnen aus dem skandinavischen Raum ins Deutsche zu übersetzen.

Den Briefen ist zu entnehmen, dass sich Marie Franzos um die meisten Übersetzungen selbst bemüht hat, obwohl sie – da sie wegen der Qualität ihrer Arbeit sehr angesehen war – auch immer von AutorInnen um Übersetzungen gebeten wurden, seltener scheint es, haben sich Verlage an sie gewendet. Die Übersetzungen sicherten nicht nur das Einkommen von Marie Franzos, sie waren auch den meisten SchriftstellerInnen sehr willkommen, die ja ebenfalls – meist 50% – des Übersetzungshonorars bekamen. Der Weg von der Idee zur Ausführung war nicht nur sehr lang, sondern teilweise auch sehr hindernisreich. So musste zunächst geklärt werden, ob nicht schon eine deutsche Übersetzung vorliegt, ob nicht ein/e andere/r ÜbersetzerIn damit beauftragt ist, ob es rechtliche Probleme geben kann usw. Dann war zu überlegen, in welcher Form die Übersetzung erscheinen soll, ob vielleicht gleich mehrere Bücher zu einem Band zusammengefasst werden sollten. Weiters mussten finanzielle Dinge zwischen AutorIn, Verlag und Übersetzerin besprochen werden. Wenn alles geklärt war, kam es in den meisten Fällen zu weiteren Überlegungen, die Stil, Wortwahl usw. betrafen.

Schwierigkeiten traten vor allem dann auf, wenn es rechtliche Probleme gab, Zusagen von Verlagen wieder zurückgenommen wurden, äußere Bedingungen ein Zustandekommen der Zusammenarbeit behinderten, wie das durch den Ersten Weltkrieg sehr oft der Fall gewesen sein dürfte. So sind nachweislich zahlreiche Korrespondenzstücke verloren gegangen, Briefe mussten ein zweites, manchmal auch ein drittes Mal geschrieben werden. Die Zensur war ein weiteres Hindernis. Viele SchriftstellerInnen konnten nicht genug Deutsch, um Briefe in dieser Sprache zu verfassen. In den Kriegsjahren war man aber dazu aufgefordert, Briefe in Deutsch zu verfassen. Ein wichtiges Thema war aber auch Konkurrenz. Die ÜbersetzerIn war mehr oder weniger den Verlagen und den jeweiligen AutorInnen „ausgeliefert“, der Markt war groß, nur durch ihren hohen Bekanntheitsgrad war es Marie Franzos möglich, so viele Aufträge zu erhalten.

Der aufkommende Nationalsozialismus hinterließ ebenfalls seine Spuren, wie das folgende Zitat, ein Ausschnitt aus dem Briefwechsel zwischen einem Verlag und Marie Franzos, zeigt: „[...] Wir empfangen mit bestem Dank Ihren Brief vom 10. Oktober, müssen Ihnen aber sagen, dass sich in bezug auf den von Ihnen geplanten Band neuer Sachen von Selma Lagerlöf an unseren nach sehr reiflichen Überlegungen gefassten Entschlüsse leider nichts ändern wird [...]“ (Brief vom Albert Langen-Georg Müller Verlag an Marie Franzos, 10.10.1938)

Zusagen wurden zurückgenommen, es wurde immer

schwieriger, sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Marie Franzos lebte alleine, der Tod der Mutter hatte sie sehr tief getroffen, sie scheint aber nicht nur unter Einsamkeit, sondern auch unter finanziellen Problemen gelitten zu haben.

Die Briefe zeigen nicht nur jene üblichen Probleme auf, mit denen ÜbersetzerInnen zu kämpfen hatten: Die ununterbrochenen Bemühungen um Aufträge, rechtliche Verwicklungen und Schwierigkeiten, sondern auch jene, die damit zusammenhängen, dass Marie Franzos als alleinstehende Frau gänzlich auf sich selbst gestellt war und dass sie jüdischer Herkunft war.

Marie Franzos hat mit einigen SchriftstellerInnen über Jahre und sogar Jahrzehnte korrespondiert, einige von ihnen hat sie auch besucht bzw. ist von ihnen in Wien besucht worden. Das führte einerseits zu einem großen Vertrauen und damit zu einem mehr oder weniger reibungsarmen Ablauf des Übersetzungsprozesses und andererseits auch dazu, dass auch persönliche Dinge angesprochen wurden.

Die Briefe geben aber nicht nur Auskunft über Marie Franzos selbst, sondern sagen auch viel über die Persönlichkeiten ihrer KorrespondenzpartnerInnen aus, über die jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Bedingungen und die damit verbundenen Arbeitsbedingungen. Wir bekommen dabei aber auch Einblick in das Verlagswesen.

Nach Projektende wurde offensichtlich, dass noch zahlreiche weitere Schritte notwendig wären, um das Leben Maria Franzos ausführlich dokumentieren zu können. So fehlt bislang eine Aufarbeitung des gesamten Nachlasses, auch jener Teile, die im Ausland, vor allem in Schweden vorhanden sind, die Übersetzung der nichtdeutschen Korrespondenz, eine weiterführende Recherche über die Familie von Marie Franzos und über ihre sonstigen Tätigkeiten. Die Durchsicht der Nachlässe ihrer KorrespondenzpartnerInnen könnte ebenfalls weitere Hinweise auf Marie Franzos geben. Eine ausführliche Recherche zu anderen ÜbersetzerInnen aus dieser Zeit wäre ebenso hilfreich, um mehr über die jeweiligen Arbeits- und Lebensbedingungen zu erfahren. So könnte Schritt für Schritt eine Übersicht über ein in der Forschung etwas vernachlässigtes Gebiet entstehen, nämlich über das der Übersetzungstätigkeit.

Wie schon erwähnt, finden sich derzeit knapp 4000 Frauen jüdischer Herkunft in der Datenbank *biografiA*. Die Arbeit an Vorträgen zu einzelnen Frauen, Netzwerken oder ausgewählten Werken¹¹ trug ebenfalls zu einer Vertiefung über das Leben und Wirken einzelner Frauen oder speziellen Themen bei und half mit, die jeweiligen Datensätze ergänzen zu können.

Die meisten Frauen findet man im Bereich der Gesundheits- und Sozialberufe, auch die Literatur und die Kultur- und Geisteswissenschaften sind stark vertreten.

Unter dem Bereich „Gesundheits- und Sozialberufe“ sind Ärztinnen, Krankenschwestern, Psychologinnen, Psychoanalytikerinnen, Pharmazeutinnen, Sozialarbeiterinnen, Fürsorgerinnen usw. zu finden. Unter ihnen zum Beispiel Anna Freud aber auch die weniger bekannte Regina Kopstein (1885-1941), Mitbegründerin des Vereins „Frauenhort“, der sich die Aufgabe stellte, Wöchnerinnen und arme Frauen zu unterstützen. Sie wurde am 15.12.1941

nach Opole, Distrikt Lublin, deportiert. Oder Rosa Walk (1893-1942), eine Psychoanalytikerin, die von der Gestapo verhaftet wurde. Die zweitgrößte Gruppe umfasst alle Frauen, die sich mit Literatur beschäftigen. Schriftstellerinnen, Übersetzerinnen, Kritikerinnen, Feuilletonistinnen und Erzählerinnen sind hier zu finden. Zahlreiche bekannte Namen könnten hier aufgelistet werden, wie zum Beispiel Emma Adler, Vicki Baum, Elfriede Gerstl, Alma Johanna Koenig, Mira Lobe und viele andere, aber auch wenig bekannte wie Fanny Neuda (1819-1894), Autorin des ersten von einer Frau geschriebenen jüdischen Andachtsbuches (1855) oder die Illustratorin und Malerin Tom Seidmann-Freud (1892-1930). Eine weitere große Gruppe bilden die Kultur- und Geisteswissenschaften, die sich aus Germanistinnen, Literatur- und Sprachwissenschaftlerinnen, Romanistinnen, Historikerinnen, Ethnologinnen, Publizistinnen, Philosophinnen, Kunsthistorikerinnen u.s.w. zusammensetzt. Eugenie Goldstern (1884-1942), Ethnologin, in Izbica ermordet, oder Marie Jahoda (1907-2001), Soziologin, die mit Paul Lazarsfeld die bekannte Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ durchführte und 1997 ihre Autobiografie „Ich habe die Welt nicht verändert“ veröffentlichte, sind hier vertreten, weiters Ruth Klüger, geb. 1931, Überlebende von Theresienstadt und Auschwitz, die 1992 ihre Erinnerungen „Weiter leben. Eine Jugend“ veröffentlichte, und die Philologin und Hochschulprofessorin Margarete Pazi (1920-1997). Unter „Bildende Kunst“ finden wir Malerinnen, Grafikerinnen, Designerinnen, Bühnenbildnerinnen, Bildhauerinnen, Illustratorinnen, Kostümdesignerinnen u.s.w.: Friedl Dicker-Brandeis, Charlotte Lichtblau, Malva Schalek oder Lisl Weil. Eine große Gruppe bilden jene Frauen, die mit Musik zu tun hatten, Opernsängerinnen, Komponistinnen, Pianistinnen u.s.w. Zu nennen ist hier Alma Maria Rosé, Konzertsolistin, deren Weg in Birkenau endete, oder Gitta Alpar, die glücklicherweise auch im Exil in Kalifornien als Operettensängerin große Erfolge verzeichnen konnte. Unter „Wirtschaft und Dienstleistung“ wurden Unternehmerinnen aufgenommen, Sekretärinnen, Buch- und Holzhändlerinnen, Marktfahrerinnen, Mühlen- und Kinobesitzerinnen, Friseurinnen, Apothekerinnen und Krämerinnen. Viele von ihnen mussten miterleben, wie ihre Betriebe „arisiert“ wurden, so zum Beispiel Elise Brod, die in Riga ermordet wurde oder Hermine Goldfarb, die mit ihren Töchtern als Marktfahrerin tätig war und in Auschwitz den Tod fand. Oder die Friseurin Franziska Brestian, die 1942 in Minsk ums Leben kam. Mehr Glück hatte Margareta Glas-Larsson, die Auschwitz überlebte und in Schweden Kosmetiksalons eröffnete. Lehrerinnen, Pädagoginnen, Schulgründerinnen, Kindergartenerzieherinnen, Sprachtherapeutinnen fallen in die Gruppe „Bildung und Erziehung“. Unter ihnen die 1925 in Wien geborene Hannah Fischer, die ein bewegendes Leben hinter sich hat. 1938 emigrierte sie mit einem Kindertransport nach England, wo sie später mit Anna Freud zusammenarbeitete, nach ihrer Rückkehr nach Wien war sie bis zu ihrer Pensionierung 1990 Leiterin der Wiener Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen. Das Leben der Pädagogin und Schulgründerin Salome (Salka) Goldman endete 1942 in Theresienstadt. Sie hatte in Wien 1903 das Cottage-Lyzeum gegründet, das unter anderem von Anna Freud besucht wurde. Botanikerin-

nen, Chemikerinnen, Physikerinnen, Mathematikerinnen, Genetikerinnen u.s.w. finden sich unter „Naturwissenschaften“. Die bekannte Physikerin Marietta Blau, die zweimal zum Nobelpreis vorgeschlagen wurde, ist eine von ihnen. Die allseits bekannte Lise Meitner eine andere. Gerty Cori, die 1947 zusammen mit ihrem Mann den Nobelpreis für Physik erhielt, soll als dritte genannt werden. Unter dem etwas sperrigen Begriff „Informationswesen“ finden wir Journalistinnen, Zeitungsherausgeberinnen, Dokumentarinnen, Pressereferentinnen, Feuilletonistinnen, wie etwa Jenny Liebmann, die auch als Übersetzerin tätig war. Aus der Politik sind etwa zu nennen: Gisi Fleischmann, eine Zionistin, die 1944 in Auschwitz ermordet wurde, oder Käthe Leichter, deren Leben 1942 in Ravensbrück endete. Aus der Gruppe des „Sports“ wären Hedy Bienenfeld zu nennen, die als Schwimmerin 1929 den Weltrekord aufstellte, oder Ruth Langer-Lawrence, die 1936, obwohl sie damals österreichische Schwimm-Meisterin über 100m und 400m Freistil war, die Teilnahme an den Olympischen Spielen verweigerte. Ihr wurden daraufhin vom Verband der österreichischen Schwimmvereine alle Titel und Ehrungen aberkannt. „Verwaltung und Büro“ umfasst Berufe wie Sekretärin, Büroangestellte, Buchhalterin usw. Erna Zeichner etwa kam 1939 in das landwirtschaftliche Vorbereitungslager „Hachscharach“ am Gut Markhof bei Marchegg. Sie konnte mit einem illegalen Palästina-Transport über einen längeren Zwischen-aufenthalt in Jugoslawien fliehen, kam am 6. April 1941 in Palästina an, studierte an der Hebrew University und war später in der Erwachsenenbildung tätig. Unter „Rechtswissenschaft“ findet sich etwa Helene Popper, in deren Wohnung am 12. Februar 1934 die letzte Sitzung des Parteivorstandes der SDAP stattfand. Die promovierte Staatswissenschaftlerin wurde wegen Hochverrat verhaftet, floh nach dem „Anschluss“ nach Schweden und war ab August 1944 Vorstandsmitglied der „Österreichischen Vereinigung in Schweden“. 1946 kehrte sie nach Wien zurück, wurde Mitglied der SPÖ und erhielt führende Funktionen im „Österreichischen Fürsorge- und Wohlfahrtsverband Volkshilfe“. „Sozial- und Wirtschaftswissenschaften“ umfasst etwa Sozialwissenschaftlerinnen und Ökonominen, wie Martha Stephanie Browne, die 1898 in Wien geboren, Wirtschaftswissenschaften studierte, 1921 mit Auszeichnung promovierte, sich 1922 evangelisch taufen ließ und der trotzdem die Habilitation verwehrt blieb. 1939 gelang ihr die Flucht nach Großbritannien, ein Jahr später in die USA, dort studierte sie an der Columbia University, war über zwanzig Jahre lang als Professorin tätig und galt als Expertin für die Wirtschaft Japans. Als Beispiel für eine Vertreterin der Gruppe „Handwerks- und Industrieberufe“ soll hier Eva Gutfreund genannt werden, die schon seit ihrer Geburt 1926 in Wien kein unproblematisches Leben vor sich hatte. Als uneheliches Kind geboren, verbrachte sie mehrere Jahre in unterschiedlichen Heimen und in Pflegefamilien, wo sie in großer Armut aufwuchs. Kontakte hatte sie nur zu ihren leiblichen Großeltern, die den Holocaust nicht überlebten. Auch sie selbst wurde von den Nazis verfolgt, sie musste ihre Schule verlassen und an eine Schule für jüdische Kinder wechseln. Sie wurde mehrmals verhaftet und 1943 nach Ravensbrück deportiert, unter anderem musste sie

Zwangsarbeit für die Firma Siemens leisten. Sie kam nach ihrer Befreiung nach Österreich zurück und arbeitete zunächst in einer Strickfabrik und ab 1951 Akkord in einer Kunststofffirma. Von den vier Theologinnen ist Eveline Goodmann-Thau zu nennen, die 1934 in Wien geboren wurde, 1939 in die Niederlande floh, dort die Jahre 1940 bis 1945 versteckt überlebte und später in Amsterdam den ersten hebräischen Kindergarten gründete. 1950 ging sie nach Israel, war als Lehrerin tätig und unterrichtete später an mehreren Universitäten. 1998 gründete und leitete sie die „Hermann-Cohen-Akademie für Religion, Wissenschaft und Kunst“. 2001/2002 war sie Rabbinerin der liberalen Gemeinde Or Chadash und Professorin für jüdische Kulturphilosophie in Wien. 2003 erschien im Wiener Czernin Verlag „Eine Rabbinerin in Wien, Betrachtungen“. Die kleinste Gruppe ist die der Technikerinnen. Eine von ihnen ist Eli Sternberg, die 1936 bis 1939 an der TH Wien studierte. 1938 emigrierte sie nach Großbritannien, besuchte 1938/39 die Universität London, ging ein Jahr später in die USA und studierte 1939 bis 1941 an der Universität North Carolina. 1951 wurde sie Professorin für Mechanik, lehrte 1956/57 als Gastprofessorin an der TH Delft in den Niederlanden, war 1957 bis 1964 erneut Professorin an der Brown University in Providence und 1964 am California Institut of Technology in Pasadena. Sie nahm zahlreiche Gastprofessuren an, unter anderem in Tokio und Glasgow, veröffentlichte zahlreiche Fachbeiträge und war Mitherausgeberin von Fachzeitschriften.

Das Projekt bzw. vielmehr die einzelnen kleineren Studien haben gezeigt, dass Frauen jüdischer Herkunft in zahlreichen Bereichen des öffentlichen Lebens gewirkt haben. Vom Antisemitismus waren schon jene Frauen betroffen, die lange Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg gelebt haben und auch jene, die danach zur Welt kamen, denn die Familien dieser Frauen waren durch die Nationalsozialisten zerstört, im schlimmsten Fall ermordet worden. Die große Anzahl der Opfer macht betroffen, die einzelnen Schicksale der Menschen rücken bei der intensiven Beschäftigung mit den Lebensläufen nahe und erschüttern. *biografiA* versucht, den Frauen wenigstens ihren Namen und ihre Geschichte zurückzugeben, eine Basis zu schaffen für künftige ForscherInnen-Generationen, denn die Arbeit in *biografiA* kann nur ein Anfang sein.

Beschäftigt man sich näher mit den einzelnen Schicksalen, lässt sich, abgesehen davon, dass bloße Namen wieder zu Persönlichkeiten mit individuellen Schicksalen werden, Folgendes erkennen:

1. „Die Frau jüdischer Herkunft“ gibt es nicht, es gibt nur zahlreiche unverwechselbare Frauen, die sich mehr oder weniger dem Judentum zugehörig fühlten und unabhängig davon Opfer wurden.
2. So viele Studien es heute auch zu Jüdinnen und Juden gibt, die Forschung über jene, die den Holocaust nicht überlebten ist lange noch nicht abgeschlossen, es sind noch lange nicht alle Namen erfasst, und schon gar nicht alle gewaltsam abgebrochenen Lebensläufe rekonstruiert.
3. Erst durch die intensive Beschäftigung mit Einzelschick-

salen lässt sich in Ansätzen erkennen, wie viel Leid der oder die einzelne Person unter dem Nationalsozialismus erfahren musste.

4. Dabei ist es sicher wichtig, sich mit jenen zu befassen, die in der Öffentlichkeit tätig waren, aber mindestens ebenso wichtig ist es, auch jene Personen in die Forschung einzubeziehen, die nicht in Lexika zu finden sind, denn durch sie wird das Ausmaß der Judenverfolgung und -vernichtung besonders deutlich.
5. Nicht vergessen werden sollten auch jene, die Selbstmord begingen, um nicht in die Hände der Nazis zu fallen.
6. Von der zukünftigen Forschung sollten auch alle Kinder berücksichtigt werden, die Opfer des Holocaust wurden.
7. Nicht vergessen werden sollten auch jene Frauen, die unglaublichen Mut bewiesen, die im Widerstand tätig waren bzw. anderen halfen und zuletzt an sich selbst dachten, wie etwa Ottilia Kafka, die Schwester Franz Kafkas, die mit einem „arischen“ Mann verheiratet gewesen war, dadurch unter Schutz stand, aber aus Sorge um ihn die Scheidung einreichte und daraufhin nach Theresienstadt und später nach Auschwitz deportiert wurde, von wo sie nicht mehr zurückkehrte.
8. Nicht zuletzt sollten auch die Leistungen der umgekommenen Frauen nicht vergessen werden. Sie waren in vielen Bereichen, vor allem in emanzipatorischer Hinsicht Vorreiterinnen.
9. Es sind noch viele weiße Flecken in der Forschungslandschaft zu entdecken. Vieles sollte noch viel deutlicher in das öffentliche Bewusstsein dringen.

ANMERKUNGEN:

- 1 Projektnummer 10031.
- 2 Von Ernst Seibert geleitet und von der Autorin bearbeitet. Projektnummer 11148.
- 3 Projektnummer H-1421/2002.
- 4 Ilse Weber in: In deinen Mauern wohnt das Leid.
- 5 Projektnummer 12038.
- 6 Georg Gimpl: Weil der Boden hier selbst brennt... Aus dem Prager Salon der Berta Fanta (1865-1918). Fürth im Wald: Vitalis 2004.
- 7 In der Eröffnungsrede vom 15.11.1900 wies die Präsidentin vor allem auf die Bedeutung der neu errichteten Lesehalle für die Bildung der Frauen hin.
- 8 Die Gründungsversammlung fand am 28.1.1893 im Sitzungssaal des alten Rathauses in Wien statt. Präsidentin war Auguste Fickert, Vizepräsidentin Rosa Mayreder. Ziele des Vereins waren unter anderem die staatsbürgerliche Gleichstellung der Frau und die Zulassung zu allen Bildungsstätten und Berufen.
- 9 Der Briefnachlass von Marie Franzos befindet sich an der Österreichischen Nationalbibliothek unter der Signatur HAN Autogr. 305/1-309/28.
- 10 Helge Gullberg: Per Hallström och Marie Franzos. Studier i en brevsamling. Göteborg 1968, S. 67.
- 11 Die einzelnen Vorträge sind den jeweiligen Semesterprogrammen des IWK zu entnehmen.

LITERATUR:

- Blumesberger, Susanne (Hg.): Mimi Grossberg (1905-1997) Pionierin – Mentorin – Networkerin. Wien: Edition Praesens 2008. (5. Band der Reihe biografiA. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung. Hg. Ilse Korotin)
- Blumesberger, Susanne: „... Und doch hier noch nicht angekommen – wie immer und überall!“ Hertha Pauli: Schriftstellerin, literarische Agentin und Brückenbauerin. In: Biblos. Beiträge zu Buch, Bibliothek und Schrift. Herausgegeben von der Österreichischen Nationalbibliothek Wien: Phoibos Heft 55,1 (2006), S. 7-20.
- Blumesberger, Susanne: Wien 1938 – Das Ende zahlreicher Karrieren. Am Beispiel der Übersetzerin Marie Franzos (1870-1941). Ein Projekt der Hochschuljubiläumsstiftung der Stadt Wien. In: Biblos. Beiträge zu Buch, Bibliothek und Schrift. Herausgegeben von der Österreichischen Nationalbibliothek Wien: Phoibos Heft 55,2 (2006), S. 148-149.
- Blumesberger, Susanne: Auguste Lazar (1887-1970). Schreiben als Widerstand. In: libri liberorum. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung Wien: Praesens Verlag Jahrgang 8 Heft 27/November 2007, S. 18 f.
- Blumesberger, Susanne: Bibliothekarin im Exil. Beruf oder Berufung? In: Korotin, Ilse (Hg.): Österreichische Bibliothekarinnen auf der Flucht. Verfolgt, verdrängt, vergessen?. Wien: Praesens 2007, S. 49-76. (4. Band der Reihe biografiA. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung. Hg. Ilse Korotin)
- Blumesberger, Susanne: Die Frauen des jüdischen Prager Kreises. In: libri liberorum. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung Wien: Praesens Verlag Jahrgang 8 Heft 27/November 2007, S. 29-32 (mit Rahel Rosa Neubauer)
- Blumesberger, Susanne: Die jüdischen Schriftstellerinnen Österreichs. Ihr Leben, ihr Schicksal und ihr Schaffen. Ein Forschungsprojekt. In: Biblos. Beiträge zu Buch, Bibliothek und Schrift. Herausgegeben von der Österreichischen Nationalbibliothek Wien: Phoibos Heft 54,1 (2005), S. 161-162.
- Blumesberger, Susanne: Eine Bronzetafel für Alex Wedding. In: libri liberorum. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung Wien: Praesens Verlag Jahrgang 8 Heft 27/November 2007, S. 25 f.
- Blumesberger, Susanne: Fanny Neuda als Botin religiöser Literatur von Frau zu Frau. Theologische Schriften für Frauen und Mädchen aus weiblicher Hand. In: Biblos. Beiträge zu Buch, Bibliothek und Schrift. Herausgegeben von der Österreichischen Nationalbibliothek Wien: Phoibos Heft 52,1 (2003), S. 7-21.
- Blumesberger, Susanne: Frauen schreiben gegen Hindernisse. Zu den Wechselwirkungen von Biografie und Schreiben im weiblichen Lebenszusammenhang. Sammelband zur Tagung am 7.11.2003 am Institut für Wissenschaft und Kunst. Wien: Edition Praesens 2004.
- Blumesberger, Susanne: Helene Scheu-Riesz (1880-1970). Eine Frau zwischen den Welten. In: libri liberorum. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung Wien: Praesens Verlag Jahrgang 6 Heft 21-22/Dezember 2005, S. 47-49.
- Blumesberger, Susanne: Helene Scheu-Riesz. (1880-1970). Eine Frau zwischen den Welten. Wien: Edition Praesens, 2005. (1. Band der Reihe biografiA. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung. Hg. Ilse Korotin)
- Blumesberger, Susanne: Kinder- und Jugendbuchautorinnen jüdischer Herkunft und ihr Beitrag zur österreichischen Literatur. In: Lauritsch, Andrea M.: Zions Töchter. Jüdische Frauen in Literatur, Kunst und Politik. Wien: LIT Verlag 2006, S. 121-138 (Edition Mnemosyne. Hg. von Armin A. Wallas, Primus-Heinz Kucher, Andrea M. Lauritsch, Band 14).
- Blumesberger, Susanne: Kinderbücher zwischen den Kriegen. Ein literarisches Quartett der anderen Art – die Tagungen zu Helene Scheu-Riesz, Alex Wedding, Hertha Pauli und Adrienne Thomas. In: libri liberorum. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung Wien: Praesens Verlag Jahrgang 8 Heft 25-26/April 2007, S. 23-27 (mit Ernst Seibert).
- Blumesberger, Susanne: Mira Lobe. Stationen eines bewegten Lebens. In: Seibert, Ernst; Heidi Lexe (Hg.): Mira Lobe ...in aller Kinderwelt. Wien: Edition Praesens 2005, S. 11-17 (Kinder- und Jugendliteraturforschung in Österreich, Band 7).
- Blumesberger, Susanne: Scheu-Riesz, Helene. Schriftstellerin, Verlegerin, Frauenrechtlerin und Übersetzerin. In: Arbeitskreis Emanzipation und Partnerschaft. Feministische Zeitschrift für Politik und Gesellschaft. Was wird aus Österreichs Frauen? 30. Jahrgang Nr. 1/2003 Wien, S. 17-19.
- Blumesberger, Susanne: Sesam öffne dich. Die Leseräume der Helene Scheu-Riesz. Eine Vision einer modernen Bibliothek für Kinder nach dem ersten Weltkrieg. In: Biblos. Beiträge zu Buch, Bibliothek und Schrift. Herausgegeben von der Österreichischen Nationalbibliothek Wien: Phoibos Heft 52,2 (2003), S. 21-24.
- Blumesberger, Susanne; Ernst Seibert (Hg.): Alex Wedding (1905-1966) und die proletarische Kinder- und Jugendliteratur. Wien: Edition Praesens, 2007. (3. Band der Reihe biografiA. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforschung. Hg. Ilse Korotin)
- Buchegger, Birgit: Stiller Brotberuf oder subversive Rebellion? Österreichische Übersetzerinnen im 19. Jahrhundert. Eine Spurensuche. Dipl.-A. Graz. 2002.
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (Hg.): Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten (Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten, Band 3) Wien: ÖBV 1992.
- Gimpl, Georg: Weil der Boden selbst hier brennt... Aus dem Prager Salon der Berta Fanta (1865-1918). Furth im Wald: Vitalis 2000.
- Gullberg, Helge: Per Hallström och Marie Franzos. Studier i en brevsamling. Göteborg 1968.
- Gürtler, Christa; Sigrid Schmid-Bortenschlager: Erfolg und Verfolgung. Österreichische Schriftstellerinnen 1918-1945. Wien: Residenz 2002.
- Hartenstein, Elfi: Heimat wider Willen. Emigranten in New York. Begegnungen. Berg am See: Verlagsgemeinschaft Berg 1991.
- Kannonier-Finster, Waltraud; Meinrad Ziegler: Frauen-Leben im Exil. Biographische Fallgeschichten. Böhlau 1996.
- Ostermann, Dagmar: Eine Lebensreise durch Konzentrationslager. Hg. von Martin Krist. Wien: Turia und Kant 2005.
- Österreichische Nationalbibliothek: Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft. 18. bis 20. Jahrhundert. München: Saur 2002.
- Weber, Ilse: In deinen Mauern wohnt das Leid. Gedichte aus dem KZ Theresienstadt. Gerlingen: Bleicher 1991.
- Wilcke, Gudrun: Vergessene Jugendschriftsteller der Erich-Kästner-Generation. Frankfurt am Main u.a.: Lang 1999.

CHRISTINE KANZLER
KARIN NUSKO

KEINE HELDINNEN? ÖSTERREICHISCHE FRAUEN IM WIDERSTAND GEGEN DEN NATIONALSOZIALISMUS¹

Im folgenden Beitrag wird das Themenmodul „Österreichische Frauen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Eine biografische Datenbank“ des Projekts *biografiA. Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen* vorgestellt.

Im Rahmen des Projektes soll eine möglichst ausführliche datenmäßige Erfassung von Frauen aus allen politischen und weltanschaulichen Lagern erfolgen, die individuellen oder organisierten Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur geleistet haben. Das Projekt stellt sich die Aufgabe, nicht nur die Namen und Lebensgeschichten bekannter österreichischer Widerstandskämpferinnen wieder in Erinnerung zu rufen, sondern vor allem auch den Spuren vergessener oder bislang noch nicht dokumentierter Frauen nachzugehen und ihre Leistungen im Widerstand aufzuzeigen.

Die Dokumentation soll die mannigfaltigen Aspekte weiblicher Präsenz im österreichischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus veranschaulichen. Sie soll neben einer möglichst umfassenden inhaltlichen Auffächerung des Widerstands von Frauen eine mögliche Verortung weiblicher Widerstandshandlungen in weiblichen Lebenszusammenhängen sichtbar machen, aber auch die Überwindung tradierter Rollenbilder durch die Entscheidung zum Widerstand aufweisen. In Relation zur unterschiedlichen gesellschaftlichen, politischen und weltanschaulichen Herkunft sollen gemeinsame, aber auch unterschiedliche Beweggründe widerständischen Handelns erkennbar werden.

WIDERSTAND VON FRAUEN: DER UNTERSCHÄTZTE WIDERSTAND

Frauen haben im Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur in Österreich eine maßgebliche Rolle gespielt. Ein zahlenmäßiger Beleg des Anteils der Frauen am Widerstand gegen den Nationalsozialismus steht noch aus. Neuere Schätzungen rangieren von – eindeutig zu niedrig veranschlagten – 11,6%² bis zu 20-30%³ bei einer Gesamtzahl von geschätzten 100.000 Widerstandskämpfern.

Als Trägerinnen des österreichischen Widerstands fanden Frauen in der zeithistorischen Forschung erst relativ spät Berücksichtigung. Dies liegt zum einen daran, dass sich die Widerstandsforschung in Österreich erst in den 60er Jahren entfaltete (mit der Gründung des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes – im Folgenden: DÖW – und den Instituten für Zeitgeschichte), zum anderen wurde seitens einer männlich dominierten Geschichtsforschung⁴ ein verengtes Verständnis des Begriffs „Widerstand“ angelegt, das diesen im Wesentlichen auf politische und militärische Aktivitäten innerhalb eines organi-

satorischen Zusammenhangs reduzierte.⁵ Innerhalb einer solchen hierarchischen Sichtweise mussten viele weniger spektakuläre Formen des Widerstands zwangsläufig minder bewertet werden und wurden von vornherein aus der Forschung ausgeklammert.

Heute wird der Widerstandsforschung eine differenzierte Begriffsbestimmung zugrunde gelegt, die ein breites Spektrum von möglicher Opposition gegen das Regime des Nationalsozialismus mit einbezieht und sich vom bewussten, organisierten politischen Widerstand über soziale Widerstands- und Sabotagehandlungen bis hin zu individuellem, moralisch oder religiös motivierten, in vielen Fällen auch weniger bewusstem Protestverhalten erstreckt.⁶ Hierzu zählt der Widerstand der politischen Gruppierungen wie etwa der Revolutionären Sozialisten, der Kommunisten, des bürgerlich-katholischen Lagers oder der Legitimisten, deren Mitglieder sowohl auf österreichischem Territorium als auch in den Exilländern (z. B. in Großbritannien, Frankreich oder der Sowjetunion) agierten. Zahlreiche Exilantinnen und Exilanten kämpften auch in den Alliierten Armeen. Angehörige ethnischer Minderheiten wie der Tschechen oder der Slowenen waren in eigenen Gruppierungen aktiv, im Fall der Letzteren in Partisanenverbänden diesseits und jenseits der Grenze. Aber auch Angehörige der verschiedenen Konfessionen, wie Katholiken oder die Zeugen Jehovas, leisteten individuell oder in kleinen Gruppen Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur. Hilfeleistung und solidarisches Verhalten gegenüber Verfolgten muss im Rahmen eines solchen erweiterten Widerstandsbegriffs ebenso als widerständisches Verhalten gewertet werden. Dazu gehört etwa das Beherbergen von Widerstandskämpfern oder rassistisch Verfolgten, ein Bereich, in dem deutlich mehr Frauen als Männer tätig waren. Und schließlich muss jeglicher Versuch von Opfern der nationalsozialistischen Rassenpolitik, sich den Ausgrenzungs- und Vernichtungsententionen des Regimes zu entziehen, wie die Weigerung, den gelben Stern zu tragen oder einen diskriminierenden Zusatznamen zu führen, als Akt der Selbstbehauptung und damit des Widerstands gesehen werden. Selbst unter den extremen Bedingungen in den Konzentrationslagern war es noch möglich, organisierten Widerstand zu leisten oder solidarische Zusammenhänge herzustellen. Besonders die letzten Beispiele machen deutlich, dass angesichts der thematischen – und im Falle zahlreicher WiderstandskämpferInnen auch individualbiografischen – Verschränkung von Widerstand, Verfolgung und Exil eine deutliche begriffliche Abgrenzung zwischen „WiderstandskämpferIn“ und „Opfer“ oft schwierig ist. Am Ende der Skala von widerständischen Handlungen steht individuelles Oppositionsverhalten wie etwa Bummelei und Krankfeiern, Festhalten am Kirchgang oder Hören von „Feindsendern“ bis hin zu Beziehungen zu Zwangsarbeitern

und Kriegsgefangenen. Es dürfen hier aber qualitative Unterschiede zwischen bewusster Entscheidung zum Widerstand und weniger bewusstem Protestverhalten nicht nivelliert werden.

DER WIDERSTAND VON FRAUEN IN DER ÖSTERREICHISCHEN WIDERSTANDSFORSCHUNG

Dokumentiert wurde die Rolle der österreichischen Frauen im Widerstand in größerem Umfang erstmals in den 60er Jahren durch Publikationen der Widerstandskämpferin und Mitarbeiterin am DÖW Tilly Spiegel.⁷ In ihrer 1974 erschienenen Dissertation⁸ präsentierte Inge Brauneis eine umfangreiche Datensammlung über österreichische Widerstandskämpferinnen, aufgeschlüsselt nach politischer Zugehörigkeit. Mit der Anwendung neuer, aus den Sozialwissenschaften übernommener Forschungsmethoden wie der Oral History und unter dem Einfluss der Neuen Frauenbewegung hat die Erforschung des Frauenwiderstands einen Aufschwung genommen. Insbesondere die als Ergebnis von Oral-History-Projekten vorgelegten Publikationen des Autorinnenteams Karin Berger, Elisabeth Holzinger, Lotte Podgornik und Lisbeth N. Trallori⁹ setzten Maßstäbe für eine Neubewertung bislang unterschätzter Formen des Widerstands unter geschlechtsspezifischer Perspektive. Die Rolle weiblicher Widerstandskämpfer fand auch in den vom DÖW herausgegebenen Quelleneditionen „Widerstand und Verfolgung“¹⁰, in denen anhand von umfangreichem Archivmaterial ein differenziertes Spektrum widerständischer Aktivitäten dokumentiert wird, entsprechende Berücksichtigung. Auch in den Oral-History-Dokumentationen „Erzählte Geschichte“¹¹ und der Reihe „Österreicher im Exil“¹² des DÖW wird das Wirken der Frauen im Widerstand beleuchtet.

Im Rahmen neuerer Forschungsprojekte und Veröffentlichungen im Themenkomplex Widerstand – Exil – Verfolgung, die sich aber zumeist nicht speziell mit dem weiblichen Widerstand befassen, insbesondere im Bereich der Biografie, erschienen in den letzten Jahren Publikationen, die zum Teil unbekanntes Material zu Widerstandskämpferinnen aus Österreich enthalten. Zu erwähnen sind hier etwa das von Hans Landauer zusammengestellte Lexikon österreichischer Spanienkämpfer¹³ und der von Willi Weinert besorgte Führer durch den Ehrenhain für die hingerichteten Widerstandskämpfer am Wiener Zentralfriedhof.¹⁴ Mehrere Publikationen jüngerer Datums sind einzelnen Frauenpersönlichkeiten aus dem österreichischen Widerstand und ihrem Werk gewidmet.¹⁵ Religionsgemeinschaften wie die katholische Kirche oder die Zeugen Jehovas haben in den letzten Jahren Widerstand leistende Frauen aus ihren Reihen im Rahmen einschlägiger Publikationen gewürdigt.¹⁶ Verstärkt werden auch regionalgeschichtliche Aspekte des Widerstands von Frauen gegen den Nationalsozialismus erforscht.¹⁷ Nicht zuletzt wurde eine Reihe von Selbstzeugnissen inhaftierter Widerstandskämpferinnen und -kämpfer publiziert.¹⁸ Der beschämende Umgang der Republik Österreich mit ehemaligen Widerstandskämpferinnen wird von Andrea Strutz anhand der steirischen Opferfürsorge dokumentiert, womit auch der Blickwinkel auf die Zeit nach 1945

erweitert wird.¹⁹

Eines der wenigen Beispiele für die Bearbeitung weiterführender Problematiken ist die 2001 erschienene Studie von Helga Amesberger und Brigitte Halbmayer²⁰, die auf Basis von Oral-History-Interviews mit ehemaligen Insassinnen des Konzentrationslagers Ravensbrück unter anderem motivationsbildende Faktoren zur Entscheidung zum Widerstand sowie die geschlechtsspezifische Ausprägung von Widerstandshandlungen untersuchten. Eine gesonderte und umfassende biografische Erfassung der Frauen des österreichischen Widerstands, die systematische Analysen der frauenspezifischen Aspekte widerständischen Verhaltens im NS-Staat auf einer breiten Materialbasis unterstützen könnte, steht bislang noch aus und soll durch das laufende Projekt in Angriff genommen werden.

AUFNAHMEKRITERIEN FÜR DIE BIOGRAFISCHE DOKUMENTATION

Frauen waren in sämtlichen Bereichen des österreichischen Widerstands vertreten. Im Sinne des in der Widerstandsforschung angelegten breiten Widerstandsbegriffs finden Frauen in die Dokumentation Aufnahme, die in folgenden Bereichen tätig waren:

- Widerstand der Arbeiterbewegung
- Konservativer Widerstand
- Widerstand überparteilicher Gruppen
- Widerstand religiöser Gruppierungen
- Widerstand ethnischer Gruppen
- Widerstand in Betrieben
- Militärischer und bewaffneter Widerstand
- Widerstand in Gefängnissen und Lagern
- Widerstand im Exil
- Individueller Widerstand

Es sollen auch Handlungsbereiche berücksichtigt werden, die erst in letzter Zeit verstärkt ins Blickfeld der Forschung gerückt sind, wie der sogenannte Rettungswiderstand (Schutz und Hilfe für Verfolgte des NS-Regimes, die oft auf individueller Basis oder in kleinen „privaten“ Netzwerken geleistet wurde) und die Versuche von Angehörigen verfolgter Bevölkerungsgruppen, sich und andere der Verfolgung zu entziehen. Auch das Engagement von Frauen in den Alliierten Armeen und Geheimdiensten, das zum Teil noch kaum Berücksichtigung in der Forschung fand, soll durch die systematische Erfassung biografischer Daten näher erschlossen werden.

Die zahlreichen Überschneidungen, die sich zwischen den genannten Bereichen ergeben, sind an den Lebensverläufen einzelner Personen zu erkennen.

Als zeitlicher Rahmen für die Widerstandstätigkeit werden die Jahre 1938 – 1945 gesetzt, die historische Periode vom „Anschluss“ Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland im März 1938 bis zur Niederlage des nationalsozialistischen Regimes im Frühjahr 1945.

Erfasst werden Personen, die im Österreich der historischen Grenzen vor 1918 oder in der Ersten Republik gebo-

ren wurden, die österreichische Staatsbürgerschaft erwarben oder ihren Lebensmittelpunkt in Österreich hatten.

Die Widerstandstätigkeit bildet in den Biografien einen essentiellen Bestandteil, doch soll sich die Darstellung nicht auf diesen zeitlich begrenzten Lebensabschnitt beschränken, sondern, je nach Quellenlage, den gesamten Lebenszeitraum umfassen. In vielen Fällen beschränkte sich das Engagement gegen soziale Ungerechtigkeit, Einschränkung demokratischer Freiheiten oder Diskriminierung keineswegs auf die Periode des Nationalsozialismus.

Nicht immer erlauben die vorliegenden Quellen eine zweifelsfreie Einschätzung, ob eine Handlung tatsächlich als Widerstandshandlung zu bewerten ist. Dies betrifft vor allem individuelle Handlungen, durch die sich eine Person in Gegensatz zum herrschenden Regime setzte und die entsprechend geahndet wurden (Beispiele sind etwa unerlaubte Kontakte mit Verfolgten des NS-Regimes, die manchmal aus eigennützigen, manchmal aber auch aus politischen oder humanitären Beweggründen gepflogen wurden). Die Aufnahme in die Datenbank kann hier nur von Fall zu Fall entschieden werden. Grundsätzlich soll die Dokumentation offen sein für eventuell abweichende Lebensgeschichten.

Ziel ist die Erstellung von Kurzbiografien, die den formalen und inhaltlichen Kriterien des Projekts *„biografiA. Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen“* und dem dort entwickelten frauenspezifischen Kategorienrahmen entsprechen.²¹ Zur Erfassung in der Datenbank werden einschlägige Publikationen, Archivbestände sowie Dokumente aus Privathand herangezogen und systematisch ausgewertet. Zu jeder Person wird, sofern möglich, ein Dossier angelegt. Nach einer Groberfassung (Eckdaten und wichtigste Lebensdaten) werden in einem zweiten Arbeitsgang ausführlichere Lebensläufe erstellt. Der Ausarbeitungsgrad ist vom verfügbaren Quellenmaterial abhängig, sodass die Biografien von unterschiedlicher Informationsdichte sind.

GESCHLECHTSSPEZIFISCHE ASPEKTE DES WIDERSTANDS

Die erweiterte Definition des Begriffs „Widerstand“ führt zur Frage, ob es spezifisch weibliche Formen des Widerstands gab und in der Konsequenz zur Neubewertung der Widerstandshandlungen von Frauen innerhalb der Widerstandsforschung. Bei der Erforschung des Widerstands von Frauen stellen sich folgende Fragen:

Hat die gesellschaftlich bedingte Geschlechterrolle die Widerstandshandlungen von Frauen beeinflusst? Lässt sich die Rolle der Frauen im Widerstand auf eine untergeordnete, gleichsam „dienende“, „fürsorgliche“ und „aufopfernde“ reduzieren? Gibt es Varianten im Ausmaß der Gleichberechtigung von Widerstandskämpferinnen mit ihren männlichen Kampfgefährten je nach sozialer oder politischer Zugehörigkeit? Gibt es überhaupt einen Unterschied zwischen den Handlungen von Frauen und Männern im Widerstand, wo doch alle das gleiche Risiko der Verfolgung auf sich nahmen? Und haben Frauen nicht gerade durch ihren Wi-

derstand die ihnen von den autoritären und diktatorischen Regimes zugewiesene Rolle durchbrochen? Diese Fragen konnten von der Widerstandsforschung bis heute nicht eindeutig beantwortet werden.²²

Obzwar Frauen und Männer im Allgemeinen gemeinsam im Widerstand aktiv waren, gab es auch Versuche, die Frauen im Rahmen von Widerstandsgruppen gesondert zu organisieren. Gruppierungen und Netzwerke von Mädchen oder Frauen entstanden aber auch spontan. Im Widerstand selbst wurden die typischen Rollenzuweisungen an Frauen zum Teil fortgeschrieben, wobei diese aber vielfach auch bewusst ausgenutzt wurden, um sich der Überprüfung und Verfolgung zu entziehen.

FRAUEN IM WIDERSTAND – EINE UNVOLLSTÄNDIGE AUFZÄHLUNG

Im Folgenden sollen einige der Frauen vorgestellt werden, die sich in unterschiedlichsten Zusammenhängen der nationalsozialistischen Diktatur entgegengestellt haben.²³

„Unspektakuläre“ Tätigkeiten wie Kurierdienste, Auspähen wichtiger Informationen, Schmuggeln von illegalem Material, Kassieren und Verteilen von Unterstützungsgeldern, Gewährung von Unterschlupf, Organisation von Medikamenten und Lebensmitteln etc. bildeten jene Infrastruktur, ohne die ein politisch organisierter Widerstand gar nicht möglich gewesen wäre. Diese Tätigkeiten wurden sehr oft von Frauen ausgeübt und waren zum Teil ganz bewusst in deren spezifisch weiblichen Lebens und Alltagszusammenhang eingebettet, um unauffällig agieren zu können. Frauen entwarfen aber auch Texte und Parolen für Flugblätter, organisierten Papier, Schreibmaschinen und Abziehapparate und verteilten antifaschistische Schriften. Ab Ende 1939 übernahmen Frauen immer mehr Tätigkeiten im Widerstand, da wegen des Fronteinsatzes und der zahlreichen Verhaftungen immer weniger Männer für die illegale Arbeit zur Verfügung standen.

ELISABETH FÜRSCHUSS

Geb. 2.11.1882

Gest. Steyr, 1958

Elisabeth Fürschuß wird 1934 Mitglied der seit 1933 verbotenen kommunistischen Partei und hat bereits einige Erfahrung mit der Arbeit in der Illegalität, als sie nach der nationalsozialistischen Machtübernahme für die oberösterreichische Widerstandsbewegung tätig wird. Sie beschafft Quartiere für Verfolgte, übermittelt Nachrichten und versorgt im Untergrund lebende Widerstandskämpfer mit Lebensmitteln und Medikamenten. Sie war auch maßgeblich an der Rettungsaktion des zum Tode verurteilten kommunistischen Widerstandskämpfers Josef Bloderer beteiligt. Ende November 1944 gelang es diesem, gemeinsam mit seinen Mithäftlingen Franz Draber und Karl Punzer aus dem Zuchthaus München-Stadlheim zu fliehen. Die Flucht Karl Punzers war letztlich nicht erfolgreich. Er wurde erneut gefangen genommen und am 5. Dezember 1944 enthauptet.

Josef Bloderer erreichte nach einem langen und gefährlichen Fußmarsch Anfang Dezember 1944 Oberösterreich

und konnte durch Vermittlung von Elisabeth Fürschuß Verbindungen zur kommunistischen Widerstandsbewegung aufbauen. In seinem Versteck in Leonstein-Penzell wird er von Elisabeth Fürschuß mit Lebensmitteln und Geld versorgt. Sie ist es auch, die die lebensgefährliche Aufgabe übernimmt, von der illegalen KPÖ-Leitung gefälschte Ausweispapiere und sogar eine Pistole zu Josef Bloderer zu befördern. Auf ihrem Weg von Steyr nach Leonzell wird sie von dem elfjährigen Ziehsohn Heinz begleitet, Elisabeth Fürschuß selbst ist zu diesem Zeitpunkt 62 Jahre alt. Diese doppelte Tarnung, eine ältere Frau in Begleitung eines Kindes, scheint sie für die Gestapo unauffällig zu machen. Elisabeth Fürschuß wird nicht verhaftet, obwohl sie den Kontakt mit dem gesuchten Josef Bloderer einige Wochen hindurch aufrechterhält.

Nach einem Lebensabend in bescheidenen Verhältnissen, den sie gemeinsam mit ihrem Ziehsohn verbringt, stirbt sie 1958 in Steyr.

Ein extremes Beispiel des bewussten Einsatzes von Weiblichkeit war die Soldatenarbeit österreichischer Widerstandskämpferinnen in Belgien und Frankreich („Mädelarbeit“), in deren Rahmen Frauen persönliche Kontakte zu Wehrmachtssoldaten knüpften, um im Gespräch defätistische Haltungen zu verstärken und im Idealfall auch Propagandamaterial unter den Truppen zu verbreiten.

ESTER TENCER

Buchhalterin

Geb. Rygllice (Polen), 1.4.1909

Gest. Wien, 27.7.1990

Ester Tencer wurde als Tochter eines Rabbiners in Galizien geboren. Die Familie übersiedelte 1914 nach Wien.

Tencer absolvierte die Handelsschule und erhielt eine Ausbildung zur Buchhalterin.

Sie kommt mit der kommunistischen Studentenbewegung in Kontakt und ist ab 1936 für die im Austrofaschismus verbotene Rote Hilfe tätig.

1939 flieht Ester Tencer nach Antwerpen und schließt sich dort der jüdischen kommunistischen Partei an. Nach der Besetzung Belgiens durch die deutsche Wehrmacht im Mai 1940 stellt sie illegales Propagandamaterial her und verteilt dieses gemeinsam mit anderen österreichischen WiderstandskämpferInnen in den deutschen Kasernen.

Ab 1942 setzen in Belgien die Deportationen ein. Die Mutter und zwei Schwestern von Ester Tencer werden Ende Februar 1943 verhaftet und gelten seither als verschollen. Vermutlich sind sie in einem Vernichtungslager umgekommen.

Ester Tencer leistete Widerstand gegen die Nationalsozialisten, indem sie sich zur sogenannten „Mädelarbeit“ zur Verfügung stellte. Ziel der Aktivistinnen der „Mädelgruppen“ war es, Agitation gegen den Krieg zu betreiben und die Soldaten zu demoralisieren. An dieser Form der Sabotage ist Ester Tencer bis zu ihrer Verhaftung im Frühjahr 1943 beteiligt. Sie wird bis Jänner 1944 in einer Einzelzelle gefangen gehalten und dann über das Durchgangslager Malines nach Auschwitz deportiert.

Ester Tencer wird von der illegalen politischen Organi-

sation im Lager geschützt, indem sie Arbeitskommandos zugeteilt wird und so der Vernichtung in den Gaskammern entgeht. In ihren Erinnerungen betont sie die Solidarität im Lager. Mitte Jänner 1945 wird das Lager Auschwitz evakuiert und Ester Tencer wird mit vielen anderen KZ-InsassInnen auf den Todesmarsch nach Ravensbrück geschickt. Von dort wird sie Mitte April 1945 vom Roten Kreuz nach Schweden evakuiert.

Ester Tencer kehrt über Belgien, Warschau und Tschechien im April 1947 nach Wien zurück und engagiert sich ab ihrer Pensionierung im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes als ehrenamtliche Mitarbeiterin.

In den seltensten Fällen drangen Frauen in ausgesprochene Männerdomänen vor, indem sie leitende Positionen im Widerstand einnahmen oder mit der Waffe in der Hand kämpften. Es sei aber betont, dass zahlreiche Frauen, ebenso wie Männer, als Funktionärinnen und Verbindungspersonen, als Autorinnen von Flugschriften sowie als Teilnehmerinnen an militanten Aktionen, wie zum Beispiel Brandlegungen und Sabotageaktionen, wirkten.

JOSEFINE BRUNNER

Geborene Ragnes, gesch. Welser

Deckname: „Erika“

Hausangestellte

Geb. Innsbruck, 26.2.1909

Gest. München-Stadelheim, 8.9.1943

Josefine Brunner wurde als uneheliches Kind geboren. Sie wuchs in Pflegefamilien auf. Nach dem Besuch der Pflichtschule verdiente sie ihren Lebensunterhalt als Hausangestellte. Im Oktober 1926 ehelichte sie den Tischlergesellen Josef Welser. Von 1932 bis Anfang 1934 war sie Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Nach ihrer Scheidung von Josef Welser 1935 lebte sie mit dem Eisenbahner Alois Brunner zusammen, den sie im August 1938 heiratete. Alois Brunner war Leiter des Stützpunkts Wörgl, eines grenzüberschreitenden Netzwerkes linker Sozialisten, das der Deutsche Waldemar von Knoeringen vom Exil aus in Österreich und Deutschland ins Leben gerufen hatte. Ziel war der Austausch von Informationen über die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Geschehnisse sowie die Vorbereitung auf eine Machtübernahme nach der Niederlage des Nationalsozialismus.

Da Alois Brunner als Teilnehmer am Februaraufstand 1934 politisch belastet war, übernahm Josefine Brunner 1937 seine Aufgaben als Stützpunktleiter. In der Tschechoslowakei wurde sie für ihre Tätigkeit politisch eingeschult und in modernsten Techniken der Herstellung und Übermittlung geheimer Nachrichten instruiert. Im Rahmen ihrer umfangreichen Kuriertätigkeit in Österreich, Deutschland und der Schweiz sorgte Josefine Brunner für die Aufrechterhaltung des Kontakts zu Waldemar von Knoeringen sowie zu einzelnen Zweigstellen der Organisation. Sie übermittelte Nachrichten und Lageberichte, die sie zum Teil auch selbst verfasste, und nahm an Funktionärsbesprechungen teil. Diese Tätigkeit setzte sie auch nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich fort. Die Widerstandsgruppe um das Ehepaar Brunner unterhielt unter anderem enge

Verbindungen zum Wiener Stützpunkt, der von Otto Johann Haas geleitet wurde. Im Jahr 1941 transportierte Josefine Brunner Schusswaffen und Munition von Deutschland nach Wörgl. Sie beschaffte mit Hilfe eines deutschen Genossen außerdem eine Mischung aus Eisenfeilspänen für geplante Sabotageaktionen an Zügen, mit denen Truppen und militärische Ausrüstung durch Tirol transportiert wurden.

Im Verlauf des Jahres 1942 gelang es der Gestapo, das Widerstandsnetz österreichweit aufzurollen. Alois und Josefine Brunner wurden am 16. Mai festgenommen und wegen Vorbereitung zum Hochverrat angeklagt. In der Verhandlung vor dem Volksgerichtshof am 28. Mai 1943 wurde das Ehepaar zum Tod verurteilt und in der Haftanstalt München-Stadelheim hingerichtet.

In der Kärntner Partisanenbewegung waren zahlreiche Frauen aus der verfolgten slowenischen Minderheit aktiv, großteils im Rahmen eines Unterstützungsnetzes für die Freischärler. Einige wenige schlossen sich den kämpfenden Verbänden an.

JOHANNA SADOLSCHEK

Sadolšek Ivana, Partisanenname: "Zala"
Bäuerin

Geb. Lobnig/Lobnik, Unterkärnten, 1923

Johanna Sadolschek, Kind einer ledigen Mutter, gehörte der slowenischen Volksgruppe an. Sie wächst in großer Armut auf dem Hof der Familie auf, der von ihrer Mutter und ihrer Großmutter bewirtschaftet wird. 1940 heiratet sie den Nachbarssohn Michael Sadolschek, damit der Hof in Männerhände gelangt. Während sich Johannas Familie nach der Machtergreifung Hitlers anfänglich noch Hoffnungen auf eine bessere Zukunft macht – so wird der Hof vor der Zwangsexekution bewahrt –, wird sie durch die Umsiedlungen und Vertreibungen der Kärntner Slowenen, die Inhaftierungen und die Nachrichten über die Gräueltaten in den Konzentrationslagern eines Besseren belehrt.

Im Herbst 1942 tauchen erstmals Partisanen der „Osobodilna Fronta“ (OF) auf dem Hof auf, und Johanna Sadolschek verweigert ihnen ihre Hilfe nicht und wird von Karel Prušnik-Gašper für die „Antifaschistische Frauenfront“ der OF geworben. Als Vorsitzende der Lobniger Frauen ist sie zuständig für die Gründung weiterer Frauengruppen, die unter anderem in Ebriach/Obirsko, Ferlach/Borovlje und Klagenfurt/Celovec entstehen. Die Frauen organisieren für die Partisanen Kleidung, Nahrung und Medikamente und leiten Nachrichten weiter. Daneben verteilen sie Flugzettel und versuchen die zur Wehrmacht eingezogenen slowenischstämmigen Soldaten davon zu überzeugen, zu den Partisanen überzulaufen. Der Hof der Sadolscheks wird zu einem wichtigen Stützpunkt für die Partisanen.

Im Oktober 1943 wird Johanna Sadolschek, die seit längerem unter der Beobachtung der Gestapo stand, festgenommen. Nach einem Kreuzverhör wird sie nachts gefesselt von 70 Gendarmen und einigen Gestapobeamten durch den Wald eskortiert, um sie zu einem Partisanenbunker zu führen. Johanna Sadolschek kann in einer waghalsigen Flucht entkommen und schlägt sich zum Lager des Bataillons von Karel Prušnik-Gašper durch. Unter dem Parti-

sanennamen „Zala“ wird sie Mitglied des Bezirksausschusses der OF für das Jauntal und später Sekretärin der Antifaschistischen Frauenbewegung für ganz Kärnten. Sie nimmt auch an Gefechten teil. Wenige Tage nach ihrer Verhaftung wird ihr Hof, auf dem sich gerade ein Partisan befindet, von der SS überfallen. Sämtliche Lebensmittel werden geplündert und das Wirtschaftsgebäude samt landwirtschaftlichen Geräten, Getreide und Futtermitteln in Brand gesteckt. Ein Teil der Familie wird in Konzentrationslager deportiert.

1944 begab sich Johanna Sadolschek ins befreite Gebiet Dolenska nach Jugoslawien, um eine Kadenschulung zu absolvieren. Wieder zurück in Kärnten setzte sie ihre Tätigkeit als Funktionärin der Frauenbewegung fort. Als Vorsitzende des Gebietsausschusses der Antifaschistischen Frauenfront gehörte sie zugleich dem Gebietsausschuss der OF für Kärnten an. Im Mai 1945 zieht sie mit ihrem Bataillon ins befreite Klagenfurt/Celovec ein.

Obwohl Johanna Sadolschek nach 1945 als Sekretärin des Verbandes slowenischer Frauen tätig ist, bleibt ihr nun für Politik wenig Zeit, es gilt den Hof wieder aufzubauen. Als kränkend empfindet sie die jahrzehntelange Missachtung des Beitrags der Slowenen zur Befreiung Kärntens seitens des offiziellen Österreich. Johanna Sadolschek, die in Lobnig/Lobnik lebt, ist Trägerin der goldenen Auszeichnung der OF. Im Gedenkjahr 2005 wurde sie zusammen mit den ehemaligen Widerstandskämpferinnen Apolonija-Lonki Schellander und Ana Zablatnig mit dem Grünen Frauenwürdigungspreis ausgezeichnet.

Abseits des politisch organisierten Widerstands wirkten Frauen oft in kleinen Netzwerken im Freundes- und Bekanntenkreis, als Helferinnen für politische Aktivistinnen oder Angehörige verfolgter Minderheiten. Durch das couragierte Eingreifen dieser Menschen wurden zahlreiche Leben gerettet, und es scheint auch, dass dieses Handlungsfeld eine Domäne von Frauen war.

FRIDA MEINHARDT

Geborene Friederike Müller von Mühlwerth, Baronesse von Mühlwerth-Gärtner

Schauspielerin und Vortragskünstlerin

Geb. 1883

Gest. Wien, 20.3.1955

Frida Meinhardt, eine Großnichte von Marie Ebner von Eschenbach, begann ihre Laufbahn als Schauspielerin am Deutschen Volkstheater und wirkte an verschiedenen Bühnen, bevor sie sich ausschließlich der Vortragskunst widmete. Auf ausgedehnten Tourneen, die sie auch ins Ausland führten, trug sie aus Werken der österreichischen Gegenwartsliteratur vor. Mit besonderem Engagement betätigte sich Frida Meinhardt als Rezitatorin in Wiener Arbeiterbildungsvereinen. Im Dezember 1907 lernte sie bei einer ihrer Vortragsabende den noch unbekanntem Arbeiterschriftsteller Alfons Petzold kennen. Überzeugt von dessen Talent, unterstützte sie ihn fortan in großzügiger Weise und legte so den Grundstein zur erfolgreichen Laufbahn Petzolds. Nach dessen Tod im Jahr 1923 blieb Frida Meinhardt seiner in Kitzbühel ansässigen Witwe Hedwig und den drei

Kindern eng verbunden.

Im Jahr 1942 klopfte Valerie Laufer, die nach den Nürnberger Gesetzen als Jüdin galt, an die Tür der ihr persönlich nicht bekannten Künstlerin. Sie war nach der Deportation ihrer Schwester Marianne im Herbst 1941 untergetaucht, um diesem Schicksal zu entgehen. Frida Meinhardt zögerte nicht, die Unbekannte in ihrer Wohnung in der Wiener Breitgasse 7 aufzunehmen. Angesichts der schwierigen Versorgung ihres Schützlings mit Gütern des täglichen Bedarfs vertraute sich Frida Meinhardt ihrer Freundin Hedwig Petzold an. Diese wiederum weihte ihre Tochter Christiane ein, die in Wien mit dem Textilindustriellen Stefan Esders verheiratet war. Christiane Esders konnte aus den Beständen des Kaufhauses Esders Kleidung abzweigen, und auch mit Lebensmitteln half sie aus. Eine weitere Verbündete war die Hausmeisterin Jäger, die Stillschweigen bewahrte, wenn Valerie Laufer ihr Versteck verließ, was nach der Beschaffung falscher Papiere durch Frida Meinhardt leichter möglich war. Meinhardt nahm Laufer sogar in den öffentlichen Luftschutzkeller mit. So überlebte Valerie Laufer bis zur Befreiung. Da sie wie so viele Betroffene der nationalsozialistischen Beraubungspolitik ihre Wohnung nicht zurückerhielt, blieb sie bei Frida Meinhardt, mit der sie mittlerweile eine tiefe Freundschaft verband, bis zu deren Tod im Jahr 1955 wohnen.

Ein weiteres Verdienst Frida Meinhardts war die Rettung von Manuskripten der in Sobibor ermordeten Schriftstellerin Else Feldmann, die diese ihr vor ihrer Deportation zur Aufbewahrung überlassen hatte, für die Nachwelt.²⁴

Viele Frauen verweigerten aus weltanschaulichen Gründen dem nationalsozialistischen Regime den Gehorsam. Ihre Weltanschauung galt ihnen als höheres Gut als die Staatsideologie, nach der Handlungen, die bisher als der individuellen Lebensführung zugehörig empfunden wurden, verboten oder unter Strafe gestellt wurden. Dies betraf insbesondere Angehörige von Religionsgemeinschaften. Das Festhalten am Glauben sprengte den privaten Rahmen dann, wenn die Religionsausübung mit einer Unterstützung bzw. Teilhabe an zentralen Bereichen der nationalsozialistischen Politik, wie etwa der Kriegsführung, unvereinbar war. So verweigerten die BibelforscherInnen die Arbeit in der Rüstungsindustrie.

JOHANNA GRÜBLING

Geborene Krist

Hausfrau

Geb. Wien, 25.9.1901

Johanna Grübling war die Tochter der Bandmacher Johanna und August Krist. Nach dem Besuch der Volks- und Bürgerschule brachte sie sich als landwirtschaftliche Hilfsarbeiterin durch. Im Jahr 1925 heiratete sie den Glasbläser Johann Grübling. Der Ehe entstammte ein Sohn. Im Jahr 1931 fand sie Anschluss an die Internationale Bibelforschervereinigung (IBV, heute: Zeugen Jehovas) und ließ sich nach deren Ritus taufen. Auch nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, für die die IBV als wehrfeindliche Verbindung galt, setzte sie gemeinsam mit anderen Bibelforschern das so genannte Bibelstudium fort. Johanna Grübling wurde

schließlich von der Gestapo verhaftet und gab bei ihrer Einvernahme an, dass sie die Arbeit in einer Waffen oder Munitionsfabrik mit Rücksicht auf ihren Glauben verweigern müsse. Sie wurde vor dem Sondergericht Wien wegen Vergehens gegen die „Verordnung zum Schutze der Wehrkraft des Deutschen Volkes“ angeklagt. Bei der Hauptverhandlung am 12.2.1942 zu ihrer Einstellung befragt, erklärte sie, dass man einen Angreifer nicht töten, sondern höchstens kampfunfähig machen dürfe. Auf Belehrung des Gerichts über das „staatliche Notwehrrecht“ distanzierte sich Johanna Grübling von der Lehre der Bibelforscher, erklärte sich zur Arbeit in einer Munitionsfabrik bereit, soweit dies ihre Gesundheit zulasse, und leistete den Deutschen Gruß. Sie wurde zu sechs Monaten Haft verurteilt.

Nach der Abbüßung des Großteils der Strafe wurde sie an die Gestapo zurücküberstellt, wo sie gestand, nur deshalb ihrem Glauben abgeschworen zu haben, um nicht zu einer Zuchthausstrafe verurteilt zu werden. Da sie sich nach wie vor als Zeugin Jehovas bekannte, wurde Johanna Grübling ins Konzentrationslager Ravensbrück eingeliefert.

Auch wenn die Widerstandstätigkeit oft in organisierten Gruppen erfolgte, musste letztlich jede einzelne Frau die Entscheidung für sich alleine treffen, Widerstand zu leisten und somit bewusst das Risiko von Sanktionen auf sich nehmen. Diese reichten von Verwarnungen, Haftstrafen, Internierung in Konzentrationslagern bis hin zur Todesstrafe. Auch vor der Anwendung der Folter waren Frauen nicht geschützt. Für zahlreiche Widerstandskämpferinnen endete ihr Engagement denn auch tatsächlich mit dem Tode. Einige hielten der psychischen und physischen Belastung nicht stand und machten ihrem Leben selbst ein Ende. Doch selbst noch in Gefängnissen und Lagern hörten Frauen nicht auf, Widerstand zu leisten.

HERMINE JURSA

Geborene Nierlich, gesch. Huber

Deckname: „Roserl“

Parteifunktionärin

Geb. Wien, 29.12.1912

Gest. Wien, 12.2.2000

Hermine Jursa wird in armen Verhältnissen in Wien als Tochter einer Hausgehilfin geboren. Nach dem Tod ihrer Mutter wird sie bei Pflegeeltern im Waldviertel untergebracht.

Sie arbeitet in einer Strumpffabrik, da „Mädchen nichts zu lernen haben“, wie ihr von den Pflegeeltern versichert wird. 1929 übersiedelt sie nach Wien und arbeitet als Wäscherin und Dienstmädchen. 1934 heiratet sie den Fleischer Ottokar Huber und ist bis zu ihrer Verhaftung 1939 glücklich verheiratet, während sie allerdings in Ravensbrück interniert ist, lässt sich Ottokar scheiden. Durch ihre Nachbarn kommt sie mit politischen Ideen in Kontakt und ist ab 1936 im Rahmen einer kommunistischen Widerstandsgruppe an verschiedenen illegalen Aktionen beteiligt. Sie verteilt Flugschriften und bemalt Wände mit Parolen, die sowohl gegen das austrofaschistische Regime als auch gegen die nationalsozialistische Partei gerichtet sind. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme setzt sie ihre Wider-

standstätigkeit fort und stellt ihrer Wohnung für Schulungen und Vorträge der KPÖ zur Verfügung. Hermine Jursa wird im Zuge einer von der Gestapo durchgeführten Verhaftungswelle am 25. August 1939 verhaftet, im Jänner 1942 zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt und in das KZ Ravensbrück deportiert. Dort besorgt ihr Rosa Jochmann Arbeit in der Effektenkammer, später wird sie der Handwerkskolonne von Hanna Sturm, der sogenannten „Sturmkolonne“, zugeteilt. Die Mitarbeiterinnen dieser Handwerkskolonne werden im gesamten Lager eingesetzt und haben so die Möglichkeit, anderen Insassinnen zu helfen, indem sie Nachrichten übermitteln und Lebensmittel schmuggeln, die sie den Bedürftigsten im Lager zukommen lassen. Die „Sturmkolonne“ übernimmt auch kleinere Reparaturen für die Häftlinge. Eine Hilfeleistung, die von der Lagerleitung streng verboten war und die Todesstrafe nach sich ziehen konnte. Hermine Jursa ist auch in dem von der kommunistischen Widerstands- und Spanienkämpferin Mela Ernst Anfang 1944 gegründeten illegalen Widerstandskomitee tätig, das sich zur Aufgabe gestellt hat, das Leben von Gefangenen zu erleichtern und sie vor der Vernichtung zu bewahren. Hermine Jursa ist an der Rettungsaktion für Gerti Schindel und Edith Rosenblüth (Wexberg) beteiligt. Die beiden Frauen können unter falschen Namen und Häftlingsnummern mit einem Rot-Kreuz Transport aus dem KZ geschmuggelt werden.

Nach der Befreiung von Ravensbrück im April 1945 kehrt Hermine Jursa gemeinsam mit Mali Fritz zu Fuß nach Wien zurück. 1946 heiratet sie den ehemaligen Spanienkämpfer Wilhelm Jursa.

Hermine Jursa wurde zwar eine Opferrente bewilligt, um diese zu erhalten, musste sie aber die gesundheitlichen Folgeschäden ihrer KZ-Haft regelmäßig überprüfen lassen. Sie empfindet diese Maßnahme als behördliche Schikane, zumal sie von dem behandelten Arzt zu hören bekommt, dass es den Soldaten an der Front schlechter gegangen wäre als den KZ-InsassInnen. Sie leidet allgemein unter den negativen Reaktionen ihrer Landsleute auf ihre KZ-Erfahrungen.

Hermine Jursa ist sofort nach ihrer Rückkehr für die KPÖ aktiv. Sie war in der Bezirksgruppe Erdberg als Bildungs- und Frauenreferentin tätig und engagierte sich später in der Friedensbewegung. Ihre Tätigkeit für die Lagergemeinschaft Ravensbrück übte sie bis ins hohe Alter aus.

Viele der überlebenden Widerstandskämpferinnen haben versucht, die Erinnerung an ihre ehemaligen Mitkämpferinnen durch mündliche oder schriftliche Darstellung wach zu halten. Von den Frauen selbst wurden in der Rückschau ihre Leistungen im Widerstand bagatellisiert; als symptomatisch für diese Zurückhaltung mag der Titel der Memoiren von Toni Bruha, die in einer Widerstandsgruppe von Wiener Tschechen sowie im Lagerwiderstand von Ravensbrück aktiv war, angeführt werden: „Ich war keine Heldin“²⁵. Vielleicht wurde die Unterbewertung des weiblichen Widerstands durch die Geschichtsschreibung von den Protagonistinnen selbst auch insofern befördert, als viele sich nach 1945 in einen lange entbehrten privaten und familiären Zusammenhang zurückzogen, zumal auch nach dem Krieg

Frauen in öffentlichen Funktionen nicht willkommen waren und Widerstandskämpferinnen sowie Verfolgte des NS-Regimes in der Bevölkerung vielfach auf Ressentiments oder Ablehnung stießen.²⁶ Seitens der mit der Opferfürsorge beschäftigten Behörden wurde die Widerstandstätigkeit von Frauen oft nicht als solche anerkannt und Entschädigungsansprüche abgelehnt.²⁷

RESÜMEE

Eine biografische Dokumentation österreichischer Widerstandskämpferinnen im Sinne einer Bestandsaufnahme vorhandenen und Erschließung neuen Materials, die sich an dem oben ausgeführten Widerstandsbegriff orientiert und ein breites Spektrum des weiblichen Widerstands sichtbar macht, ist Ziel des laufenden Forschungsprojektes.

Neben der Bereitstellung einer möglichst umfassenden, öffentlich zugänglichen Quellenbasis für weiterführende Forschungen zum weiblichen Widerstand soll die Dokumentation dazu beitragen, den Anteil der Frauen am Kampf gegen Nationalsozialismus und Diktatur zu würdigen und die Erinnerung an sie zu bewahren.

Projektbegleitend wird von März 2008 bis Juni 2009 am Institut für Wissenschaft und Kunst (IWK) eine Vortragsreihe veranstaltet²⁸, die Forscherinnen und Forschern eine Plattform zur Präsentation ihrer Arbeitsergebnisse vor einer interessierten Öffentlichkeit bietet. Künftig soll auch versucht werden, noch lebende Zeitzeuginnen bzw. deren Angehörige einzuladen, über ihre Erinnerungen zu sprechen. Im Rahmen unserer Arbeit ergaben sich bereits erste Kontakte zu Personen, die entweder selbst Widerstand geleistet oder in einem familiären Bezug zu widerständischen Frauen stehen. Durch die Kooperation mit anderen Dokumentationsstellen und Archiven wird der wissenschaftliche Austausch gefördert.

Wie das gesamte Projekt *biografiA. Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen* versteht sich auch das Themenmodul „Österreichische Frauen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ als Schnittstelle für wissenschaftliche und persönliche Kontakte und Initiativen.

ANMERKUNGEN:

- 1 Laufzeit: Oktober 2007 bis September 2009. Das Projekt wird vom Zukunftsfonds der Republik Österreich und dem Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus gefördert.
- 2 Radomir Luža: Der Widerstand in Österreich. 1938-1945, Wien 1985, S. 330.
- 3 Vgl. Erika Thurner: Austrian Women in the Anti-Nazi Resistance Movement in Belgian Exile. In: Women in Austria, ed. by Günter Bischof, Anton Pelinka, Erika Thurner, New Brunswick, New Jersey 1998, S. 30.
- 4 Vgl. Brigitte Bailer-Galanda: Zur Rolle der Frauen im Widerstand oder Die im Dunkeln sieht man nicht. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Jahrbuch 1990, S. 13f.
- 5 Vgl. Gerhard Botz: Methoden und Theorieprobleme der historischen Widerstandsforschung. In: Helmut Konrad, Wolfgang Neu-

- gebauer (Hg.): Arbeiterbewegung – Faschismus – Nationalbewußtsein, Zürich 1983, S. 137f.; Wolfgang Neugebauer: Was ist Widerstand? In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Jahrbuch 1986, S. 61-71.
- 6 Vgl. Boiz 1983, S. 143-151; Wolfgang Neugebauer: Widerstand und Opposition. In: NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Hg. v. Emmerich Tálos [u.a.], Wien 2000, S. 187f., 205-207.
- 7 Frauen im österreichischen Widerstandskampf, Wien 1963 (= Sondernummer Von Frau zu Frau); Frauen und Mädchen im österreichischen Widerstand, Wien, Frankfurt, Zürich 1967
- 8 Widerstand von Frauen in Österreich gegen den Nationalsozialismus 1938–1945, Phil. Diss., Wien 1974
- 9 „Der Himmel ist blau. Kann sein.“ Frauen im Widerstand. Österreich 1938 – 1945. Wien 1985 und „Ich geb dir einen Mantel, daß du ihn noch in Freiheit tragen kannst.“ Widerstehen im KZ. Österreichische Frauen erzählen, Wien 1987
- 10 Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Widerstand und Verfolgung in den österreichischen Bundesländern 1934-1945. Eine Dokumentationsreihe (Wien: Wien 1975, 1984², Burgenland: Wien 1979, 1983², Oberösterreich: Wien 1982, Tirol: Wien 1984, Niederösterreich: Wien 1987, Salzburg: Wien 1991).
- 11 Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten (Bd. 1: Arbeiterbewegung, Wien, München 1985, Bd. 2: Katholiken, Konservative, Legitimisten, Wien 1992, Bd. 3: Jüdische Schicksale, Wien 1992, 1993², Bd. 4: Die Kärntner Slowenen, Klagenfurt/Celovec, Wien 1990).
- 12 Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Österreicher im Exil. Eine Dokumentationsreihe (Frankreich: Wien, München 1984, Spanien: Wien, München 1986, Belgien: Wien 1987, Großbritannien: Wien 1992, USA: Wien 1995, Sowjetunion: Wien 1999, Mexiko: Wien 2002).
- 13 Hans Landauer in Zusammenarbeit mit Erich Hackl: Lexikon der österreichischen Spanienkämpfer 1936–1939, Wien 2003.
- 14 Willi Weinert: „Mich könnt ihr löschen, aber nicht das Feuer“ – ein Führer durch den Ehrenhain der Gruppe 40 am Wiener Zentralfriedhof für die hingerichteten WiderstandskämpferInnen, Wien 2004, 2005²
- 15 Z.B. „Gegen Rassenhass und Menschennot“. Irene Harand – Leben und Werk einer ungewöhnlichen Widerstandskämpferin. Hg. von Christian Klösch [u.a.], 2004; „Ich bin immer schon eine politische Frau gewesen“. Maria Căsar – Widerstandskämpferin und Zeitzeugin. Eine Würdigung aus Anlass ihres 86. Geburtstages. Hg. v. Heimo Halbrainer, Graz 2006.
- 16 „Sr. Maria Restituta Kafka Märtyrin aus dem Widerstand“. Dokumentation, 1998 (sowie zahlreiche weitere Publikationen zu Sr. Restituta anlässlich ihrer Seligsprechung); Anita Farkas: Geschichte(n) ins Leben holen. Die Bibelforscherinnen des Frauenkonzentrationslagers St. Lambrecht, 2004.
- 17 Maria Căsar, Heimo Halbrainer (Hg.): Die im Dunkeln sieht man doch. Frauen im Widerstand – Verfolgung von Frauen in der Steiermark, Graz 2007; Martina Gugglberger: „Versuche, anständig zu bleiben“. Widerstand und Verfolgung von Frauen im Reichsgau Oberdonau. In: Gabriella Hauch (Hg.): Frauen im Reichsgau Oberdonau. Geschlechtsspezifische Bruchlinien im Nationalsozialismus, Linz 2006, S. 281-344.
- 18 Z.B. Karin Nusko: Am Ende des Weges. Letzte Briefe von hingetrichteten österreichischen Widerstandskämpferinnen am Landesgericht Wien (1941–1943). In: Frauen schreiben gegen Hindernisse. Zu den Wechselwirkungen von Biografie und Schreiben im weiblichen Lebenszusammenhang. Hg. v. Susanne Blumesberger, 2004, S. 93-103.
- 19 „... unser Kampf galt einem sauberen, freien und demokratischen Österreich ...“. Fallbeispiele steirischer Widerstandskämpferinnen und ihre Behandlung als NS-Opfer in der Zweiten Republik, in: Maria Căsar, Heimo Halbrainer (Hg.): Die im Dunkeln sieht man doch. Frauen im Widerstand – Verfolgung von Frauen in der Steiermark, Graz 2007, S. 153-169.
- 20 Vom Leben und Überleben – Wege nach Ravensbrück. Das Frauenkonzentrationslager in der Erinnerung, Wien 2001 (Bd. 1: Dokumentation und Analysen, Bd. 2: Lebensgeschichten).
- 21 Ilse Korotin, Ursula Scholda: Frauen sichtbar machen. Das Projekt biografiA. Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen. In: Elisabeth Lebensaft (Hg.): Desiderate der österreichischen Frauenbiografieforschung. Symposium des Instituts für Wissenschaft und Kunst abgehalten in der Österreichischen Nationalbibliothek am 17. November 2000, (Österreichisches Biographisches Lexikon, Schriftenreihe, 7) Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien 2001, S. 64.
- 22 Vgl. hierzu: Christl Wickert, Widerstand und Dissens von Frauen – ein Überblick. In: Frauen gegen die Diktatur – Widerstand und Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland. Hg. v. Christl Wickert, Berlin 1995, S. 1831; Claudia Fröhlich: Widerstand von Frauen. In: Peter Steinbach, Johannes Tuchel (Hg.): Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur 1933-1945, Berlin 2004, S. 249-265.
- 23 Die zur Erstellung der Biografien verwendeten Quellen werden hier nicht eigens angeführt; sie finden sich in der Datenbank.
- 24 Für den Hinweis auf Frida Meinhardt und Informationen Dank an Andreas Esders, Wien.
- 25 Bruha, Antonia: Ich war keine Heldin, Wien, München, Zürich 1984; Wien, München, 1995.
- 26 Zur Positionierung der Frauen im Widerstand und der Rezeption des weiblichen Widerstands nach 1945 vgl. auch Bailer-Galanda 1990, S. 16-22. Vgl. auch dies.: Die Opfer des Nationalsozialismus und die so genannte Wiedergutmachung. In: NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Hg. v. Emmerich Tálos [u.a.], Wien 2000, S. 884-901.
- 27 Vgl. „... unser Kampf galt einem sauberen, freien und demokratischen Österreich ...“. Fallbeispiele steirischer Widerstandskämpferinnen und ihre Behandlung als NS-Opfer in der Zweiten Republik, in: Maria Căsar, Heimo Halbrainer (Hg.): Die im Dunkeln sieht man doch. Frauen im Widerstand – Verfolgung von Frauen in der Steiermark, Graz 2007, S. 153-169.
- 28 Näheres zu den Vorträgen: Homepage des IWK (www.univie.ac.at/iwk)

KLARA LÖFFLER

DAS (AUTO-)BIOGRAFISCHE INTERESSE. AUF EINE LANGE ZUKUNFT! VON DER TOPIK DER FINDUNG ZUR TOPIK DER ERFINDUNG

Lebensnah, praxisbezogen, anwendungsorientiert hat sie zu sein, die Forschung. An die wissenschaftliche Arbeit unserer Zeit werden derartige Forderungen allenthalben, so reflexhaft wie unreflektiert, gestellt. Inwiefern und warum Forschung lebensnah sein muss, sein kann oder sein soll, dies scheint kaum der Diskussion wert. Versteht es sich von selbst?

Die Praxis von Prüfverfahren, Begutachtungen und Evaluationen, die ja nicht nur Qualität sichern, sondern auch Transparenz schaffen sollen, ist dadurch gekennzeichnet, dass die Prämissen und Maßstäbe dieser Operationen des Urteilens und Beurteilens nur in den seltensten Fällen offen gelegt werden. Der Gedanke an Adorno und Horkheimer, an deren Befund von der Dialektik der Aufklärung, liegt nahe. Was wissenschaftliche Arbeit in und für die Alltags bedeutet, wie Individuen und Gruppen auf wissenschaftliche Materialien und Daten reagieren, wie sie mit den Ergebnissen umgehen und diese in ihre Wissenshaushalte integrieren (oder nicht), dies interessiert allenfalls am Rande – wiederum unter spezifischen Aspekten der verbesserten Anwendbarkeit und Instrumentalisierung von Wissen.

Lebens- und praxisnah aber ist wissenschaftliche Arbeit und ist das hieraus entstandene Wissen nicht dann, wenn es einer politischen oder ökonomischen, oft kurz geschlossenen Logik einer Verwertbarkeit folgt. Lebens- und praxisnah ist sie dann, wenn sie in den Alltags der Zeitgenossen auf Resonanzen stößt und selbst Resonanzen zu erzeugen im Stande ist. Das Projekt „biografiA. biografische datenbank und lexikon österreichischer frauen“ ist ein Beispiel für derartig lebensnahe Forschungsarbeit. In klug aufgebauten Modulen und weitreichenden Kooperationen ist hier ein (auto-)biografischer Fundus am Entstehen, der keineswegs nur für den Wissenschaftsbetrieb gedacht ist und von diesem genutzt wird. Programmatisch ist vielmehr die Öffnung dieser Datenbank für alle Interessierten. Wie sich im Alltag der Arbeit an der Datenbank, etwa im konkreten Fall von Anfragen erweist, erfährt dieses Modell große Resonanz. Den Hintergründen dieser Resonanz möchte ich im folgenden ein Stück weit nachgehen.

Am wenigsten, dies sei vorweg betont, sind es modische Gründe, die die Popularität von Biografien bzw. Autobiografien bei den Nutzerinnen und Nutzern von Datenbanken ausmachen. Siegfried Kracauer stellte schon 1930 richtig: „Man hat die Neigung zur biographischen Darstellung, die sich seit einiger Zeit in Westeuropa eingenistet hat, kurzerhand als eine Mode abfertigen wollen. Sie ist es so wenig, wie die Kriegsromane es waren. Vielmehr sind ihre unmodischen Gründe in den weltgeschichtlichen Ereignissen der letzten anderthalb Jahrzehnte zu suchen.“¹ Kracauer erklärt das Interesse am Biografischen aus den zeithistorischen Bedingungen nach dem Ersten Weltkrieg „als Flucht, ja Ausflucht“². Nach der Etablierung der Alltagsgeschichts-

forschung und einer verstärkten und umfassenden Biografisierung unserer Alltags seit den 1970er Jahren ist diese Diagnose zu bekräftigen: das Interesse am (Auto-)Biografischen ist nicht modisch, gleichzeitig aber ist Kracauers Urteil zu modifizieren: dieses Interesse bedeutet mehr als nur eine Flucht oder Ausflucht.

I.

BIOGRAPHY®. *Das Bürgerspiel.*

Das Spielziel von BIOGRAPHY® ist es, ein möglichst erfülltes und ausgeglichenes Leben zu gestalten. Phantasietätigkeit, Lebensentscheidungen und Objektwelt in eine „glückliche Balance“ zu bekommen.³

Mit einem einfachen, aber wirksamen Kunstgriff ironisiert der Medienwissenschaftler Georg Seeßlen ein Grundgefühl, das uns allen – welchem Geschlecht, Milieu, Gesellschaft wir auch angehören – gemeinsam ist, das Grundgefühl nämlich, dass wir Akteure und Konstrukteure unserer Biographie sind, dass wir „unser Leben in der Hand haben“⁴. Indem Seeßlen BIOGRAPHY® als Spiel entwirft, beschreibt er das zeitgenössische Ideal einer gelungenen Biografie, um zugleich und vor allem anderen uns darauf zurückzuverweisen auf das, was Leben und Alltag vor allem anderen bestimmt, auf den Zufall. Eine solche Erinnerung tut sicherlich Not in Zeiten einer umfassenden Biografisierung spätmoderner, postindustrieller Gesellschaften.

Die Entwicklung zu einer Selbst- und Weltdeutung, die vom Ich ausgeht, ist ganz wesentlich, wenn auch keineswegs nur, mit der Geschichte der Aufklärung verknüpft, in der die Entdeckung des Individuums und der Subjektivität, wie auch die Idealisierung der Entwicklungsfähigkeit des Einzelnen, ein zentrales Thema war. „Das beredete Nachdenken über sich selbst wird zum Signum der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft.“⁵ Zugleich aber wird diese Biografisierung des Lebens zum sozialen Gebot, hat diese Subjektivierung in spezifischen Formen und Institutionen zu geschehen.

Dass sich im Laufe des 19. Jahrhunderts in den Worten von Peter Gay nach und nach auch die „sogenannten normalen Bürger [...] in großen Massen der Wallfahrt ins Innere des Menschen“⁶ anschlossen, ist gleichermaßen als Akt der persönlichen Befreiung wie auch als Akt der gesellschaftlichen und kulturellen Zu- und Einordnung zu verstehen. Man/frau verschrieb sich dieser neuen Kultur der Selbstwahrnehmung und ‚verschrieb‘ sich damit auch den gesellschaftlichen und kulturellen Imperativen der sich formierenden und ausdifferenzierenden bürgerlichen Gesellschaft. Dass und vor allem wie die Zeitgenossen des 20. Jahrhunderts aus unterschiedlichsten Milieus und Kontexten mit

großer Selbstverständlichkeit in den verschiedensten Kulturen ihre ganz eigene Biografie reklamieren, dies wiederum ist nicht ohne die Entwicklung der mitteleuropäischen Gesellschaften zu Massen- und Medienkulturen zu begreifen. Da gibt es ein nachhaltig wirksames Spannungsverhältnis zwischen offenem, individuellem Projekt und standardisiertem gesellschaftlichen und kulturellen Programm, das jedes Biografieren (ob im Schriftlichen oder im Mündlichen) beeinflusst.

Mit der Soziologin Eva Illouz lässt sich insbesondere im 20. Jahrhundert von einer Entwicklung sprechen, in der „die Bildung des Kapitalismus Hand in Hand ging [und geht; KL] mit der Bildung einer stark spezialisierten emotionalen Kultur.“⁷ „Niemals zuvor ist das private Selbst derart öffentlich inszeniert worden, niemals zuvor ist es so sehr auf die Diskurse und Werte der ökonomischen und politischen Sphäre zugeschnitten worden.“⁸ Illouz zeigt, wie sich die kulturellen Diskurse der Therapie und Psychologie, des Feminismus und der Ökonomie im Verlauf dieses Jahrhunderts, insbesondere in den letzten fünfzig Jahren zu einem spezifischen Amalgam verbunden haben und in der Forderung nach Selbstthematisierung zum Ausdruck kommt. Das therapeutische Narrativ der Selbstverwirklichung und Selbsthilfe führte zu einer tiefgreifenden Transformation des Selbst, seiner emotionalen Stile, seiner intimen ebenso wie seiner öffentlichen Beziehungen.

So ist der forcierte Umbau der Arbeitswelten, wie er in den letzten beiden Jahrzehnten zu beobachten ist, nicht denkbar ohne die Kulturtechniken des (Auto-)Biografierens, in seinen mündlichen wie schriftlichen Versionen und in den unterschiedlichsten Formaten. Unter dem Aspekt einer „Kulturtechnikfolgenabschätzung“⁹ ging ich diesen Anwendungen des Biografischen in postindustriellen Arbeitswelten nach: Anleitungen zur ständigen Selbstbefragung etwa sind gängiger Bestandteil von Managementratgebern, Lebensgeschichten in der Logik der Unternehmerbiografie sind zentrale Versatzstücke neoliberalistischer Argumentation.¹⁰

Angesichts der fortschreitenden Subjektivierung des Arbeitslebens ließe sich von einem Verschleiß der Kulturtechnik des Biografierens sprechen. Doch der Prozess der Subjektivierung ist und bleibt auch eine Form von Selbstermächtigung, die Gestaltungsspielräume freisetzen kann. Statt von „Pathologien des Selbst“¹¹, wie von Illouz vorgeschlagen, ist mehrdeutiger von „Technologien des Selbst“, mit Michel Foucault also zu argumentieren: „Technologien des Selbst, die es dem Einzelnen ermöglichen, aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel, sich so zu verändern, daß er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt.“¹²

(Auto-)Biografisches steht ebenso für die Handlungsfähigkeiten und Handlungsmöglichkeiten der Individuen und als Individuen wie für die Rahmenbedingungen und Anforderungen von Gesellschaften an das Individuum. „Alles Reden und alle Reflexion über das eigene Leben handelt nicht nur vom *gelebten*, sondern auch vom *möglichen* Leben.“¹³ Die (Auto-)Biografie ist Ort und Medium der „Erfindung des Ich“¹⁴, der individuellen Identitätsarbeit. Die (auto-)biografische Erzählung wie auch das Erzählen sind das kulturelle Repertoire und die Kulturtechnik, mittels derer die Einzelnen das Erlebte und Erfahrene in ihr Leben integrieren, zu integrieren versuchen. Horizont dieses zeitgenössischen Erzählens ist der eines geschlossenen Sinngefüges Biografie, das den moralisch-ethischen, aber auch ästhetischen Standards, etwa von Reflexivität, Flexibilität oder Originalität, genügt. Lebensverlauf wie Narrativ aber sind in die „Logiken alternativer und pluraler Leben eingebunden, hin und her gerissen im Schatten der vermuteten einheitlichen Geschichte.“¹⁵ Dies bedingt die kontinuierliche Auseinandersetzung mit der Biografie, deren Ergebnis immer auch das Heraustreten aus dem alten Selbst sein kann.¹⁶

Ausgangspunkt dieser Identitätsarbeit ist nicht bloß die persönliche, sondern auch die Lebensgeschichte der Anderen. Dies eben macht die anhaltende Popularität biografischer Formate und Genres in unterschiedlichsten Technologien und Medien quer durch soziale Schichtungen aus. Die selbstverständliche Aufmerksamkeit für die eigene Biografie steht in enger Verschränkung mit dem gesteigerten Interesse für die Biografien von Zeitgenossen ebenso wie früherer Generationen. Nicht selten ist es die historische, räumliche, aber auch soziale Distanz, das Andere eines fremden Lebens, das eine (Auto-)Biografie attraktiv macht. Die Lust am Lesen von Biografien erklärt Mario Erdheim aus dieser spezifischen Wechselbeziehung und deren Logik: „Weil man am Fremden oft Dinge erkennen kann, die man im Eigenen oft übersieht, wenden wir uns zuerst dem fernen Fremden zu.“¹⁷

Eigene wie auch fremde Lebensgeschichten werden erzählt und geschrieben, aufgezeichnet, fotografiert und gefilmt, ins Netz und auf die Homepage (der Begriff ist dann Programm) gestellt. Für die klassische Version, die Biografie in Buchversion, melden die Verlage Jahr für Jahr neue Rekordumsätze, während die (vermeintlichen) Meinungsführer etwa des Magazins „Der Spiegel“ im typischerweise kritischen Modus deutscher akademischer Milieus titeln: „Die Popularität von Lebensbeschreibungen ist ungebrochen, und seit einigen Jahren hat sich zusätzlich ein neuer Markt von Jedermann-Memoiren entwickelt. Doch beide Phänomene haben ihre Tücken.“¹⁸ Die Zahl der Internet-Foren, die Hilfen anbieten in der Verschriftlichung der eigenen Biografie, aber auch der Erarbeitung der Familiengeschichte erweitert sich ständig und ist längst unübersehbar. Bemerkenswert häufig sind insbesondere jene Webseiten, die „Biographiearbeit“ als therapeutische Maßnahmen anbieten.¹⁹

Dieses therapeutisch ausgerichtete Angebot ist Konsequenz des „neuen emotionalen Stils“²⁰ der Gegenwart und zielt auf Männer wie auf Frauen. Unter dem Vorzeichen emotionaler Intelligenz wird sorgsames und präzises Selbstmanagement aller, besonders aber derer, die im Arbeitsleben stehen, eingefordert. Vor allem anderen aber sind es Frauen, ob berufstätig oder nicht, die derartige Medienangebote, insbesondere diejenigen in Buchform, nutzen. Frauen sind es freilich auch, die seit den 1970er Jahren eine, so die Einschätzung von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, „nachholende Individualisierung“²¹ erfahren und verstärkt Identitätsarbeit leisten müssen. Denn unter den Bedingungen gegenwärtiger Arbeitsalltage wird es zunehmend schwierig, unterschiedliche soziale Ebenen und Rollen zu integrieren. Kohärente und stabile Rollenmodelle und Identitätswürfe – als Berufstätige, als Partnerin, als Mutter – funktionieren in den Alltags der Gegenwart immer weniger. Während Männer sehr viel länger und erfolgreicher diese Problematik postindustrieller Lebensführung ausblenden konnten und können, mussten und müssen sich Frauen biografisch früher und nachhaltiger mit diesen Friktionen auseinandersetzen. Dies dürfte eines, unter vielen anderen Motiven sein, warum Frauen die Lebensgeschichten anderer (Frauen) gerne lesen, warum Frauen insgesamt gerne und mehr lesen als Männer. Lesen und Literatur (in einem allgemeinen Sinne) kann da für Vieles stehen: „Die Literatur aber ist eine der effizientesten Formen der Bewirtschaftung von Zeit: Sie ist auch nachholende Welterfahrung, Erprobung fremder Lebensverhältnisse, eine Schule der Lebensklugheit und ein zweiter Bildungsweg des literarischen Intellekts.“²²

Freilich steht den Leserinnen – mehr noch als den Lesern – das Ideal der Selbstverwirklichung immer wieder im Weg; die Verquickung des therapeutischen mit dem feministischen Narrativ spielt hier eine nicht unwichtige Rolle. Für Jean-Claude Kaufmann führt dieses Dilemma für Single-Frauen nicht selten in eine „Flugbahn der Autonomie“²³.

III.

In der „Aufmerksamkeit auf das Leben“²⁴, wie Henri Bergson das Phänomen (Auto-)Biografie charakterisiert, treffen sich Alltags-, Medien- und Wissenschaftskulturen. Wie an keiner anderen Ausdrucksform ließen sich an den zeitgenössischen Formen und Konjunkturen der Selbstthematizierung und des Umgangs mit (auto-)biografischen Materialien und Techniken die Mechanismen des Kulturtransfers²⁵ studieren – auch deshalb, weil heute die Wechselbeziehung zwischen dem an das Subjekt gebundenen „Funktionsgedächtnis“²⁶ und dem Gedächtnis zweiter Ordnung, dem „Speichergedächtnis“²⁷, etwa der Geschichtswissenschaften, zunehmend enger wird. Nicht von ungefähr stellt Aleida Assmann in ihrer Definition der beiden Begriffe diesen in engem Bezug zueinander vor.

Wenn Manfred Schneider von den „Politiken der autobiographischen Archive“²⁸ berichtet, davon also, wie zwischen 1800 und 2000 Autobiografien in spezifischen Logiken und

Ordnungen organisiert wurden und worden sind, so ist dies die eine Seite der Geschichte der Archivierung von Autobiografien. Auf der anderen Seite aber ist und bleibt auch ein Speichergedächtnis wie das Archiv, darauf verweist Assmann mit Nachdruck, ein „Repertoire verpaßter Möglichkeiten, alternativer Optionen und ungenutzter Chancen“²⁹, dies umso mehr, als sich deren Zahl und Varianten im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts in dramatischer Weise vervielfältigt und ausdifferenziert haben.

Auch wenn für jedes Archiv die Frage nach Interessenlagen und Machtstrukturen, wie sie etwa in der Auswahl von Dokumenten manifest werden, zu stellen ist, so verschieben sich die Akzente, wenn ein Archiv als Datenbank mit Internetportal konfiguriert ist. Die entscheidend neue Qualität dieses Speichergedächtnisses ist dessen offene Architektur und damit die allgemeine Verfügbarkeit im Format eines interaktiven Mediums. Zwar bleibt eine spezifische Eigengesetzlichkeit der über die Datenbanken einseh- und abfragbaren Dokumente erhalten; sie werden zunächst und grundsätzlich als verlässliche und sichere Daten angesehen und erfüllen somit Funktionen in einem bestimmten Diskurssystem. Doch erlaubt das Prinzip Datenbank unterschiedlichste Umgangsweisen mit dem hier präsentierten Wissen. Denn es ermöglicht eine individuelle Auswahl und Montage vor dem Hintergrund spezifischer Interessen und Intentionen. Datenbanken unterstützen das, was bereits in und mit Archiven herkömmlicher Ordnung grundsätzlich möglich und auch zu beobachten war, etwa bei Familienforschern und Genealogen: die selbstbewusste Aneignung und Verfügung, die Subjektivierung von zunächst kollektivem und kontrolliertem Wissen.

In dieser Perspektive können Datenbanken wie „biografA“ anderes und mehr als die wissenschaftliche Arbeit in den klassischen Formaten des Buches oder des Aufsatzes leisten. Über das Themenfeld der Biografien von Österreicherinnen stellen sie die Verbindung her zwischen unterschiedlichen Alltags- und Wissenschaftskulturen, die wiederum durch Abfragen und Ergänzungen zur Erweiterung und Vernetzung des biografischen Wissens beitragen. So, vielleicht nur so kann *Interesse* entstehen.

ANMERKUNGEN:

- 1 Siegfried Kracauer: Die Biographie als neubürgerliche Kunstform [1930]. In: Ders.: Das Ornament der Masse. Essays. Frankfurt/M. 1977, S. 75-80, hier S. 75.
- 2 Kracauer (wie Anm. 1), ebd.
- 3 Georg Seeßlen: BIOGRAPHY®. *Das Bürgerspiel*. In: Wespenest Nr. 117, 1999, S. 66-69.
- 4 Vgl. Peter Alheit: „Individuelle Modernisierung“ – Zur Logik biographischer Konstruktion in modernisierten modernen Gesellschaften. In: Stefan Hradil (Hg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. Frankfurt/M., New York 1997, S. 941-951, S. 943.
- 5 Richard van Dülmen: Die Entdeckung des Individuums. 1500-1800. Frankfurt/M. 1997, S. 12.

- 6 Peter Gay: Die Macht des Herzens. Das 19. Jahrhundert und die Erforschung des Ich. München 1997, S. 11.
- 7 Eva Illouz: Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. *Adorno-Vorlesungen 2004*. Institut für Sozialforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main. Frankfurt/M. 2006, S. 12.
- 8 Illouz (wie Anm. 7), S. 12.
- 9 Armin Nassehi: Wasser auf dem Mars, Leben auf der Erde. Warum die Sozialwissenschaften nützlicher sind, als ihre Kritiker ahnen. In: Die Zeit vom 06.05.04, Nr. 20, <http://www.zeit.de/2004/20>, Zugriff am 06.05.2004.
- 10 Vgl. Klara Löffler: Anwendungen des Biographischen. Sondierungen in den neuen Arbeitswelten. In: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Biographie- und Erzählforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann zum 65. Geburtstag*. Berlin 2004, S. 183-197.
- 11 Illouz (wie Anm. 7), u.a. S. 43.
- 12 Michel Foucault: Technologien des Selbst. In: Ders., Rux Martin, Luther H. Martin, u. a.: *Technologien des Selbst*. Frankfurt/M. 1993, S. 24-62, hier S. 26.
- 13 Reinhard Sieder: Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften. In: Ders.: *Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften*. Wien 2004, S. 15-59, hier S. 32.
- 14 Vgl. Titel Jean-Claude Kaufmann: *Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität*. Konstanz 2004.
- 15 Vgl. Kaufmann (wie Anm. 14), S. 166.
- 16 Vgl. dazu Kapitel „Heraustreten aus sich Selbst“ bei Kaufmann (wie Anm. 14), S. 171-175.
- 17 Mario Erdheim: Klatsch und Tratsch. In: *Kursbuch Juni 2002*, S.179-189, hier S. 182.
- 18 Rainer Traub: Das Dilemma der Biografen. In: *Spiegel Special* Nr. 5, 2007, S. 7-10, hier S. 7.
- 19 Als typisches Beispiel die Seite „Auf meinen Spuren“ von drei Therapeuten bzw. Therapeutinnen angeboten: <http://www.biographiearbeit.org>, Zugriff am 13.02.08
- 20 Illouz (wie Anm. 7), S. 30.
- 21 Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim: *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/M. 1990, S. 7-19.
- 22 Thomas Steinfeld: *Damenwahl. Zwei Drittel aller Leser sind heute Leserinnen*. In: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 223, vom 27./28.09.2003, S. 1.
- 23 Jean-Claude Kaufmann: *Singlefrau und Märchenprinz. Warum viele Frauen lieber allein leben*. München 2006, S. 191-193.
- 24 Henri Bergson, zit. nach Peter Matussek: *Aufmerksamkeit*. In: Nicolas Pethes, Jens Ruchatz (Hg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*. Reinbek b. Hamburg 2001, S. 59f, hier S. 60.
- 25 Vgl. Rolf Lindner: *Kulturtransfer. Zum Verhältnis von Alltags-, Medien- und Wissenschaftskulturen*. In: *Berliner Journal für Soziologie* 4 (1994), H. 2, S. 193-202.
- 26 Zu den Begriffen und zur Unterscheidung zwischen Funktionsgedächtnis und Speichergedächtnis Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München (3. Aufl.) 2006, S. 133-145.
- 27 Assmann (wie Anm. 26), ebd.
- 28 Manfred Schneider: *Politik der Lebensgeschichte um 1800 und das autobiographische Wissen im Theoriedesign des 20. Jahrhunderts*. In: Joseph Vogl (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München 1999, S. 267-288.
- 29 Assmann (wie Anm. 26), S. 137.

INGRID ROITNER

HELENA ANTONIA AUS LÜTTICH EINE VIRGO BARBATA AM HOF DER ERZHERZOGIN MARIA IN GRAZ († 1608)*

Seit Ende 2002 erfuhr der Schwerpunkt Mittelalter und Frühe Neuzeit durch die Mitarbeit der Autorin eine wesentliche Erweiterung.¹ Aus diesem Bereich soll hier eine Frau vorgestellt werden, die erst 2007 in das Projekt „biografIA“ Aufnahme fand, Helena Antonia aus Lüttich, die zur *familia*² der Erzherzogin Maria von Innerösterreich³ (1551-1608)⁴ in Graz gehörte, und als *virgo barbata* eine Berühmtheit ihrer Zeit war und bis ins 19. Jahrhundert als Kuriosität bekannt war. In der Gegenwart ist sie im allgemeinen Bewusstsein nicht mehr präsent, findet aber in Abhandlungen Erwähnung, die aus medizinhistorischer Perspektive das Phänomen des Hirsutismus beleuchtet, der übermäßigen Behaarung der Frau im Gesicht und am Körper, die heute von Fachärzten diagnostiziert und therapiert wird.⁵

In ihrer Dissertation über Erzherzogin Maria machte Johanna Wehner auch auf Helena Antonia aufmerksam: „Am Hofe Marias soll auch eine bärtige Jungfrau, Helena Antonia aus Lüttich, erzogen worden sein.“⁶ Dem bibliografischen Hinweis bei Fritz Popelka in seiner Geschichte der Stadt Graz, ging sie aber nicht weiter nach. Josef von Zahn hatte nämlich 1882 auf einen Kupferstich von Dominik Custos Dominik (auch Domenik) Custos (um

1559/60-1615)⁷ der Helena Antonia, im Landesarchiv in Graz aufmerksam gemacht. Der von Custos signierte Stich zeigt eine Person mit grobem männlichem Gesicht und dichtem Bartwuchs und weiblicher Statur in Ganzkörperfigur, gekleidet im Stile einer adeligen Dame oder Hofdame ihrer Zeit.⁸ Die rechte Hand ruht auf einer Stuhllehne. Dem Bild ist folgende lateinische und deutsche Legende beigefügt: *Helena Antonia nata in Archiepiscopatu Leodicensi. Æt(ate) suæ XVIII a Ser(enissi)ma Arciducissa Aust(riæ) Maria vidua Græcij educata. Helena Antonia geboren im Ertzbistum Littich Ihres alter 18 jar Ertzoge zue Grätz etc.*⁹ Mit dem Befund, dass der Kupferstich das einzige Zeugnis der Existenz der Helena Antonia am Grazer Hof war, gab ich mich zufrieden, denn auch Josef von Zahn merkte weiter an „Ihr Name und ihre Stellung wird, soviel bekannt, nirgends sonst erwähnt.“ Indirekt wurde dieser Befund durch Johanna Wehner, die im Rahmen ihrer Dissertation umfangreiche Archivstudien betrieb und auch der personellen Umgebung Marias Beachtung und Dokumentation zuteil werden hatte lassen, bestätigt.¹⁰ Erst ein zufälliger Fund des Nachtrags zum Bild von Josef von Zahn aus dem nachfolgenden Jahr (1883) in eben derselben Zeitschrift mit wei-

teren bibliografischen Angaben zu Quellen und einem Porträt Helenas von Friedrich Wonna ließen mich die Recherchen erneut aufnehmen.¹¹

Helena Antonia ist in gutes Beispiel dafür, wie schwierig es für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit ist, biografische Daten für eine Person zu erheben und deren Lebensumstände näher zu beleuchten, noch dazu, wenn es sich nicht um eine Person handelt, auf die das Klischee Herrscherin oder Heilige zutrifft, wenngleich dies auch in solchen Fällen nur sehr selten möglich ist. Im Folgenden soll veranschaulicht werden, dass es sich lohnt, solche mühevollen und zeitraubenden Arbeiten auf sich zu nehmen, und das durchaus mehr Licht ins Dunkel um die Person der Helena gebracht und die Frage einer Beantwortung zugeführt werden kann, wie eine Frau, aus heutiger Sicht mit einem körperlichen Makel behaftet, in den Hofdienst einer Fürstin kommt.

VON LÜTTICH NACH GRAZ

Das einzige bislang bekannte schriftliche Zeugnis über ihre Herkunft und ihren Werdegang bietet ein Brief in italienischer Sprache des Gisbert Voß von Vossenburg († nach 1629), des nachmaligen kaiserlichen Rates,¹² den Markus Anton Olmo in sein Werk „*Physiologia barbae humanae*“, das in erster Auflage in Bologna 1602 und in zweiter 1603 erschienen war, inseriert hatte.¹³ Olmo schickt sich an, in seinem Werk zeitgenössische Frauen mit Bartwuchs zu verzeichnen und nennt allen voran Helena Antonia, der nun, so merkt er an, von der durchlauchtigsten Königin von Spanien, der Tochter der Erzherzogin Maria von Österreich in Graz, Unterhalt gewährt wird.¹⁴ Im Anschluss daran fügt er den Brief, ein Antwortschreiben von Gisbert Voß an ihn, Olmo, an.¹⁵ Wie aus den Ausführungen nach dem Inserat des Briefes weiter hervorgeht, hatte Olmo anscheinend einen Kupferstich von Helena Antonia 1597 in Brescia erworben¹⁶ und aus der Art der Abfassung des Briefes, lässt sich schließen, dass Olmo sich offenkundig an Voß gewandt hat, um Näheres über ihre Person zu erfahren und um seine fachliche Beurteilung zu diesem Fall einzuholen.

Gisbert Voß wusste zu berichten, dass Helena nun 20 Jahre alt sei, ein völlig männliches Gesicht und einen kastanienbraunen, fast schwarzen dichten Vollbart habe, der bis zur Taille herabreiche. Dieser habe zur Verwunderung ihrer Eltern zu sprießen begonnen, als sie im Alter von neun Jahren war. Als diese ihn rasierten, wuchs der Bart von Neuem. Da die Eltern arm waren, vertrauten sie die Tochter dem Bischof von Lüttich in Flandern und dann Erzbischof von Köln, Herzog Ernst von Bayern,¹⁷ der sie seiner Schwester, der erlauchtesten Erzherzogin Maria und Mutter der spanischen Königin Margarete, mit der Helena einige Jahre erzogen wurde, schenkte.¹⁸

In sieben Punkten fasst Gisbert Voß den Befund zusammen:

I. Ihr Bart ist stark, voll und dicht, ein Schnurrbart über dem Mund und dichter Bartwuchs auf beiden Seiten der Wangen und um das Kinn herum.

II. Die Brust ist klein.

III. Die Menstruation ist bis dato nicht eingetreten.

IV. Sie erfreut sich bester Gesundheit und ist unbeschwerter Gemüts.

V. Sie hat eine äußerst gutartige Natur, sie ist sehr lebenswürdig und ruhig, von guter Auffassungsgabe, ist aber nicht sehr scharfsinnig.

VI. Sie ist von mittlerer Größe, stämmig und wohl proportioniert.

VII. Angaben zu ihrem Geburtsdatum macht sie keine, sie könnte sie auch vergessen haben.¹⁹

Voß beendet sein Schreiben mit dem Hinweis, falls Olmo noch mehr wissen wolle, könne er ihn in Mailand antreffen, wohin er sich begeben und (wo er) mit der durchlauchtigsten Königin und ihrer Mutter sei.²⁰ Diese Angaben weisen auf die Reise der Erzherzogin Margarete²¹ in Begleitung ihrer Mutter nach Spanien 1598/99 anlässlich ihrer Heirat mit dem spanischen Thronfolger Philipp. Die Reise ist recht gut dokumentiert. Der Brautzug brach am 30. September 1598 in Graz auf; erst Ende August 1599 war Erzherzogin Maria wieder in Graz.²² Da Philipp II. (1527-1598) am 13. September 1598 starb²³ – die Nachricht vom Tod des Monarchen erreichte Maria und Margarete in Villach –²⁴ wurde aus der Vermählung mit dem Kronprinzen eine Hochzeit mit dem spanischen König.²⁵ Margarete und Maria hielten sich mit ihrem Gefolge vom 30. November bis zum 3. Februar 1599 in Mailand auf.²⁶ Der Brief des Dr. Voß datiert *Di Gratz 1599*,²⁷ und das ergibt einige Ungereimtheiten.

Von den Briefen, die Erzherzogin Maria während dieser Reise an ihren Sohn, den damaligen Erzherzog und späteren Kaiser Ferdinand II. (1578-1637)²⁸ schrieb, haben sich 46 erhalten.²⁹ Die Erzherzogin erwähnt des Öfteren einen *Doctor*,³⁰ doch ist nicht mit letzter Sicherheit zu sagen, ob sie damit auch jeweils Gisbert Voß meint, denn die Reise begleitete auch ein anderer Arzt, nämlich Giovanni Battista Clario († 1615). Er war der Sohn des Leibarztes Erzherzog Karls II. von Innerösterreich (1540-1590),³¹ Leonardo Clario († 1599). Der in Udine um 1570 geborene Giovanni Battista Clario hatte in Padua Medizin studiert und trat 1599 in Graz die Nachfolge seines Vaters als *medicus aulicus* ohne Gehalt an. Er machte eine beachtliche Karriere. 1600 wurde er zum Leibarzt Ferdinands berufen und 1609 in den Adelsstand erhoben. Aus seiner umfangreichen Bibliothek befinden sich noch heute über 60 Bücher in der Universitätsbibliothek in Graz.³² Giovanni Battista Clario hat auch einen Bericht in italienischer Sprache über die Reise des Brautzugs von Graz über Klagenfurt, Villach, Lienz, Brixen und Bozen nach Trient verfasst. Den weiteren Verlauf der Reise zunächst nach Ferrara und dann weiter nach Spanien hätten Clarios Angaben zufolge andere bereits mit größerer Sorgfalt aufgeschrieben. Sein Bericht trägt das Datum 20. März 1600. Gewidmet ist seine kleine Schrift Erzherzog Maximilian Ernst, dem Hoch- und Deutschmeister (1583-1616), Margaretes Bruder.³³ In einem Brief der Erzherzogin Maria an ihren Sohn Ferdinand, der schon auf der Rückreise von Spanien in Italien geschrieben wurde, ist Gisbert Voß explizit genannt. Viele von Marias Mitreisenden waren an Fieber erkrankt und Marias Befürchtungen, dass auch sie und der sie begleitende Arzt davon befallen werden könnten,³⁴ waren Dr. Voß betreffend wahr geworden; er

musste in Mantua zurückbleiben. Maria beklagt sich im Schreiben an ihren Sohn: *Klag Dir treulich, dass ich Pater Johannes in Bologna am Fieber gelassen hab (ist sehr krank gewest) und den Doctor Gisbert zu Mantua, auch im Fieber, dass ich den geistlich und leiblichen Arzt hab hinten lassen.*³⁵ Während ihres Aufenthaltes in Mailand im Dezember 1598 entließ die Erzherzogin einen Teil ihres Gefolges und schickte die Leute nach Graz zurück.³⁶ Den *Doctor* hatte sie bei sich gelassen.³⁷ Da der von Olmo zitierte Brief des Dr. Voß in Graz 1599 abgefasst ist und er seinem italienischen Kollegen Olmo mitteilt, er könne ihn in Mailand bei der spanischen Königin und ihrer Mutter antreffen, ist es als möglich und durchaus als wahrscheinlich zu erachten, dass Dr. Gisbert Voß erst 1599 kurz vor der Weiterreise nach Spanien in Mailand zum Hochzeitszug stieß und Dr. Clario ablöste. Dr. Clario befand sich nämlich im Februar 1599 in Graz und gab dort eine Supplik ein, die auch die Kosten der Reise nach Italien betrafen.³⁸ Giovanni Battista Clario kann auch als möglicher Mittelsmann zwischen Olmo und Voß gelten. Vielleicht hatte sich Olmo zunächst an Clario gewandt, der zunächst die Reise der Erzherzogin und ihrer Tochter begleitete, möglicherweise kannten sie sich aus Padua, wo Clario studiert hatte. Auch Olmo hatte Verbindungen zu Padua. Er bezeichnet sich im Titelblatt der Ausgaben seines Werkes als *Marcus Antonius Vlmus Patavinus, Philosophus, et Medicus Bonon(iensis)*.

Die Angabe Olmos, dass Helena nun im Dienste der spanischen Königin stehe, kann keinen Wahrheitsgehalt beanspruchen. Denn unter den Dienerinnen, die Erzherzogin Maria in einem Brief aus Spanien 1599 grüßen lässt, erscheint nicht nur eine Helena, eine *parttet Hellena* ist auch in den Hofstaatslisten des Grazer Hofes 1598 und 1600-1607 verzeichnet.³⁹ Vielleicht hat Markus Anton Olmo Helena Antonia mit einer anderen bärtigen Frau verwechselt, die sich seit 1590 am Königshof in Spanien aufgehalten haben soll, nämlich Brigida dal Rio, bekannt als bärtige Frau von Peñaranda. Von ihr existiert ein Ölgemälde von Juan Sánchez Cotán († 1627) aus dem Jahr 1590.⁴⁰

DER KUPFERSTICH DES DOMINIK KUSTOS UND WEITERE BILDICHE QUELLEN

Die zweitwichtigste Quelle für Helenas Leben am Grazer Hof ist der bereits erwähnte Kupferstich von Dominik Custos († 1615). Diesem Kupferstich verdankt Helena Antonia vor allem ihre Berühmtheit. Einen solchen hatte Olmo, wie bereits erwähnt, 1597 in Brescia erworben und ihn vermutlich veranlasst, Erkundigungen über sie in Graz einzuholen. Aus der Legende geht hervor, dass sie zum Zeitpunkt, da Custos den Stich fertigte, 18 Jahre alt war. Für die Datierung des Bildnisses ist demnach diese Angabe *terminus ante quem*.

Der Stadtarzt von Freiburg im Breisgau Johannes Schenk von Grafenberg (1530-1598) beruft sich auf ihn und zitiert die Legende, wenn er Helena in seinem 1584-1597 erstmals in Basel erschienenen und sieben Bände umfassenden Werk über die Krankheiten der einzelnen Körperteile, als Fall anführt. Das Werk wurde im 17. Jahrhundert

mehrfach aufgelegt.⁴¹

Max Bartels hat das Werk Johann Georg Schencks noch im 19. Jahrhundert in seinen Abhandlungen „Ueber abnorme Behaarung beim Menschen“ herangezogen, um auf Helena zu verweisen. Für ihn war es das älteste bekannte Bildnis einer bärtigen Frau. Den Kupferstich hat er im Kupferstichkabinett in Berlin eingesehen,⁴² wo sich auch heute noch ein Exemplar befindet.⁴³

Auch in das Lehrbuch der Anatomie seines Vaters Caspar Bartholin (1585-1629), das der berühmte dänische Arzt Thomas Bartholin (1616-1680) neu und verbessert herausgegeben hat und erstmals 1641 in erster und 1672 in vierter Auflage erschienen war,⁴⁴ fand Helena Eingang. Doch sind die Angaben, die er zu ihrem Lebensumfeld macht, sehr vage, und es mutet sonderbar an, dass er sie ein Mädchen von dreißig Jahren nennt.⁴⁵ Woher er seine Kenntnisse von ihr hat, ist unklar. Weder lassen sich eine Kenntnis des Kupferstiches von Dominik Custos noch das Werk von Olmo explizit nachweisen.

Auch im bedeutendsten Lexikon des 18. Jahrhunderts, dem Universallexikon von Johann Zedler, ist Helena verzeichnet. Den Angaben ist zu entnehmen, dass die Kenntnisse über sie wahrscheinlich aus dem Werk des Markus Anton Olmo bezogen wurden.⁴⁶

Der Kupferstich dürfte weit verbreitet gewesen sein. Der Kupferstich in der Porträtsammlung des Steiermärkischen Landesarchivs in Graz wurde bereits eingangs erwähnt. Allerdings ist er nicht mehr auffindbar.⁴⁷ In Wien befinden sich jeweils ein Exemplar im Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek⁴⁸ und in der Albertina.⁴⁹ Leider sind aber die näheren Umstände der Entstehung des Stiches bislang nicht geklärt. Es ist auch nicht bekannt, wer den vor allem für Erzherzog Ferdinand II. von Tirol und auch seit 1607 für Kaiser Rudolf II. in Prag tätigen, aus Antwerpen stammenden Augsburger Stecher und Verleger⁵⁰ den Auftrag gegeben hat, Helena ins Bild zu setzen. Das gesamte Werk von Dominik Custos harrt in der kunstgeschichtlichen Forschung noch der Aufarbeitung.⁵¹

Die Österreichische Nationalbibliothek verfügt darüber hinaus über einen Kupferstich von Giovanni Orlandi (um 1590-1640) aus Rom mit der folgenden Bildlegende in italienischer Sprache: *Helena Antonia nata in Germania nel' Archiepiscopato Leodiense del' Eta sua de XVIII anni Giovanni Orlandi forma Roma.*⁵² Vorlage dafür dürfte der Stich von Custos gewesen sein; die Abbildung ist identisch, nur seitenverkehrt. Auch hier wären die näheren Umstände von Zeitpunkt, Auftraggeber, Interessentenkreis und Verbreitung noch zu erhellen.

Neben den Kupferstichen von Dominik Custos bzw. Giovanni Orlandi sind weitere Bilder von Helena Antonia bekannt. Am 14. März 2006 wurde auf Burg Trausnitz in Landshut, einer Dependence des Bayerischen Landesmuseums in München, ein Ölbild mit dem Porträt einer bärtigen Frau der Öffentlichkeit präsentiert, das bislang im Depot des Museums lagerte. Das Brustbild zeigt eine Person mit Schnurrbart und Bartwuchs seitlich an den Wangen und am Kinn. Sie trägt ein Spitzenhäubchen und eine Halskrause. Das Bild trägt am oberen Rand eine Inschrift: *Helena, ex familia Ser(enissi)ma Dvcissæ Bavarizæ, A(nn)o 1595, ad*

vivum et naturaliter depicta, et delineata. Darob wurde die Porträtierte für eine „Prinzessin Helena von Bayern“ gehalten, deren Existenz allerdings nicht nachgewiesen werden konnte. Es war gelungen, die Dargestellte mit Helena Antonia zu identifizieren. Im Verzeichnis der Münchner Kunstkammer von 1598 ist das Bild vermerkt, zusammen mit drei anderen Bildern von zwei anderen Frauen, deren besonderes Merkmal eine starke Behaarung im Gesicht bzw. ein Bart war, nämlich als ein eine *Junckfraw Galeckha von Lüttich*.⁵³ Der Maler des Bildes, als dessen Entstehungsort Graz vermutet wird, ist unbekannt. Das Bild war wahrscheinlich ein Geschenk der Erzherzogin Maria von Innerösterreich an ihren Bruder Herzog Wilhelm V. von Bayern (1548-1626; reg. 1579-1597)⁵⁴ in München.⁵⁵ *Galeckha* ist als Herkunftsbezeichnung anzusehen und verweist auf einen galizischen Hintergrund Helenas bzw. ihrer Familie.⁵⁶

Das Bild wirft auch ein Schlaglicht auf die Mentalität der Zeit. Das 16. Jahrhundert war nicht nur die Zeit, die mit ihrem Interesse an allem Außergewöhnlichen und -natürlichen zur Entstehung der großen Kunst- und Wunderkammern an den europäischen Fürstenhöfen beitrug, in denen *artificialia*, *naturalia* und *mirabilia* und je nach Schwerpunkt auch *exotica* und *scientificia* gesammelt wurden,⁵⁷ sondern auch der Mensch war zum Sammelobjekt geworden.⁵⁸ An den Höfen waren geistig und körperlich deviante Menschen wie Narren und Närrinnen, Riesen, Zwerge und Zwerginnen, aber auch Menschen anderer Hautfarbe und exotischer Herkunft wie Mohren und Mohrinnen, Türken und Türkinnen anzutreffen, die im Dienste von Fürst und Fürstin standen, zur Belustigung der Hofgesellschaft dienten, in theatralischen und musikalischen Aufführungen bei Festen zum Einsatz kamen, aber auch als lebende Demonstrations- und Prestigeobjekte fürstlicher Macht- und Prachtentfaltung fungierten. Sie wurden an andere Höfe vermittelt, verschenkt und weitervererbt.⁵⁹ Zahlreiche Bilder, mitunter die einzigen Hinweise zu ihrer Person, zeugen von ihrer Existenz.⁶⁰

Als Bildnisse von „Wundermenschen“ fanden solche Porträts von wirklich lebenden Narren, Riesen, Zwergen, Menschen mit übermäßiger Behaarung und anderen besonderen Merkmalen Aufnahme in die Kunstkammern, wo sie mit Herrscherporträts, Porträts von Angehörigen der Familie, Mitgliedern anderer Fürstenhäuser, herausragenden Persönlichkeiten wie bildende Künstler, Dichter und Denker, berühmten Feldherren und Entdeckern eine friedliche Koexistenz bildeten.⁶¹

Am Hof Herzog Wilhelms V. von Bayern in Landshut auf Burg Trausnitz tummelten sich zahlreiche solcher außergewöhnlichen Menschen. Neben Narren und Zwergen, scharte er auch Mohren und Türken um sich.⁶² Seine Schwester Maria in Graz dürfte ganz im Stille der Zeit diese Vorlieben und Interesse mit ihm geteilt haben. Auch in ihrem Hofstaat befinden sich eine Zwergin namens Sophia und eine Türkin namens Maria.⁶³ Sie selbst bemüht sich für ihre Schwägerin in München, Wilhelms Frau Renata, eine Närrin ausfindig zu machen und schickt ihr Christina, eine alte Närrin, die sie prüft und dann für gut befindet.⁶⁴ Als ihre eigene Närrin Mail stirbt, ist sie sehr betroffen.⁶⁵

Herzog Wilhelms Interesse für menschliche Wunder der

Natur ist es letztlich auch zu verdanken, dass sich Porträts von dem als Haarmenschen berühmten Pedro und seiner zwei ältesten Kinder heute in der Ambrasers Kunstsammlung befinden. Pedro Gonzalez gilt als der älteste dokumentierte Fall von *Hypertrychochis universalis congenita*, auch als „Ambras-Syndrom“ bekannt. Symptom dieser genetisch bedingten Krankheit ist eine seit der Geburt existierende starke Behaarung von Gesicht und Körper. Der um 1537 auf der Kanarischen Insel Teneriffa geborene, hispanisierte und getaufte Don Pedro war um 1537 unter nicht geklärten Umständen als Geschenk an König Heinrich II. von Frankreich (1519-1559) gelangt. Am französischen Königshof erhielt er eine gute Erziehung, und dort wurde auch die Heirat mit der vermutlich aus Paris stammenden Catherine arrangiert, die nicht von dieser starken Behaarung betroffen war. Der sehr kultivierte „Don Pedro“ stand bis Ende der 1580er im Dienste des Königshofes als „sommelier de panneterie bouche“, dann wird die Familie an den Herzog von Parma verschenkt. Pedro Gonzales starb nach 1617, sein genaues Todesdatum ist nicht bekannt, in Capidomente am See von Bolsena, wo auch seine Frau am 5. Juni 1623 ihr Leben beschloss. In Italien hatte sein ältester Sohn Henri (Enrico) (um 1580-1656) durch Finanzgeschäfte den sozialen Aufstieg geschafft.⁶⁶

Herzog Wilhelm war dank seiner Beziehungen zum französischen Königshof um 1580 in den Besitz von Zeichnungen der Köpfe von Pedro Gonzalez, seiner Frau und der beiden ältesten Kinder Henri (Enrico) und Madeleine (Madalena) (um 1575-1642) gelangt, nach denen er von einem Münchner Maler ganzfigurige Porträts herstellen ließ. Kleinformatige Brustbilder der Familie Gonzales waren als Geschenk nach Graz an seine Schwester Maria und ihren Mann Erzherzog Karl gelangt, wie aus überlieferten Brieffragmenten einer Korrespondenz zwischen Wilhelm und seinem Schwager und seiner Schwester aus dem Frühjahr 1583 hervorgeht. Das Erzherzogspaar hatte Gefallen und Interesse an diesen Bildern gefunden. Sie wollten mehr Informationen über die Familie und erbaten Porträts in ganzer Figur, die Wilhelm versprach, herstellen zu lassen und zu schicken.⁶⁷ In Graz haben sich allerdings keine Bilder erhalten, weder die kleinformatigen Tafeln noch die versprochenen ganzfigurigen Porträts. Die vier großen Münchener Bildnisse der Familie Gonzales dürfte der bayerische Herzog später seinem an Kuriositäten ebenso interessierten Neffen Erzherzog Ferdinand II. von Tirol (1529-1595)⁶⁸ vermacht haben. Er hatte sich um 1580 auf Schloss Ambras bei Innsbruck seine berühmte Kunst- und Wunderkammer eingerichtet. Pedro Gonzales und seine Kinder werden in ganzer Figur gezeigt, während die Mutter der beiden nur zu drei Viertel mit leicht nach links gedrehtem Oberkörper abgebildet ist.⁶⁹ Nach der Vorlage diese Bilder aus dem Besitz Wilhelms hat Ferdinand dann auch noch kleinformatige Brustbilder der Familie herstellen lassen.⁷⁰

Der Briefwechsel zwischen Herzog Wilhelm von Bayern und dem innerösterreichischen Erzherzogspaar bezeugt das große Interesse, das Maria und ihr Mann an Menschen mit abnormer Behaarung hatten. Von diesem Interesse dürfte auch Wilhelms und Marias Bruder Ernst, der Lütticher Erzbischof, Kenntnis gehabt haben und Helena an Maria

weitergereicht haben, die wohl zu diesem Zeitpunkt schon Witwe war; Erzherzog Karl war am 10. Juli 1590 gestorben.⁷¹ Das heute in München bzw. in Landshut auf Burg Tausnitz aufbewahrte mit 1595 datierte Bild bezeugt durch seine Legende auch Helenas Anwesenheit am Grazer Hof. Maria wird es wohl eine Freude gewesen sein, die Sammlung bärtiger Frauen ihres Bruders Wilhelm auch mit einem Bild der Helena zu bereichern.

Auf ein weiteres Aquarellbild der Helena macht Christian August Vulpius in der Abhandlung über bärtige Weiber aufmerksam. Er weiß zu berichten, dass sich in der Herzoglichen Bibliothek in Weimar ein Bild befand, das der Weimarer Kanzleivorsteher Friedrich Wonna (1667-1688) kopiert hatte, wie aus der Beischrift zu entnehmen war: *Copiam hanc fecit Fridericus Wonna Saxo Vinariensis(is) Cancellista; d. 17. Jun(ii) 1699*; oben stand zu lesen: *Jungfer Helena Antonia, geböhren im Stift Lüttich*. Es zeigt eine Person mit langem dunklem Bart, der bis zu Brust reicht und einem weiblichen Körper, der bis zur Hüfte abgebildet ist. Das Kleid entspricht auch hier wieder der Bekleidung adeliger Damen. Laut Vulpius war das Kleid, das sie trug, grün. In der Linken hält sie als Ausweis besonderer Eleganz Handschuhe,⁷² die Rechte stützt sie auf einen Tisch. Von diesem Bildnis bringt er einen Stahlstich seiner Abhandlung mit der Bildunterschrift: *Helena Antonia, geböhren im Stift Lüttich. Nach einem Original Gemälde auf der Herzog(lichen) Bibliothek zu Weimar*.⁷³ Die weiteren Informationen über Helena hat er Olmo entnommen.⁷⁴ Über die Vorlage von Wonnas Bildnis bringt er keine Informationen.

Diese Kopie Wonnas scheint auch weit verbreitet gewesen zu sein. 1733 ist ein solches Bild von Helena in der Magdalenenbibliothek in Breslau bezeugt.⁷⁵ Im Nachtrag zu seiner Abhandlung macht Vulpius auf ähnliche Bilder (Kopien) aufmerksam, die sich damals in der Elisabeth Bibliothek in Breslau und „in anderen Häusern“ befunden haben sollen.⁷⁶ In den Beständen der genannten Bibliotheken könnten sich noch Spuren finden, die auf das Original der Kopie(n) bzw. auf die näheren Umstände von deren Entstehung und Verbreitung hinweisen könnten. Ein Exemplar des Bildnisses von Friedrich Wonna befindet sich auch im Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek. Es dürfte einer Ausgabe von Vulpius' Buch der Curiositäten entnommen worden sein; es ist auf blauem Passepartout aufgezogen. Oben in der linken Ecke trägt es den Vermerk K(aiserliche) Akademie.⁷⁷

Die Bildlegende von Friedrich Wonnas Porträt und dessen Kopien lässt keinen Zusammenhang mehr mit Helena Antonia und ihrem Aufenthalt am Grazer Hof der Erzherzogin Maria erkennen; nur ihre Herkunft aus Lüttich blieb noch bestehen. Mit dem Bild in der Magdalenenbibliothek in Breslau war dann auch die Sage verbunden, dass Helena aus Kummer ein Bart gewachsen sei, weil sie kein Mann heiraten wollte.⁷⁸ Es handelt sich hier um eine Umkehrung des Motivs der bärtigen Jungfrau. Geschichten vom wunderbaren Bartwuchs, der die Betroffene so hässlich machte und sie davor bewahrte, eine unerwünschte Heirat einzugehen und es ihr so gestattete, ein Gott geweihtes Leben zu führen, gehen bis ins 6. Jahrhundert zurück.⁷⁹ Seit dem 14. und 15. Jahrhundert hatte sich im deutschsprachigen Raum

der Kult der Heiligen Wilgefortis, auch Ontcommer (die von Kummer Befreiende), Kümmernis etc. ausgehend von den heutigen Niederlanden und Belgien verbreitet. Der Kern der Legende besagt, dass die Tochter des heidnischen Königs von Portugal, heimlich Christin geworden war. Als sie die von ihrem Vater gewünschte Ehe mit dem König von Sizilien eingehen soll, gibt sie sich als Braut Christi zu erkennen. Um ihren Willen zu brechen, lässt der Vater sie einkerkern. Im Gefängnis bittet sie Gott inständig, er möge ihre Jungfräulichkeit bewahren und sie so verändern, dass kein Mann sie mehr begehre. Gott erhört ihre Bitte, und ihr wächst ein langer Bart. Der entsetzte und erzürnte Vater lässt sie hierauf kreuzigen, damit sie so ihrem Bräutigam ähnlich werde.⁸⁰

Vielleicht hatten auch die Eltern Helenas im Sinne, ihre Tochter möge ein geistliches Leben führen, als sie diese dem Lütticher Erzbischof übergaben. Der weltlichen Freuden sehr zugetane Ernst von Bayern aber hat sie seiner Schwester geschenkt, wo sie unter Obhut der streng gläubigen Maria⁸¹ auch ihre Jungfräulichkeit bewahren konnte, jedoch zum Mitglied der Hofgesellschaft geworden war.

Es ist anzunehmen, dass durch weitere Forschungen in den diversen Archiven und Bibliotheken sich Helenas Leben, vor allem ihr Nachleben, noch besser konturieren ließe.

ANMERKUNGEN:

* Ich danke Frau Dr. Vera Hammer, Naturhistorisches Museum, Wien, Frau Mag. Margot Rauch, Kunsthistorisches Museum, Schloß Ambras, Innsbruck, für freundliche Auskünfte. Mein besonderer Dank gilt Frau Dr. Gertrude Jackson, Wien, für die stetige Diskussion des gesamten Fragenkomplexes, für die Hilfe mit dem Italienischen und für eine kritische Lektüre des Textes.

1 Vgl. zum Schwerpunkt auch Ingrid Roitner, Das Projekt biografiA: Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen und der Schwerpunkt Frauen des Mittelalters und der früheren Neuzeit, in: Montfort 56 (2004) S. 243-252.

2 Vgl. zum Begriff *familia* Martin Kintzinger, Art.: Familie [weitere], in: Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Bilder und Begriffe, zwei Teilbde, hrsg. von Werner Paravicini, bearbeitet von Jan Hirschbiegel und Jörg Weitlaufer (Residenzenforschung 15, 1 und 2), Ostfildern 2005, Bd. 1, Sp. 57: „Eine f(ür)s(t)l(iche) Familie war Teil der höf(ischen) Öffentlichkeit. In einem solchen Verständnis begriff(ich) erst seit der Frühen Neuzeit belegt, bedeutete *familia* in der m(itte)l(a)l(terlichen) Gesellschaft zugl(eich) die Gemeinschaft aller im Haus Lebenden, wiederum des Hausvorstandes und seiner leibl(ichen) Verwandten, dann aber auch der Diener und Vertrauten. Dieses Verständnis von Familie bezeichnet die unmittelbare Umgebung des F(ür)s(t)en (*entourage*), deren Zugänglichkeit und Zugehörigkeit – außerhalb verwandtschaftlicher Bindung, aber auch mit dieser überschneidend – durch ein persönliches Vertrauensverhältnis zum Fürsten und durch Funktionen am Hof bestimmt war.“ (Ergänzungen I. R.).

3 Innerösterreich umfasst Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Innerisrien, Fiume, Triest und die habsburgischen Besitzungen in Fraul.

4 Zur Person siehe Friedrich von Hurter, Bild einer christlichen Fürstin. Maria Erherzogin von Österreich, Herzogin von Bayern, Schaffhausen 1960; zu Maria ist auch heranzuziehen Ders., Geschichte Kaiser Ferdinands II. (wie Anm. 28); Johanna Wehner, Maria von Bayern, Erzherzogin von Österreich. Ihr Leben bis zum Tod ihres Gemahls (1590), ungedruckte Diss. phil., Graz 1965;

- Georg Heilingsetzer, Art.: Maria, Gemahlin von Karl II. von Innerösterreich, in: Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon, hrsg. von Brigitte Hamann, Wien 1988, S. 288f.; Hanna Schäffer, Maria von Bayern und die Musik. Musik-Mäzenatentum am bayrischen und am innerösterreichischen Hof, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 83 (1992), S. 205-272; Erzherzogin Maria ist eine bislang in der Forschung in ihrer Bedeutung völlig unterschätzte Person und ihre Biographie ein dringendes Forschungsdesiderat.
- 5 Vgl. Albrecht Scholz, Die bärtige Dresdnerin und andere Bilder des Hirsutismus, in: Aktuelle Dermatologie 31 (2005) S. 171-174, hier S. 173 jedoch ohne Angabe der Quelle.
- 6 Wehner (wie Anm. 4) S. 103.
- 7 Zur Person siehe Claudia Däubler-Hauschke / Friederike Thomas, Art.: Custos (Balten, Custodis, de Coster, de Wachler?), in: Saur allgemeines Künstlerlexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker, begründet und mithrsg. von Günter Meissner, Bd. 23, München [u. a.] 1999, S. 209f. Im Werkverzeichnis bei F. W. H. Hollstein, German Engravings, Etchings and Woodcuts c. 1400-1700, Bd. 6: Cranach – Drusse, hrsg. von K. G. Boon / R. W. Scheller, Amsterdam (o. J.), S. 179-183 ist der Kupferstich der Helena Antonia nicht angeführt.
- 8 Vgl. Annemarie Bönsch, Adelige Bekleidungsformen zwischen 1500 und 1700, in: Adel im Wandel. Politik, Kultur, Konfession 1500-1700. Katalog der Ausstellung, Rosenburg 12. Mai – 28. Oktober 1990, hrsg. von der Kulturabteilung des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung: Schriftleitung Herbert Knittler u. a. (Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Neue Folge Nr. 251, Wien 1990, S. 169-187.
- 9 Joseph von Zahn, Eine Miss Pastrana am erzherzog. Hofe in Graz, in: Steiermärkischen Geschichtsblätter 2 (Heft 4) 1882, S. 258f., Abb. S. 259; Fritz Popelka, Geschichte der Stadt Graz, Bd. 2, Graz 1935; zweite Auflage, Bd. 2: mit den Häuser- und Gasenbuch der Vorstädte am rechten Murer von Hans Pirchegger, Graz 1955, unveränderter Nachdruck Graz/Wien 1960, S. 422; Abb. Tafel 26, Abb. 60.
- 10 Wehner (wie Anm. 4) S. 102 erwähnt Helena unter Berufung auf Fritz Popelka (wie vorige Anm.).
- 11 Joseph von Zahn, Nachtrag zum Bild „Eine Miss Pastrana am erzherzog. Hofe in Graz“, in: Steiermärkischen Geschichtsblätter 4 1883, S. 185 mit Abb. S. 186. Mit „Miss Pastrana“ im Titel wird auf Julia Pastrana aus Mexiko (1834-1860), die an *Hypertrichosis* erkrankte, nicht einmal 1,40 m große sogenannte Affenfrau angepielt, die in den 1850er Jahren auf einer Europatournee zur Schau gestellt wurde.; vgl. Christopher Hals Gylseth / Lars O. Towerud, Julia Pastrana: The Tragic Story of the Victorian Ape Women, Haynes/Sutton 2003 (nicht eingesehen).
- 12 Zur Person siehe Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 51 (1885), Nachdruck Bad Feilnbach 2001, S. 304.
- 13 Marci Antonii Vlmi Patauini Physiologia Barbæ humanæ, Sectio III, c. II, Bononiae 1602, Editio altera Bononiae 1603, S. 307A-C; Gisbertus Vuossius. Historia Helenæ Antoniaë Virginis Barbataë.
- 14 Marci Antonii Vlmi Patauini Physiologia Barbæ humanæ (wie Anm. 13) S. 307A: *Viget adhuc nostra ætate nobilissimum Testimonium Fœminis quoque BARBAM dari; Præcipua est Helena virgo, quæ alitur nunc apud Serenissimam Hispaniarum Reginam, Filiam Archducissæ Mariæ Austriacæ Græcij.* Leider gelang es mir nicht zu Markus Anton Olmo etwas ausfindig zu machen. Johann Heinrich Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 49, Halle/Leipzig 1746, 2. vollständiger photomechanischer Nachdruck, Graz 1994, Sp. 764 (s. u. Ulmus Marcus Anton) führt seine Werke an, bietet aber keine biografischen Daten.
- 15 Marci Antonii Vlmi Patauini Physiologia Barbæ humanæ (wie Anm. 13) S. 307A: *Gisbertus Vuossius cum intellexisset hoc à me susceptum scribendi Argumentum, hæc meis interrogationibus respondebat.*
- 16 Marci Antonii Vlmi Patauini Physiologia Barbæ humanæ (wie Anm. 13) S. 307C: *Huius virginis Effigiem Typis æreis excussam, & vendibilem vidimus, emimusq; Brixiaë anno 1597.*
- 17 Zu Ernst von Bayern (1554-1612), Kurfürst-Erzbischof von Köln (reg. 1583-1612), Bischof von Freising, Hildesheim und Lüttich, Bischof von Münster (reg. 1585-1612) siehe Harm Klueting, Geschichte Westfalens. Das Land zwischen Rhein und Weser vom 8. bis 20. Jahrhundert, Paderborn 1998, S. 121, 132-134, 143; Max Braubach, Art.: Ernst, Herzog von Bayern, Erzbischof und Kurfürst von Köln, in: Neue Deutsche Biographie, 4, Berlin 1959, S. 614f. .
- 18 Marci Antonii Vlmi Patauini Physiologia Barbæ humanæ (wie Anm. 13) S. 307A.
- 19 Marci Antonii Vlmi Patauini Physiologia Barbæ humanæ (wie Anm. 13) S. 307B-C.
- 20 Marci Antonii Vlmi Patauini Physiologia Barbæ humanæ (wie Anm. 13) S. 307C.
- 21 Zur Person siehe Felix Becker, Art.: Margarete von Österreich, Königin von Spanien und Portugal, in: Die Habsburger (wie Anm. 4) S. 278f.; María Jesús Pérez Martín, Margarita de Austria, reina de España, Madrid 1961; Magdalena S. Sánchez, The Empress, the Queen, and the Nun. Women and Power at the Court of Philipp III of Spain (The John Hopkins University Studies 116th Series), Baltimore/London 1998; zur Heirat Margaretes mit Philipp III. von Spanien siehe auch Sabine Weiss, Haus Österreich – Casa de Austria. Habsburgische Familienbeziehungen als Brückenschlag zwischen Österreich und Spanien, in: Die Europapolitik Innerösterreichs um 1598 und die EU-Politik Österreichs 1998. Referate des internationalen Symposions „400 Jahre Europapolitik Innerösterreichs um 1598 und Österreich zur Zeit seiner EU-Präsidentschaft 1998“ vom 29./30. Oktober 1998 in Graz, hrsg. von Othmar Pickl (Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 43), Graz 2003, S. 57-107, hier S. 80ff.
- 22 Vgl. Johann Rainer, „Du glückliches Österreich heirate“. Die Hochzeit der innerösterreichischen Prinzessin Margarete mit König Philipp III. von Spanien 1598/99 (Veröffentlichungen der Historischen Landeskommision für Steiermark. Arbeiten zur Quellenkunde 38), Graz 1998 (Kurzfassung der Darstellung und Itinerar auch, in: Die Europapolitik [wie Anm. 21] S. 19-21); Elisabeth de Felip-Jaud, Der fürstliche Brautzug durch Tirol (1598). Eine Reisebeschreibung, verfaßt von Giovanni Battista Clario, in: Tiroler Heimat 61 (1997) S. 113-145.
- 23 Zur Person siehe Horst Pietschmann, Art.: Philipp II., spanisch Felipe II, der „Kluge“, König von Spanien, von Portugal Filipe I, in: Die Habsburger (wie Anm. 4) S. 385-390.
- 24 Vgl. Rainer (wie Anm. 22) S. 12.
- 25 Zur Person siehe Felix Becker, Art.: Philipp III., „der Fromme“ von Spanien, in: Die Habsburger (wie Anm. 4) S. 390-393.
- 26 Vgl. Rainer (wie Anm. 22) S. 18-20.
- 27 Marci Antonii Vlmi Patauini Physiologia Barbæ humanæ (wie Anm. 13) S. 307C.
- 28 Zur Person siehe grundlegend Friedrich von Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern. Personen-, Haus-, und Landesgeschichte, 11 Bände, Schaffhausen 1850/61; Felix Becker, Art.: Ferdinand II., Kaiser, in: Die Habsburger (wie Anm. 4) S. 109-112.
- 29 Am bequemsten zugänglich in der folgenden Ausgabe: Sechsendvierzig Briefe der Erzherzogin an Ferdinand 1588-1599, hrsg. von Ferdinand Khull, Graz 1898.
- 30 So Brief 5 (Spital, 9. Oktober 1598); Brief 14 (Mailand, 15. Dezember 1598); Brief 15 ((Mailand, 22. Dezember 1598); bereits auf der Rückreise Brief 42 (Bomporto, 17. Juli 1599), Khull (wie Anm. 29) S. 15, 49, 50f.; Hurter, Geschichte Ferdinands II. (wie Anm. 28) Bd. 4, S. 396, Anm. 4 (Beilage 5) und S. 422, Anm. 2 (Beilage 15) identifiziert ihn mit Gisbert Voß, den Leibarzt der Erzherzogin Maria; auch Khull (wie Anm. 29) S. 50, Anm. 11 (Brief 15).

- 31 Zur Person siehe Georg Heilingsetzer, Art.: Karl II., Erzherzog von Innerösterreich, in: Die Habsburger (wie Anm. 4) S. 203-206; zu Karl ist auch heranzuziehen Ders., Geschichte Kaiser Ferdinands II. (wie Anm. 28).
- 32 Zur Person siehe L. Firpo, Art.: Giovanni Battista Clario, in: Dizionario Biografico degli Italiani, hrsg. von Gianni Ballistreri, Bd. 26, Rom 1982, Sp. 138-142; vgl. auch Helfried Valentinitsch, Die Grazer Stadtpfarrkirche zum Heiligen Blut als Begräbnisstätte vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 7/8 (1975) S. 25-63, hier besonders S. 34-37; zusammenfassend auch de Felip-Jaud (wie Anm. 22) S. 123, Anm. 3.
- 33 Giovanni Battista Clario, Relazione delle cose succese nel uiaggio di Graz à Trento della Serm^{ma} Margherita Arcid^{sa} d'Austria, et Sposa dell'invittissimo Re di Spagno Don Filipp iij^o mentre era condotta in Ispagna, ed. und deutsche Übersetzung de Felip-Jaud (wie Anm. 22) S. 126-145; der Bericht ist auch abgedruckt bei Rainer, Du glückliches Österreich (wie Anm. 22) S. 60-75; zu Erzherzog Maximilian siehe Bernhard Demel, Art.: Maximilian Ernst, in: Die Habsburger (wie Anm. 4) S. 366-367.
- 34 Vgl. Brief 42 (Bonport, 17. Juli 1599), Khull (wie Anm. 29) S. 131f.: *Ich lass schier an allen Orten Kranke hinter mir [...] Jetzt stets nur an dem, dass ich und der Docter krank werden.*
- 35 Brief 43 (Valarei, 23. Juli 1599), Khull (wie Anm. 29) S. 133.
- 36 Brief 14 (Mailand, 15. Dezember 1598), Khull (wie Anm. 29) S. 49: *Ich jag Dein Hofgesind alles heim, außer den Küchenmeister, Frankepan, Engeleder Herzenkraft behalt ich mir und den Preiner und Attemis.* Zu den genannten Personen siehe Khull (wie Anm. 29) ebendort, Anm. 7-13.
- 37 Brief 15 (Mailand, 15. Dezember 1598), Khull (wie Anm. 29) S. 50f.: *So zeucht Dein Gesind alles fort außer des Preiners, Athimis, Frankabän, Engeleder Herzenkraft Doctor und etliche Offizier: die behalt ich bei mir.*
- 38 Firpo (wie Anm. 32) Sp. 141; auch Valentinitsch (wie Anm. 32) merkt S. 36 an: „1598 begleitete er die Erzherzoginwitwe Maria zumindest auf einer Teilstrecke ihrer Reise nach Spanien und bewarb sich im folgenden Jahr um eine feste Anstellung als Leibarzt.“ (Leider ohne Angabe des genauen Datums.)
- 39 Der Brief ist ohne Ort und Datum, Khull (wie Anm. 29) Anhang S. 140-142, hier S. 142: In der an ihre Ziehtochter Katerl gerichtete Adresse heißt es: *Grüß mir die Martha, Andtl, Käterl, Weidnerin, Anchtasia, Helena, Agel, Dein Susanna und mein lieben klein Karl.* Wien, Österreichisches Staatsarchiv/Finanz- und Hofkammerarchiv/Archiv der Hofkammer, Niederösterreichische Herrschaftsakten W 61a/36b, Schachtel 789, fol. 701-874: Hofstaat der verwitweten Erzherzogin Maria und der jungen Herrschaft, 1596-1607, hier fol. 748r, 790r, 798r, 805r, 814r, 824v, 832r, 845v, 862r. Leider konnte ich die Hofstaatslisten erst nach Abschluss des Beitrags einsehen und nicht mehr vollständig auswerten.
- 40 Vgl. Victor I. Stoichita / Anne Maria Coderch, Goya. The Last Carnival, London 1999, S. 53f., S. 56 Abb. 23.
- 41 Johanne Schenckio a Grafenberg Observantionvm raram, novarvm, admirabilvm, et monstrosarvm, De barba. Observatio XIV, Francofurti 1600, Tomus I, p. 18: *Helena Antonia nata in Archiepiscopatu Leodiensi, aetatis suae annorum XVIII. a serenissima Archiducissæ Austriæ Maria Vidua Græcii educata, facie et meto Viri instar barbata, mulebri alias habitu. Cuius Eiconem Dominicus Custodis Augustæ affabre in æve excudit. Ex qua charta nos transtulimus. Schenckius.* Hier wird nach der zweibändigen Ausgabe von 1600 zitiert, da mir leider die erste Ausgabe nicht zugänglich war, so konnte ich auch nicht überprüfen, ob Helena bereits in der ersten Auflage erwähnt wird, was für eine genaue Datierung von erheblicher Relevanz wäre. Das Werk wurde in Freiburg 1604, Frankfurt 1609 und 1665 und in Lyon 1644 erneut aufgelegt; zu Person und Werk siehe E. Gurlt, Art.: Johannes Schenck von Grafenberg, in: Biographisches Lexikon der herausragenden Ärzte aller Zeiten und Völker, hrsg. von August Hirsch, 5 Bde. und Erg.bd, 2. Auflage, durchgesehen und ergänzt von W. Haberling / F. Hübotter / H. Vierordt, Berlin/Wien 1928/35, hier, Bd. 5 (1934) S. 64.
- 42 Max Bartels, Ueber abnorme Behaarung beim Menschen, in: Zeitschrift für Ethnologie 8 (1876) S. 110-129, hier S. 127f. (Anmerkung) und 11 (1879) S. 145-194 (zweiter Aufsatz), hier S. 168.
- 43 Berlin, Staatliche Museen, Kupferstichkabinett, Inventarnr. 176-82: ein Erwerbsdatum und eine Provenienz des Blattes ist nicht bekannt. Ich danke Herrn Dr. Michael Roth, Staatliche Museen zu Berlin, Kupferstichkabinett, für freundliche Auskünfte (E-Mail vom 6. Mai 2008).
- 44 Zu den genannten Personen und ihren Werken siehe P. L. Panum, Art.: Bartholinus, Casparius B. sen, in: Biographisches Lexikon der herausragenden Ärzte (wie Anm. 42) Bd. 1 (1929) S. 356-359.
- 45 Thomae Bartholini Casp. Fil. Anatomia, ex Caspari Bartholini Parentis Institutionibus, Omnique Recentiorum et propriis Observationibus Tertium ad sanguinis Circulationem Reformata [...], Hagae-Comitis 1666, p. 305: *Rarum esse quod in Gynæco Archiducissæ Austriæ, visa fuerit juvencula 30 annorum, quae a teneris annis ante mensium eruptionem barbam instar viri promissam cum mystacibus gestaret: [...].* Die Stelle wird auch zitiert in: Jacobi Bürlini, De foeminis ex suppressione mensium barbatis Disputatio medica ad diem 23 Junii A. C. 1664, XI, Altdorfii 1664, p. 8. Die einzelnen Auflagen von Bartholins Werk sowie die Auflage aus der Jakob Bürlin zitiert, konnte ich nicht überprüfen, da sie mir nicht zu Verfügung standen.
- 46 Zedler (wie Anm. 14) Bd. 12 (1735, Nachdruck 1994) Sp. 1235 (s. u. Helena): *Helena (Antonia), eine wunderns würdige Jungfrau, so von der Ertz-Herzogin Maria von Oesterreich Tochter, zu Graitz unterhalten ward, und einen grossen männlichen Bart hatte. Ihr Bildnis ist an. 1597 in Kupfer gestochen worden, darunter folgende Worde zu lesen waren: Helena Antonia nata in Archiepiscopatu Leodiensi aetat. 18. a Serenissima Archiducissa Austr. Vidua Gaercy educata.*
- 47 Graz, Steiermärkisches Landesarchiv, Porträtsammlung, Signatur: Pastrana, Antonia Helena mit dem Vermerk Bartdame; freundliche Mitteilung von Dr. Peter Wiesflecker (Briefe vom 9. Mai 2007 und 23. Jänner 2008).
- 48 Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv, Sign. Pg 164 002: I; der Stich stammt aus der Sammlung Prinz Eugen.
- 49 Wien, Albertina, Inventarnr. DG 19 967 (DI 34a, fol. 36); Das Exemplar stammt aus den historischen Beständen der Sammlung, eine Provenienz ist nicht bekannt. Ich danke Frau Dr. Barbara Dossi, Wien, Albertina, für freundliche Auskünfte (E-Mail vom 7. Mai 2008).
- 50 Vgl. Däubler-Hauschke/Thomas (wie Anm. 7) S. 209.
- 51 Vgl. Walter Dietl, Die Elogien der Ambraser Fürstenbildnisse. Die Kupferstiche des Dominicus Custos (1599). Leben und Werk ihres Autors Marcus Henning (Commentationes aenipontanae 23: Tirolensia Latina 2), S. 8, Anm. 3.
- 52 Wien, Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign. Pg 164 002: Ia; der Stich stammt ebenfalls aus der Sammlung Prinz Eugen. Zu Giovanni Orlandi siehe Lotte Pulvermacher, Art.: Orlandi, Giovanni, in: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, begründet von Ulrich Thieme / Felix Becker unter Mitwirkung von etwa 400 Fachgelehrten bearbeitet und redigiert von H. Vollmer u. a., hrsg. von Hans Vollmer, Bd. 26, Leipzig 1932, S. 47.
- 53 Johann Baptist Fickler, Das Münchner Kunstkammerinventar, hrsg. von Peter Diemer in Zusammenarbeit mit Elke Bujok / Dorothea Diemer, Johann Baptist Fickler. Das Inventar der Münchner herzoglichen Kunstkammer von 1598. Editionsband. Transkription der Inventarhandschrift cgm 2133 (Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse, Abhandlungen, Neue Folge, Heft 125), München 2004, S. 202: Nr. (2870) (2839): *Vier gleiche dafeln, auf der ersten ein nack-*

- hendt Weibsbrustbild mit einem schwarzen bartt, darbei geschriben: Junckfraw Margreth Lechnerin von Lauffen. Nr. 2871 (2840): Auf der andern ein beclaidt Weibsbrustbildt mit einem langen schwarzen bart, auch obgemelts Namens. Nr. 2872 (2841): Auf der 3. Junckfraw Galeckha von Lüttich auch gebartet Nr. 2873 (2842): Auf der 4. Junckfraw Catharina Gansel von Paris, haret et barttet uber das ganz angesicht. Unter einen anderen Gruppe von Bildern findet sich ein weiteres Bild eines Mädchens von 9 Jahren mit auffallender Behaarung: S. 203, Nr. 2880 (2849): *Ein daßl drauf ein jung Mädl von 9 Jaren, haret und barttet, darbey diese schrift: Puella barbata Lusitana, Anno ætatis IX, Christi MDLXI.* Vgl. auch die Forschungen von Anna Koopstra zu dem aus dem Suermondt-Ludwig Museum in Aachen am 6. Juni 1972 gestohlenen, Willem Key (1515/16-1568) aus Antwerpen zugeschriebenen Kopfporträt der bärtigen Margaret Halseber aus Basel gezeigt, von dem mehrere Exemplare im Umlauf waren; eines dieser Bilder wurde am 8. Mai 2008 bei Sotheby's in Amsterdam versteigert. Siehe dazu künftig den Beitrag von Anna Koopstra im Gemäldekatalog zu den Nachkriegsverlusten des Aachener Suermondt-Ludwig-Museums (in Druckvorbereitung für 2008); ich danke Frau Dr. Anna Koopstra, Aachen, mir Einsicht in ihr noch unveröffentlichtes Manuskript gewährt zu haben. Das berühmteste solcher Bilder ist wohl das von Jusepe de Ribeira der stillenden Magdalena Ventura mit Bart von 1631; vgl. Alfonso E. Pérez Sánchez, Art.: The Bearded Women (Magdalena Ventura with Her Husband), in: Jusepe de Ribeira 1591-1652, Begleitband zur Ausstellung, The Metropolitan Museum of Art, New York (September 18-November 29, 1992), hrsg. von Dems. / Nicola Spinosa, New York 1992, S. 93-95; weitere Beispiele aus späterer Zeit bringt Scholz (wie Anm. 5).
- 54 Vgl. zu seinen kulturellen Interessen Berndt Ph. Baader, Der bayerische Renaissancehof Herzog Wilhelms V. (1568-1579). Ein Beitrag zur bayerischen und deutschen Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts (Sammlung Heitz. Akademische Abhandlung zur Kulturgeschichte V, 3), Leipzig/Straßburg 1943.
- 55 München, Bayerisches Nationalmuseum, Dependence Landshut, Burg Trausnitz, Inventarnr. R 1718; vgl. dazu die website <http://www.bayerisches-nationalmuseum.de/presse/kunstkammer/images23jpg>; zuletzt abgerufen am 7. Mai 2008; siehe auch Kunst- und Wunderkammer Burg Trausnitz, hrsg. von Renate Eikelmann, bearb. von Sigrid Sangl unter Mitarbeit von Birgitta Heid, München 2007, S. 34 mit Abb. Für freundliche Auskünfte danke ich Dr. Björn Statnik und für die Erlaubnis, das Bild zu publizieren, danke ich Frau Dr. Nina Gockerell vom Bayerischen Nationalmuseum, München (E-Mail vom 7. und 28. Jänner 2008).
- 56 Vgl. lateinisch: *Gallaecia* bzw. *Gallaeci* für die Landschaft und deren Bewohner der heutige Provinz Galicia im nordwestlichen Spanien nahe Portugal; vgl. auch spanisch: *gallegga*, Galizierin.
- 57 Siehe dazu nur in Auswahl Elisabeth Scheicher, Die Kunst- und Wunderkammern der Habsburger, Wien/München/Zürich 1979; Géza von Habsburg, Fürstliche Kunstkammern in Europa, Stuttgart/Berlin/Köln 1997; Die Entdeckung der Natur in den Kunst- kammern des 16. und 17. Jahrhunderts, Katalog der Ausstellung, Schloß Ambras, Innsbruck, 22. Juni – 31. Oktober 2006 und Kunsthistorisches Museum Wien, 12. Februar – 20. Mai 2007, hrsg. von Wilfried Seipel, Wien 2006; Exotica. Portugals Entdeckungen im Spiegel fürstlicher Kunst- und Wunderkammern der Renaissance; Katalog der Ausstellung, Wien, Kunsthistorisches Museum, 3. März – 21. Mai, hrsg. von Wilfried Seipel, Mailand 2000; es sei auch besonders auf die Sammlungstätigkeit zweier Fürstinnen aus dem Haus Habsburg verwiesen: Margarete von Österreich (1459-1519) und Katharina von Österreich, Königin von Portugal (1507-1578); vgl. Dagmar Eichberger, Leben mit Kunst – Wirken durch Kunst. Sammelwesen und Hofkunst unter Margarete von Österreich, Regentin der Niederlande, Turnhout 2002; Annemarie Jordan, The Development of Catherine of Austria's Collections in the Queen's Household: Its Character and Cost, ungedruckte Diss. phil., Providence, RI, Brown University, 1994; Philipp Blom, Sammelwunder, Sammelwahn. Szenen aus der Geschichte der Leidenschaft, Frankfurt am Main 2004; zum Zusammenhang von Staunen, Wunder und Naturphilosophie Lorraine Daston / Katharina Park, Wunder und die Ordnung der Natur 1150-1750, Frankfurt am Main 2002 (englische Originalausgabe: Wonder and the Order of Nature 1150-1750, New York 1998).
- 58 Vgl. dazu und auch zum folgenden Margot Rauch, Der Mensch als Sammelobjekt, in: Die Entdeckung der Natur (wie Anm. 57) S. 133-135; Dies., „Alles was seltsam ist“ – das Bildnis eines behinderten Menschen als Sammelobjekt, in: Das Bildnis eines behinderten Mannes. Bildkultur der Behinderung vom 16. bis ins 21. Jahrhundert. Wissenschaftlicher Sammelband, hrsg. von Petra Fliege / Volker Schönwiese, Ulm 2007, S. 119-136.
- 59 Vgl. dazu jeweils mit weiterführender Literatur Hans Rudolf Velten, Art.: Hofnarren und Gerhardt Petrat Art.: Zwerge, Riesen, Mohren, beide, in: Höfe und Residenzen (wie Anm. 2) Sp. 65-69; Sp. 69-74; zum ganzen Themenkomplex ist ein Artikel der Autorin in Vorbereitung.
- 60 Vgl. etwa Erika Tietze-Conrat, Dwarfs and Jesters in Art, London 1957; Lorenz Seelig, Hans Millichs Bildnis des Münchener Hofnarren Merl Witz aus dem Jahr 1545, in: Pantheon. Internationale Jahresschrift für Kunst 47 (1999) S. 185-189; Carlo Ginzburg, Le peintre et le bouffon: le «Portrait de Gonella» de Jean Fouquet, in: Revue de l'art 111 (1996) S. 25-29; John Southworth, Fools and Jesters at the English Court, London 1998 mit zahlreichen Abbildungen; Barry Wind, 'A Foul and a Pestilent Congregation'. Images of 'Freaks' in Baroque Art, Aldershot/Brookfield, Vermont 1998; Lutz Malke, Nachruf auf Narren, in: Narren, Porträts, Feste, Sinnbilder, Schwankbücher und Spielkarten aus dem 15.-17. Jahrhundert, hrsg. von Dems., Berlin 2001, S. 9-57; Margot Rauch, Elisabeth oder „wem ein Hofnarr nötig ist“ sowie Verena Oberholler, Zum Bildnis der Elisabeth: zwischen Anerkennung und Projektion, beide, in: Das Bildnis eines behinderten Mannes (wie Anm. 58), S. 262-271; S. 272-305; Paul H. D. Kaplan, Isabella d'Este and Black African Women; Annemarie Jordan, Images of Empire: Slaves in the Lisbon Household and Court of Catherine of Austria, beide, in: African Women, in: Black Africans in Renaissance Europe, hrsg. von T. F. Earle / K. P. Lowe, Cambridge 2005, S. 111-154; S. 155-180.
- 61 Vgl. für die Kunst- und Wunderkammer Erzherzogs Ferdinands II. von Tirol auf Schloss Ambras bei Innsbruck das Inventar von 1621 Haupt Inventary Ober das fürstlich Schloß Ombras sambt der Kunst: auch Rüst camer und Bibliodeca Ec. [März 1621], Kunsthistorisches Museum Wien, Kunst- und Wunderkammer, fol. 357r-365v; zum Inventar der an die tausend Stück umfassende Kleinbildserie, die sich heute im Münzkabinett des Kunsthistorischen Museums in Wien befindet, siehe Friedrich Kenner, Die Porträtsammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol, in: Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses 14 (1893), S. 37-186; 15 (1894) S. 147-259; 17 (1896) S. 101-274; 18 (1897) S. 135-261; 19 (1898) S. 6-146; für die Münchner Kunst- und Wunderkammer vgl. Johann Baptist Fickler, Das Münchner Kunst- und Wunderkammerinventar (wie Anm. 53); zum Ganzen Rauch, Das Bildnis eines behinderten Menschen (wie Anm. 60) S. 128; Dies., Der Mensch als Sammelobjekt (wie Anm. 58) S. 133.
- 62 Vgl. Baader (wie Anm. 54) S. 83-87; Peter Martin, Schwarze Teufel, edle Mohren. Mit einem Nachwort von Hans Werner Debrunner, Hamburg 1993, S. 47 und S. 49.
- 63 Zu Sophia siehe das Hofstaatsverzeichnis der Erzherzogin Maria vom 29. Juli 1573, hrsg. von Viktor Thiel, I. Die Hof- und Zentralbehörde Innerösterreichs 1564-1623, in: Archiv für österreichische Geschichte 102 (1916/17) S. 1-210, S. 187-190 (Hofstaatsverzeichnis), hier S. 188; zu Maria, der Türkin, siehe das Verzeichnis der Legate, durch die Erzherzogin Maria aufgesetzt, Hurter, Geschichte Ferdinands II. (wie Anm. 28) Bd. 5, S. 582f., Beilage 227, hier S. 582; siehe auch den Brief an ihre Kinder aus Spanien Khull (wie Anm. 29) Anhang S. 140-142, hier S. 142: an

- ihre Ziehtochter Katerl schreibt die Erzherzogin: *Mein liebes Katerl, wie sind es viele schwarze Leute hier wie die schwarz Maria!* Weitere Zwerghinnen und Narren finden sich in Anm. 39 genannten Grazer Hofstaatslisten.
- 64 Vgl. Baader (wie Anm. 54) S. 84; Wehner (wie Anm. 4) S. 102.
- 65 Brief der Erzherzogin Maria an Hermann von Attimis (Attems) vom 7. November 1607, Hurter, Geschichte Ferdinands II. (wie Anm. 28) Bd. 5, S. 405f., Beilage 178, hier S. 405; vgl. auch dazu ebendort, S. 370 mit Anm. 146.
- 66 Das Leben von Pedro Gonzales und seiner Familie, Pedro und seine Frau hatten insgesamt sieben Kinder, wurde ausgezeichnet rekonstruiert und dargestellt von Roberto Zapperi, Der wilde Mann von Teneriffa. Die wundersame Geschichte des Pedro Gonzalez und seiner Kinder, München 2004.
- 67 Vgl. Zapperi (wie Anm. 66) S. 53ff.; die Brieffragmente sind abgedruckt S. 194f.
- 68 Zur Person siehe Josef Hirn: Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, Geschichte seiner Regierung und seiner Länder, zwei Bde., Innsbruck 1885/87; Franz Heinz Hye, Art.: Ferdinand II. von Österreich-Tirol, in: Die Habsburger (wie Anm. 4) S. 105-109.
- 69 Wien, Kunsthistorisches Museum, Inventarnrn. GG 8329-8332.
- 70 Wien, Kunsthistorisches Museum, Inventarnrn. 5417-5420; vgl. zum Ganzen Zapperi (wie Anm. 66) S. 61-72 mit den Abb.; zu den vier Kleinporträts vgl. auch Sabine Pénot, Art.: Der „rauch Mann aus München“; Die Frau des „rauch Mann aus München“; Die Tochter des „rauch Mann aus München“; Der Sohn „rauch Mann aus München“, in: Arcimboldo 1526-1593. Katalog der Ausstellung Musée du Luxembourg, Paris, 15. September 2007 - 13. Jänner 2008; Kunsthistorisches Museum Wien, 12. Februar - 11. Juni 2008, hrsg. von Sylvia Ferino-Pagden, Mailand 2008, S. 167-168, Kat. Nr. IV. 27; vgl. auch Christiane Hertel, Hairy Issues. Portraits of Petrus Gonsalus and His Family in Archduke Ferdinand's Kunstammer and Their Context, in: Journal of the History of Collections 13 (2001) S. 1-22.
- 71 Vgl. Heilingsetzer, Karl II. (wie Anm. 31) S. 203.
- 72 Zum Handschuh als besonderes Attribut einer adeligen Dame siehe Herbert Knittler, Art.: Epitaph der Susanna Teufel (Halbfigurenrelief um 1590, Winzerndorf (N. Ö.), Filialkirche Mariae Himmelfahrt), in: Adel im Wandel (wie Anm. 8) S. 107, Kat. Nr. 4. 14; S. 108 Abb.
- 73 (Christian August Vulpius), Die bärtigen Weiber, in: Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser, Erster Band, Weimar 1811, S. 64-68, hier S. 67 mit Anm. +; Abb. Tafel V; zu Friedrich Wonna siehe auch Zedler (wie Anm. 14) Bd. 58 (1748, Nachdruck 1994), Sp. 1512 (s. u. Friedrich Wonna), wonach Wonna 1667-1688 der Weimarer Kanzlei vorstand.
- 74 (Vulpius) (wie Anm. 73) S. 67f. Als weitere Quelle nennt er auch noch Jochii Tractatus de foeminae barbatae, Jenae 1702 p. 9. Dieses Werk konnte ich nicht einsehen. Da Vulpius nichts bringt, was über Olmo hinausgeht, ist anzunehmen, daß Joch auch Olmo referiert. Text und Bild Vulpius' werden im Beitrag „Haarmenschen und Bartweiber“, in: Daheim 19 (1883) S. 316-318, hier S. 317, Abb. S. 316 wiedergegeben.
- 75 Gomolki, Breslauer Merkwürdigkeiten (1733): „In der Maria-Magdalenenbibliothek zu Breslau ist ein Bild der bärtigen Jungfer von Lüttich [...], zitiert in: Dittrich (ohne Vornamen), Schlesische Kümmerbilder, in: Jahres-Bericht des Neisser Kunst- und Altertums-Vereins 7 (1903) S. 35-38, hier S. 37.
- 76 (Vulpius) (wie Anm. 73) S. 572; die Breslauer Beiträge (1802), die als Quelle angeführt werden, waren mir nicht zugänglich.
- 77 Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv, Sign. Pg 164 002: II; das Bild stammt aus dem Bestand der Fideikommiss.
- 78 Dittrich (wie Anm. 75) S. 37 zitiert Gomolki, Breslauer Merkwürdigkeiten (1733): „In der Maria-Magdalenenbibliothek zu Breslau ist ein Bild der bärtigen Jungfer von Lüttich, von welcher man sagt, daß sie vor grossen Kummer weil sie kein Mann nehmen wolle (!) den Bart bekommen haben soll.“ Dittrich merkt dazu an: „(Auch eine Auffassung!)“
- 79 Vgl. Jane Tibbets Schulenburg, Forgetful of Their Sex. Female Sanctity and Society, ca. 500-1100, Chicago/London 1998, S. 152f.
- 80 Zur Legende und zum Kult der heiligen Wilgefortis siehe Konrad Kunze, Art.: Wilgefortis (Ontkommer, Kümmeris), in: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, Bd. 10 Berlin [u.a.] 21998, Sp. 1081-1083; Regine Schweizer-Vüllers, Die Heilige am Kreuz. Studien zum weiblichen Gottesbild im späten Mittelalter und in der Barockzeit (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700 26), Bern/Berlin [u. a.] 1997; zur Verehrung in England Schulenburg (wie Anm. 79) S. 462f., Anm. 103; Britta-Juliane Kruse, Die bärtige Heilige. Wilgefortis als Identifikationsfigur für Eheverweigerinnen und Helferin der Ehefrauen, in: Böse Frauen - Gute Frauen. Darstellungskonventionen in Texten und Bildern der Frühen Neuzeit, hrsg. von Ulrike Gaebel / Erika Kartschoke (Literatur - Imagination - Realität. Anglistische, germanistische, romanistische Studien 28), Trier 2001; S. 155-187.
- 81 Zu Marias Frömmigkeit siehe Hurter, Maria (wie Anm. 4) S. 378ff.

FELICITAS SEEBACHER

DIE MACHT DER IDEE – ROSA KERSCHBAUMER UND DIE ÖFFNUNG DER UNIVERSITÄT WIEN FÜR DAS „ANDERE“ GESCHLECHT

1. HÖHERE MÄDCHENBILDUNG UND MEDIZINSTUDIUM

Das aufstrebende Bürgertum des 19. Jahrhunderts erwartete, dass sich die Frau dem Mann unterordne und die Lebensaufgabe in der Erziehung von Kindern sah.¹ Höhere Bildung war mit diesem Rollenklischee nicht vereinbar. Als die Habsburgermonarchie am 21. Dezember 1867 ihre erste „repräsentative Verfassung“ erhielt, wurde das mit Artikel 18 zugesicherte Recht auf freie Berufswahl der Frauen einfach negiert.² 1870 forderte Marianne Hainisch, Gründerin des „Frauenerwerbvereins“ in Wien, mit der Errichtung eines Realgymnasiums für Mädchen die Durchsetzung des Rechtes auf gleiche Bildungschancen für beide Geschlechter. Trotz gesicherter Finanzierung sei der Antrag sogar von „hochgebildeten Frauen“ abgelehnt worden.³ Während Frauen in Amerika und in anderen Ländern Europas ein Doktorat in Medizin erwerben konnten, lehnten die „männlichen Eliten“ der medizinischen Fakultät der Universität Wien das Medizinstudium für Frauen weiterhin ab. Das „Naturgesetz“ weise jedem „Wesen eine bestimmte Mission in der Schöpfung“ zu, erklärte Rektor Joseph Späth, Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe, in seiner Inaugurationsrede 1872.⁴ Weil die „Geschlechterdifferenz“ den Ort bestimme, der für „jedes Individuum [...] nach seiner Eigenart am besten pass[e]“,⁵ widerspreche es „unserem Gefühle, eine in ihrer Jugendblüte aufknospende Jungfrau mit dem Skalpell in der Hand die Leichen durchwühlen zu sehen.“⁶ Das Medizinstudium war mit hohem Prestige verbunden und die weibliche Konkurrenz sollte von der „Männerbastion Universität“⁷ ferngehalten werden. Nach Marita Kraus stand hinter der Abwehr die berechtigte Sorge, eine „Verweiblichung“ der Medizin könne das Ansehen des ärztlichen Berufsstandes gefährden und im Weiteren zum Prestigeverlust der gesamten Ärzteschaft führen.⁸

In Russland bot die Regierung bildungsbewussten Frauen mehr Chancen, auch wenn erfolgreiche Modellversuche aus Angst vor Rebellion wiederholt abgebrochen wurden. Ab 1858 konnten Russinnen an der militärmedizinischen Akademie in St. Petersburg studieren. Als sich einige von ihnen politisch aktiv betätigten, wurde Frauen das Medizinstudium in St. Petersburg verboten. Die Konsequenz war die „erste Emigrationswelle russischer Studentinnen“ an Schweizer Universitäten, besonders an die Universität Zürich.⁹ Am 14. Dezember 1867 wurde eine Russin als erste Studentin an dieser Universität in Medizin promoviert: Nadežda Sušlova habe Frauen in Europa die Universitätstore geöffnet.¹⁰ Die Biographien der Russinnen Raissa und Jenja von Schlikow belegen, dass Sušlova ihre Entscheidung zum Medizinstudium stark beeinflusst habe.¹¹

2. RAISSA UND JENJA VON SCHLIKOW

Wassilij Dimitriewitsch Schlikow, Absolvent der Universität Moskau und Adelaide Alexandrowna¹² heirateten 1850 in Moskau. Beide gehörten dem russischen Adel an.¹³ Am 21. April 1851¹⁴ wurde ihre erste Tochter Raissa geboren, am 15. Juli 1853¹⁵ die zweite Tochter Jenja (Virginie) und vier Jahre später ein Sohn namens Tolja, der im zweiten Lebensjahr an einer Lungenentzündung starb.¹⁶ Die beiden Mädchen wurden der aristokratischen Tradition entsprechend, von französischen und englischen Gouvernanten sowie russischen Hauslehrern erzogen, wobei besonderer Wert auf ausgezeichnete Sprachkenntnisse gelegt wurde.¹⁷ Im Lehrplan habe nur „Mathematik und Latein zum Programm der Knabengymnasien“ gefehlt, schrieb Raissa in der „autobiographischen Skizze“. Diese Fächer habe sie sich „ohne Wissen [ihrer] Eltern“ angeeignet.¹⁸ Jenja erwähnte in ihren „Erinnerungen“, dass sie mit vierzehn Jahren bereits vier Sprachen beherrscht und die „Klassiker im Original“ gelesen habe.¹⁹ Den Sommer verbrachte die Familie am Landgut Dubki, im Gouvernement Tula²⁰, dem Erbe der Mutter.²¹ Jenja und Raissa bezeichneten es als ihr „Paradies“.²² Sie beobachteten die Natur und sahen, wie ihr Vater Verletzungen und Krankheiten der Untertanen mit verschiedenen Tees, Salben und „homöopathischen Heilmitteln“ behandelte, weil es im ganzen Bezirk nur einen Arzt gab.²³ Als Jenja vierzehn und Raissa sechzehn Jahre alt waren, wurde der Privatunterricht, den Bildungsnormen ihrer Gesellschaftsklasse entsprechend, beendet. Um die Mädchen in die Gesellschaft einzuführen, wurden private Tanzabende veranstaltet, wo Raissa gerne mit dem Studenten und Laienschauspieler Wladimir Putjata getanzt habe.²⁴ Raissa sei „hübsch, temperamentvoll und sehr kokett“ gewesen, beschreibt Jenja ihre Schwester.²⁵ Am 20. August 1868 heiratete sie Putjata in Dubki nach russisch-orthodoxem Ritus. Im Herbst 1869 wurde Raissas erster Sohn Lodja geboren,²⁶ 1870 ihr zweiter.²⁷

Jenja besuchte ab 1870 Vorlesungen in allgemeinbildenden Kursen für Frauen in Moskau,²⁸ wo sie mit den „Vorkämpferinnen“²⁹ der russischen Frauenbewegung in Kontakt trat. Sie informierten Jenja über ein Studium in der Schweiz.³⁰ Im Frühjahrssemester 1872 inskribierte Jenja an der Universität Zürich auf Wunsch des Vaters Naturwissenschaften, obwohl sie lieber Medizin gewählt hätte.³¹ Raissa habe Jenja um ihr „freies Leben im Ausland beneide[t]“. 1872 wurde ihr dritter Sohn Kolja geboren.³² Raissas Ehemann brach das Studium ab und nahm eine Anstellung bei der Zensurabteilung des Moskauer Hauptpostamts an. Die Zensur der ausländischen Zeitungen habe sich jedoch nicht mit seiner liberalen „Gesinnung“ vereinbaren lassen. So trat Wladimir Putjata im Sommer 1872 einer fahrenden Schauspielgruppe bei und

bot seiner Frau die Scheidung an. Raissa verließ Moskau und inskribierte im Wintersemester 1872 an der Universität Zürich Medizin. Ihre Mutter übernahm die Obsorge für die drei Kinder und verbrachte die ersten beiden Wintersemester mit den Kindern in der Schweiz.³³ Auch Jenja inskribierte nun Medizin. Trotz mangelnder Vorbildung gegenüber ihrer Schwester habe Raissa in kurzer Zeit gute Studienerfolge erzielt.³⁴

Bis zum Sommersemester 1873 studierten 109 russische Studentinnen an der Universität Zürich. Sie gliederten sich in „zwei Parteien: die Revolutionärinnen und die Frauenrechtlerinnen“. Während die einen ihren Aufenthalt in der Schweiz für Protestaktionen gegen „den russischen Despotismus und Zarismus“ nützten, lehnten die anderen Zürich als Ort „politischer Propaganda“ ab und konzentrierten sich auf einen erfolgreichen Studienabschluss.³⁵ Nach Raissas Meinung schädigten die politisch radikalen russischen Studentinnen den Ruf der russischen Studentinnen und generell die „Frauenfrage“.³⁶ Im August 1873 wurde allen russischen Studentinnen von ihrer Regierung ein Studium an der Universität Zürich verboten. Manche kehrten nach Russland zurück und setzten ihr Medizinstudium an der 1872 eröffneten militärchirurgischen Akademie in St. Petersburg fort, andere studierten in Paris weiter, einige wurden in Sibirien inhaftiert.³⁷ Raissa exmatrikulierte an der Universität Zürich am 11. Oktober 1873³⁸ und immatrikulierte wie Jenja am 15. Oktober 1873 an der Universität Bern.³⁹ Ende 1873 reiste Raissas Mutter mit den drei Knaben und der Gouvernante nach Russland zurück. Nach dem Tod ihres Mannes übersiedelte sie von Moskau auf das Landgut in Dubki und machte mit Raissas Kindern keine weiteren Auslandsreisen.⁴⁰

Am 7. Juli 1876⁴¹ wurde Raissa Putjata-Schlikow an der Universität Bern promoviert,⁴² Jenja Schlikow bereits am 7. Juni desselben Jahres.⁴³ Am 25. Oktober 1876 heiratete Jenja Haruthiun Abeljanz, Professor für Chemie an einem Gymnasium und an einer höheren Töchterschule und Privatdozent an der Universität Zürich und wurde „Hausfrau und Mutter“.⁴⁴ Mit achtundvierzig Jahren machte sie in Schweden eine Massageausbildung.⁴⁵ Nach ihrer Scheidung am 5. Juli 1902⁴⁶ arbeitete Jenja in Zürich mit Spezialisierung auf Heilgymnastik und Massage als Ärztin und Lehrerin an einer Pflegerinnenschule. Während der „Saison“ engagierten sie große Kliniken in Zürich, Kairo, Nizza oder Vulpera.⁴⁷ Raissa entschied sich für eine Ausbildung zur Augenärztin an der Augenklinik der Universität Wien. Ihre Lehrer waren der Vorstand der Klinik Ferdinand von Arlt und seine Assistenten Hubert Sattler und Ernst Fuchs.⁴⁸ Arlt reichte mehrmals Ansuchen um die Wiederholung von Raissas Rigorosen beim Professorenkollegium der Medizinischen Fakultät ein. Alle wurden abgelehnt.⁴⁹ Durch die Heirat mit Friedrich Kerschbaumer, einem ehemaligen Assistenten Arlts, erhielt Raissa, nun Rosa, als österreichische Staatsbürgerin die Möglichkeit, in Salzburg gemeinsam mit ihrem Mann eine Augenklinik zu eröffnen.⁵⁰

3. „DIE ÄRZTLICHE BERUFSBILDUNG UND DIE PRAXIS DER FRAUEN“

Am 28. Oktober 1888 konstituierte sich der „Verein für erweiterte Frauenbildung in Wien“. Im Ausschuss waren ungefähr gleich viele Damen wie Herren vertreten, was nach außen hin das Bild eines Bildungsvereins vermittelte, in dem beide Geschlechter dieselben Rechte besaßen.⁵¹ Durch die Mitgliedschaft von Wissenschaftlern, Medizinern, Philologen, Pädagogen und Vertretern der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften sowie großbürgerlicher jüdischer Familien und des Adels repräsentierte der Verein das breite Spektrum der Wiener Gesellschaft.⁵² Am 2. April 1889 hielt Kerschbaumer den Eröffnungsvortrag über „Die ärztliche Berufsbildung und die Praxis der Frauen“. Die Augenärztin zeigte auf, dass Frauen seit dem Mittelalter an verschiedenen Universitäten in Italien, Spanien und Frankreich lehrten und forschten.⁵³ Beispielgebend für das 19. Jahrhundert erwähnte Kerschbaumer die Universitäten in der Schweiz und hier Bern, wo sie persönlich erfahren habe, wie „der heilige Ernst der Wissenschaft“ für die Gleichberechtigung der Studenten und Studentinnen sorgte.⁵⁴ In Frankreich war ein ordentliches Medizinstudium für Frauen ab 1868 möglich, in Schweden ab 1870, in Russland ab 1872, in England ab 1874, in Italien ab 1876 und in Spanien praktizierten ab 1882 Ärztinnen.⁵⁵ Die Bedenken der Gegner eines Medizinstudiums für Frauen seien nichtig, argumentierte Kerschbaumer.⁵⁶

Kerschbaumer widerlegte die „beliebtesten Einwände“ der Gegner, wie die geistige Unfähigkeit der Frauen, bedingt durch ein „geringeres Gewicht des Frauenhirns“. Die „Wissenschaft und Erfahrung“ habe längst nachgewiesen, dass die Intelligenz nicht von der Gehirnmasse abhängig sei.⁵⁷ Ein weiteres Argument sei die geringe physische Belastbarkeit der Frau. Allein der erfolgreiche Einsatz von Ärztinnen in den amerikanischen Sezessionskriegen oder im Krimkrieg 1877 beweise das Gegenteil. Ein drittes Argument sei die Unvereinbarkeit von Beruf und Familie, was ebenso entkräftet werden müsse, da Ärztinnen oft einen Arzt heiraten würden, der sie in der gemeinsamen Arbeit eher fördere als einschränke. Manche Ärztinnen lehnten die Ehe sogar ab, da sie durch „höhere Bildung“ nicht mehr auf die Versorgung durch den Ehemann angewiesen seien. Kerschbaumer entkräftete überdies die Ansicht, dass ein Medizinstudium „sich mit dem weiblichen Zart- und Schamgefühl nicht verträge und das weibliche Gemüth verrohe“.⁵⁸ Gerade die weibliche Empathie trage zum Verständnis der Patienten und Patientinnen bei und sensibilisiere für das Leid anderer Menschen. Kerschbaumer versicherte, dass „die Idee der Erweiterung der Frauenbildung endlich ihre tausendjährigen Fesseln gesprengt“ habe, nicht mehr „der Mann alleine den Stempel des Geistes auf der Stirn“ trage.⁵⁹ 1890 wurde Kerschbaumer, mittlerweile Ausschuss- und Ehrenmitglied im „Verein für erweiterte Frauenbildung“,⁶⁰ durch „kaiserliche Entschliebung“ die Behandlung von Augenkrankheiten an der Augenklinik in Salzburg genehmigt.⁶¹ Ihre zweite Ehe wurde geschieden und die Augenärztin führte die Klinik allein weiter.⁶²

Kerschbaumers neues Frauenbild wurde durch weitere Vorträge im „Verein für erweiterte Frauenbildung“ bestärkt. Agnes Bluhm⁶³, eine in Berlin praktizierende Ärztin oder Carl Bernhard Brühl, Professor für Anatomie, appellierten, die Frau nicht in Abhängigkeit vom Manne zu sehen. Ungewöhnlich für einen Vertreter der Wiener Medizinischen Schule des 19. Jahrhunderts plädierte Brühl dafür, dass die Frau zur Trägerin des Fortschritts werden müsse. Brühl stellte dafür eine „anatomische Theorie für das Weib“ auf: „Gleiches Gehirn, gleiche Seele, gleiches Recht!“⁶⁴ Im Herbst 1892 wurde in Wien auf Initiative des „Vereins für erweiterte Frauenbildung“ die erste private, deutschsprachige „gymnasiale Mädchenschule“ eröffnet. Der Lehrplan entsprach den Bildungsstandards humanistischer Knabengymnasien. Um die Unterschiede zum Gymnasium für Knaben deutlich zu machen, durfte die „gymnasiale Mädchenschule“ auf Anordnung des Unterrichtsministeriums nicht mit der Matura abschließen.⁶⁵ 1894 stellte Kerschbaumer Selina Bloom aus Ohio, eine Absolventin der medizinischen Fakultät der Universität Zürich, an der Augenklinik in Salzburg als Assistentin an. Im selben Jahr wurde ihre Kollegin Gabriele Possanner von Ehrenthal von Friedrich Schauta, Vorstand der I. Klinik für Gynäkologie und Geburtshilfe an der Universität Wien sowie Mitglied im „Verein für erweiterte Frauenbildung“, für sechs Monate als „Operationszögling“ aufgenommen.⁶⁶

4. EDUARD ALBERT: „DIE FRAUEN UND DAS STUDIUM DER MEDICIN“

1895 beauftragte das Unterrichtsministerium Professoren der Universität Wien, eine Stellungnahme zum Frauenstudium vorzubereiten. Eduard Albert, Vorstand der I. Chirurgischen Klinik der Universität Wien, versuchte mit der Broschüre „Die Frauen und das Studium der Medicin“ nachzuweisen, dass Frauen für ein Medizinstudium nicht geeignet seien.⁶⁷ Für Albert kannte die Frau nur ein Lebensziel, nämlich: „Ein Weib will Kinder haben.“⁶⁸ Frauen seien für Pflegeberufe geeignet, weil sie „mitleidig, zart und geduldig“ seien, doch dafür sei, wie bei Hebammen, keine „gelehrte Vorbildung“ nötig. Die geringe Erfolgsquote von Frauen in der Medizin demonstrierte Albert am Beispiel von russischen Absolventinnen der militär-medizinischen Akademie in St. Petersburg. Von 1872–1881 seien 959 Ärztinnen im Kurssystem ausgebildet worden. Nach seinen Recherchen praktiziere weniger als die Hälfte. Die Mehrheit sei wahrscheinlich verheiratet, nahm Albert an, und erfülle damit die eigentliche Aufgabe der Frau, nämlich „ihren Männern [...] himmlische Rosen in's irdische Leben zu weben.“⁶⁹ Alberts wesentliches Motiv für das Verfassen seiner Broschüre war die Sorge, dass junge Medizinerinnen eine Karriere an der Universität anstreben könnten. „Vielleicht“ werde es auch an der Universität Wien einmal „eine Frau geben“, welche für eine Professur befähigt sein werde. „Wegen dieser Einen“, bemerkte er abwertend „sollten wir uns nicht echauffieren!“⁷⁰ Alberts Meinung hatte in Medizinerkreisen einen hohen Stellenwert, denn sein Fach, die Chirurgie, repräsentierte gegen Ende des 19.

Jahrhunderts „den medizinischen Fortschritt par excellence“. Die Chirurgie gehörte wie die Innere Medizin und die Geburtshilfe zu den drei „großen“ Disziplinen, in denen jeder Student Prüfungen ablegen mußte. Die Leiter dieser Kliniken hatten daher in der Hierarchie jeder medizinischen Fakultät eine bedeutende Machtposition. Chirurgen setzten Frauen, die in ihre „heiligen Hallen“ eintreten wollten, einen viel größeren Widerstand entgegen als Leiter von Kliniken, die weniger etablierte Disziplinen vertraten, wie zum Beispiel die Augenheilkunde oder die Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde.⁷¹

5. ROSA KERSCHBAUMER: „ALBERT UND DIE WEIBLICHEN ÄRZTE“

Medizinerinnen, Mediziner, Frauenrechtlerinnen und Pädagogen kritisierten Alberts Broschüre und widerlegten seine Meinung mit internationalen Vergleichen. Kerschbaumer verfasste in der „Neuen Revue“ einen Artikel mit dem Titel „Albert und die weiblichen Ärzte“. Für sie war die Broschüre eine Diskussionsgrundlage für die Frauenfrage in Österreich und ein Beweis für fehlende logische Argumente gegen ein Frauenstudium. Die Augenärztin verfügte über exakte Statistiken aus Russland.⁷² Sie korrigierte die verfälschten Angaben von Albert und wies nach, dass an der militär-medizinischen Akademie in St. Petersburg von den 1872 bis 1881⁷³ aufgenommenen 959 Schülerinnen, nicht Absolventinnen, wie Albert fälschlich behauptete, 609, also 63,5 Prozent, ihr Medizinstudium abgeschlossen hatten. Von 409 Absolventinnen seien die genauen Daten ihrer Einsatz- und Aufgabengebiete vorhanden. Sie praktizierten im „europäischen Rußland“, im Kaukasus, in Sibirien oder in Mittelasien.⁷⁴ Durch eine Standesstatistik zeigte Kerschbaumer auf, dass von den 409 praktizierenden Ärztinnen 185 ledig waren, 191 verheiratet, 23 verwitwet, 1 geschieden und von 9 die Angabe fehle. Dies beweise, dass eine „akademisch gebildete und medizinisch geschulte Frau“ Ehe, Familie und Beruf durchaus vereinbaren könne. Die Differenz der nicht erfassten 200 Frauen bedeute nicht, wie Albert behauptete, dass sie sich in die häusliche Idylle zurückgezogen hätten. Viele dieser Frauen, die nicht auf ein fixes Einkommen angewiesen seien, ließen sich gar nicht in die Liste der praktizierenden Ärzte eintragen. Sie würden ihr medizinisches Wissen auf ihren Landgütern einsetzen, wo sie teilweise private Spitäler betrieben.⁷⁵ Was Frauen in Russland in der Medizin leisteten, könne auch in Österreich erreicht werden.⁷⁶ Das Frauenstudium sei nicht nur eine wirtschaftliche und soziale Frage, sondern „im strengsten Sinne des Wortes“ eine Rechtsfrage. Der moderne Staat als „Rechtsstaat“ müsse das Frauenstudium einfordern. „Die Macht der Idee“ werde „österreichische Frauen zum Siege führen“ und nicht „das Veto des Hofrathes Albert“. Sie wünsche sich, dass in Zukunft auch in Österreich Ärztinnen in der „ars divina“, wie Albert die Medizin bezeichnete, mit Ärzten „erfolgreich“ in Konkurrenz treten werden.⁷⁷

Wie ihre erste Rede im „Verein für erweiterte Frauenbildung“ 1889 wurde auch dieses Plädoyer für das

Medizinstudium von Frauen von anderen Mitgliedern des Vereins bekräftigt. Der Historiker und Leiter der „gymnasialen Mädchenschule“, Emanuel Hannak, forderte für beide Geschlechter im Medizinstudium und im Berufsleben des Arztes die „gleichen Rechte und Pflichten“. Es sei eine Verletzung der Frauenrechte, medizinisch interessierten jungen Frauen nur das Recht auf eine Ausbildung zur Hebamme oder Krankenschwester zu gewähren.⁷⁸ Erfreut stellte die Symbolfigur der Deutschen Frauenbewegung, Helene Lange, in der Zeitschrift „Die Frau“ fest, dass die Gegenstimmen zu Alberts Schrift größtenteils von Männern abgegeben wurden. Das „Neue Wiener Journal“ habe in einer Umfrage die Stellungnahmen der bekanntesten Autoritäten erhoben. Das Resümee sei eine vernichtende Kritik der Schrift des „Hofrats“.⁷⁹ Da der „Verfasser“ die Frauen nur als „Geschlecht“ und nicht als eigenständige „Individuen“ sehe, seien seine „Scheinargumente“ gegen ein Frauenstudium nicht ernst zu nehmen.⁸⁰ Als vorbildliches Beispiel für eine Gegendarstellung zur Frage des Frauenstudiums erwähnte Lange die Broschüre des Journalisten und Mediziners Moriz Kronfeld: „Die Frauen und die Medizin. Professor Albert zur Antwort“⁸¹. Er hebe die Leistungen der Frauen in Kunst und Wissenschaft hervor und zeige auf, welche Erfolge von Frauen, trotz schwieriger Umstände, erreicht worden seien. Deshalb ehre es die Frauen um so mehr, dass hervorragende Männer „in der Frau nicht nur das ‚Weibchen‘, sondern das Kulturwesen sehen“. Diese Einstellung sei für die Frauen der wahre „Gewinn“ von Alberts Schrift.⁸²

6. WIDERSTÄNDE UND ERFOLGE

Das Unterrichtsministerium und die Akademischen Senate der Österreichischen Universitäten negierten die Forderungen nach der Öffnung der Universitäten für Frauen. „So lange der Schwerpunkt der Leitung der sozialen Ordnung noch in dem männlichen Geschlechte ruht“, betonten die Akademischen Senate 1895, sei es unmöglich, „den Frauen an der Universität ein Terrain einzuräumen, welches in den weiteren Folgen unmöglich zu begrenzen wäre“.⁸³ Marina Tichy stellt im Widerstand gegen das Frauenstudium eine deutliche Überschreitung der „Grenze zwischen Wissenschaft und Ideologie“ fest.⁸⁴ Sie sieht nicht nur die „äußere Gefahr“, welche abgewehrt werden mußte, sondern auch die „Bedrohung von Phantasien“, auf denen die „Weiblichkeitsmythen“ der Kultur des Bürgertums beruhten.⁸⁵

Erschwerend in der Durchsetzung des Frauenstudiums kam dazu, dass interne Differenzen der einzelnen Frauenvereine die Emanzipationsbewegung in Österreich generell schwächten. So warf der progressive „Lehrerinnenwart“ dem „Verein für erweiterte Frauenbildung“ vor, er sei zu konservativ und verändere die Bildungschancen der Frauen in Österreich kaum. Er habe die hohen Erwartungen, welche in ihn gesetzt wurden, „leider“ nicht erfüllt.⁸⁶ Federführend in den Angriffen war die feministische Lehrerin Auguste Fickert, welche die „vollkommene Gleichberechtigung im politischen Leben, in der Ausbildung und im Berufsleben“

postulierte. Mit diesem Gleichheitsprinzip des radikalen Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung konnte sich Kerschbaumer nicht identifizieren.⁸⁷ Die Lehrerin und die im Bürgertum etablierte Ärztin wurden zu Kontrahentinnen. Als der „Allgemeine Österreichische Frauenverein“ im Sommer 1896 unter Fickerts Führung der Regierung eine Petition vorlegte, die den Wortlaut einer Petition des „Vereines für erweiterte Frauenbildung“ trug, aber durch 5000 Unterschriften ergänzt war, distanzierte sich Kerschbaumer mit dem „Verein für erweiterte Frauenbildung“ davon.⁸⁸ Sie überließen damit den Erfolg der Umsetzung ihrer Petition dem „Allgemeinen Österreichischen Frauenverein“. Im gleichen Jahr verließ Kerschbaumer Österreich und kehrte nach Russland zurück.⁸⁹

Am 11. November 1896 sandte die Augenärztin dem „Verein für erweiterte Frauenbildung“ aus Leipzig eine zwei Seiten umfassende „autobiographische Skizze“. Im Zeitraum von 1886 bis 1896 habe sie an ihrer Klinik in Salzburg 34.000 Patientinnen und Patienten behandelt und „7000 größere Augenoperationen“ durchgeführt. Ihre Patientinnen und Patienten waren „Österreicher, Ungarn, Franzosen, Spanier, Russen, Engländer [und] auch zahlreiche Amerikaner“. Kerschbaumer publizierte über die „normale[...] und pathologische[...] Mikroskopie des Auges, sowie über die „klinische[...] Ophthalmologie auf operativem Gebiete“⁹⁰. In den Jahresberichten der Augenklinik wurden die Praxisberichte dokumentiert. Auch wenn sie die „Lehrfähigkeit an der neu zu errichtenden medicinischen Akademie für Frauen in St. Petersburg“ nach Russland gezogen habe, sei Österreich eine „zweite Heimat“ geblieben. Seinen Frauen, die mit ihr „gekämpft haben“, werde [sie] immer warme Sympathie“ entgegenbringen.⁹¹ Zwischen 1897 und 1903 bereiste die Augenärztin im Auftrag der russischen Regierung Sibirien.⁹² 1903 übernahm sie die Leitung der Augenklinik in Tiflis, Georgien, von 1907 bis 1911 praktizierte Kerschbaumer wieder in Wien. Mit sechzig Jahren wanderte sie nach Amerika aus, wo sie zuerst in Seattle und dann in Los Angeles als Ärztin arbeitete. Dort starb Rosa Kerschbaumer am 27. Juli 1923.⁹³

Am 19. März 1896 wurde Possanner von Ehrental durch eine Verordnung des Ministeriums für Kultus und Unterricht die Nostrifikation des Doktordiploms der Universität Zürich genehmigt.⁹⁴ Am 3. September 1900 legitimierte das Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrats das Medizinstudium für Frauen.⁹⁵ Erst 1930 habilitierten sich an Österreichs Universitäten die ersten Frauen in Medizin: Helene Wastl in Physiologie⁹⁶ und Carmen Coronini-Cronberg in Pathologie.⁹⁷ Erst 1966 erhielt Erna Lesky, Leiterin des Instituts für Geschichte der Medizin, an der medizinischen Fakultät der Universität Wien einen Lehrstuhl⁹⁸: einundsiebzig Jahre, nachdem Albert angekündigt hatte, dass es „vielleicht“ an der Universität Wien einmal „eine Frau geben“ werde, welche für eine Professur befähigt sei.⁹⁹

RESÜMEE

Um die beharrende Abwehr von Frauen in der Medizin besser zu verstehen, ist es von Vorteil, die Bedürfnisse der

Modernisierungsgegner im Kontext der gesellschaftlichen und ökonomischen Veränderungen des 19. Jahrhunderts und den dadurch entstehenden Verlust an Sicherheit zu interpretieren.¹⁰⁰ So sind für Johanna Bleker die pseudowissenschaftlichen Schriften und Debatten der Opposition gegen ein Frauenstudium keineswegs nur als Spiegel „antifeministischer Geisteshaltung“ zu verstehen, sondern vielmehr als „Ausdruck realer Veränderungsängste“.¹⁰¹ Trotz dieser ablehnenden Haltung gegenüber Frauen konnte Rosa Kerschbaumer mit dem „Verein für erweiterte Frauenbildung in Wien“ das Medizinstudium für Frauen an der Universität Wien durchsetzen. Aus der Erfahrung ihres Medizinstudiums an den Schweizer Universitäten Zürich und Bern wusste sie, dass die Öffnung der medizinischen Fakultäten der Habsburgermonarchie nur in Kooperation und nicht in Konfrontation gelingen würde. Das gebildete Bürgertum und der Adel sahen in der Russin die Repräsentantin der ersten Ärztinnengeneration in Österreich. Als imposante Vertreterin der modernen akademisch gebildeten Frau verwarf Kerschbaumer die traditionsgebundene „Geschlechterrolle“¹⁰² und setzte beeindruckende Akzente für die intellektuelle, soziale und emotionale Emanzipation der Frau in der Gesellschaft und Wissenschaft.

ANMERKUNGEN:

- 1 Gertrud *Simon*, „Die tüchtige Hausfrau: gebildet, aber nicht gelehrt“. Das bürgerliche Frauenbild als Erziehungsziel im 18. und 19. Jahrhundert. In: Ilse *Brehmer*, Gertrud *Simon* (Hg.), Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich (Graz 1997) 32–43, hier 34.
- 2 Birgit *Bolognese-Leuchtenmüller*, „Und bei allem war man die Erste“. Einführende Bemerkungen zum Thema Frauen und Medizin. In: Birgit *Bolognese-Leuchtenmüller*, Sonja *Horn* (Hg.), Töchter des Hippokrates. 100 Jahre akademische Ärztinnen in Österreich (Wien 2000) 9–25, hier 17.
- 3 Marianne *Hainisch*, Bericht über den International Council mit einem Rückblick auf die österreichische Frauenbewegung an der Jahrhundertwende, erstattet am 29. März 1901 (Wien 1901) 12.
- 4 Joseph *Späth*, Das Studium der Medizin und die Frauen. Rektoratsrede, gehalten am 12. November 1872. In: Wiener Medizinische Presse 13, 48 (1872) 1109–1118, hier 1112.
- 5 Ebd., 1113.
- 6 Ebd., 1117.
- 7 Hans-Georg *Hofer*, Schwachstellen der männlichen Abwehrfront. Arztberuf und Medizinstudium im Spiegel der Neurastheniedebatte um 1900. In: Sonja *Horn*, Ingrid *Arias* (Hg.), Medizinerinnen (Wiener Gespräche zur Sozialgeschichte der Medizin 3, Wien 2003) 45–53, hier 48.
- 8 Marita *Kraus*, „Man denke sich nur die junge Dame im Seziersaal ... vor der gänzlich entblößten männlichen Leiche“. Sozialprofil und Berufsausübung weiblicher Ärzte zwischen Kaiserreich und Republik. In: Hiltrud *Häntzschel*, Hadumod *Bußmann* (Hg.), Bedrohlich gescheit. Ein Jahrhundert Frauen und Wissenschaft in Bayern (München 1997) 139–151, hier 140.
- 9 Anja *Burchardt*, „Schwestern reicht die Hand zum Bunde“? – Zum Verhältnis zwischen russischen und deutschen Medizinstudentinnen in den Anfängen des Frauenstudiums (1865–1914). In: Elisabeth *Dickmann*, Eva *Schöck-Quinteros* (Hg.) unter Mitarbeit von Sigrid *Dauks*, Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Dokumentationsband der Konferenz „100 Jahre Frauen in der Wissenschaft“ im Februar 1997 an der Universität Bremen (Schriftenreihe des Hedwig-Hinze-Instituts Bremen 5, Berlin 2000) 293–301, hier 294.
- 10 Thomas N. *Bonner*, Pioneering in Women's Medical Education in the Swiss Universities 1864–1914. In: Gesnerus. Schweizerische Zeitschrift für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 45, 3/4 (1988) 461–473, hier 464.
- 11 Siehe Rosa *Kerschbaumer*, Autobiographische Skizze. In: Jahresbericht des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien, VII. Vereinsjahr, October 1895 – October 1896, 8 (1896) 44–45, hier 44: Raissa erwähnt, dass sie sich „im 13. Lebensjahr“ für das Medizinstudium entschied, nachdem sie erfahren hatte, dass Sušlova an der Universität Zürich Medizin studiert hatte. Ihre Familie habe den „Plan“ vehement abgelehnt und es habe „harte Kämpfe“ gegeben, bis Raissa ihren „Willen“ durchsetzen konnte. Siehe auch dies., Professor Albert und die weiblichen Aerzte. In: Neue Revue: Wiener Literatur-Zeitung 6, 44 (1895) 1381–1390, hier Separatabdruck, 2: Sušlova habe „wissensdurstigen Frauen den Weg gewiesen“. Siehe weiter Jenja *Abeljanz-Schlikow*, Von der Moskwa zur Limmat. Aus den Erinnerungen. Ein Tatsachenbericht über die Emanzipation der russischen Frau. IV. Die Reise nach Zürich. In: „Sie und Er“, 13. Mai 1954, 27 und 35–36, hier 27 und ebd. V. Wenn Frauen studieren.... In: „Sie und Er“, 20. Mai 1954, 27–28, hier 27: Sušlova sei das „Vorbild“ von Jenja Schlikow gewesen. „Ohne sie hätte [sie] gar nicht erfahren, dass Frauen studieren können“. Auszüge aus Jenja *Schlikows* „Erinnerungen“ wurde bereits 1939 und 1943 in der „Neuen Zürcher Zeitung“ veröffentlicht: Virginia *Schlikow*, Erinnerungen einer einstigen Studentin. Feuilleton. In: Neue Zürcher Zeitung vom 17. Dezember, 160, Sonntagsausgabe 2136 (1939) 1 f.; ebd. vom 18. Dezember, 160, Mittagsausgabe 2148 (1939) 5 f.; ebd. vom 19. Dezember, 160, Mittagsausgabe 2154 (1939) 3 f.; Virginia *Schlikow*, Aus meinen Erinnerungen. Neue Zürcher Zeitung vom 15. Juli, 164, Abendausgabe 1106 (1943) 4 f.; ebd. vom 16. Juli, 164, Abendausgabe 1113 (1943) 6 f.
- 12 Matrikeledition der Universität Zürich, Sommersemester 1872, Matrikelnummer 4121, online unter <http://www.matrikel.unizh.ch/pages/60.htm> (10. September 2007).
- 13 *Abeljanz-Schlikow*, Von der Moskwa zur Limmat. I. Kindheit in Moskau. In: „Sie und Er“, 22. April 1954, 17–19, hier 17: Wassilij Dimitriewitsch Schlikow war ein Nachkomme des tatarischen Khans Achmed Gizij. Die Großmutter seiner Frau Adelaide war eine Fürstin Uchtonskaja.
- 14 Matrikeledition der Universität Zürich, Sommersemester 1872, Matrikelnummer 4121. Anders aber Matrikeledition der Universität Zürich, Wintersemester 1872, Matrikelnummer 4383, online unter <http://www.matrikel.unizh.ch/pages/60.htm> (10. September 2007), wo als Geburtsjahr in der Kopfzeile 1851 angegeben ist, in der Kurzbiographie jedoch 1854. Siehe weiter *Kerschbaumer*, Autobiographische Skizze. In: Jahresbericht des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien 8 (1896) 44, wo Rosa Kerschbaumer als Geburtsjahr 1854 angibt. In *Abeljanz-Schlikow*, Von der Moskwa zur Limmat. I. Kindheit in Moskau. In: „Sie und Er“, 22. April 1954, 17–19, hier 17 und in *Schlikow*, Erinnerungen einer einstigen Studentin. In: Neue Zürcher Zeitung vom 17. Dezember, Jg. 160, Sonntagsausgabe 2136 (1939) 1 wird Raissas Geburtsjahr 1851 bestätigt, indem Jenja, geboren 1853, Raissa als ihre „zwei Jahre ältere Schwester“ bezeichnet.
- 15 Matrikeledition der Universität Zürich, Sommersemester 1872, Matrikelnummer 4121.
- 16 *Abeljanz-Schlikow*, Von der Moskwa zur Limmat. I. Kindheit in Moskau. In: „Sie und Er“, 22. April 1954, 17.
- 17 Virginia *Schlikoff*, Wie ich zum Studium nach Zürich kam. In: Schweizerischer Verband der Akademikerinnen (Hg.), Das Frauenstudium an den Schweizer Hochschulen (Leipzig-Stuttgart 1928) 55–64, hier 56. Jenja Schlikow verwendet in den verschiedenen Ausgaben der Auszüge aus ihren „Erinnerungen“ verschiedene Schreibweisen ihres Vor- und Familiennamens.

- 18 Kerschbaumer, Autobiographische Skizze. In: Jahresbericht des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien 8 (1896) 44.
- 19 Schlikow, Aus meinen Erinnerungen. In: Neue Zürcher Zeitung vom 17. Dezember, 160, Sonntagsausgabe 2136 (1939) 1.
- 20 Abeljanz-Schlikow, Von der Moskwa zur Limmat. I. Kindheit in Moskau. In: „Sie und Er“, 22. April 1954, 17.
- 21 Ebd., 18.
- 22 Abeljanz-Schlikow, Von der Moskwa zur Limmat. II. Sommer auf dem Lande. In: „Sie und Er“, 29. April 1954, 27–28, hier 27.
- 23 Ebd., 28.
- 24 Abeljanz-Schlikow, Von der Moskwa zur Limmat. III. Jenja lernt tanzen. In: „Sie und Er“, 6. Mai 1954, 15–16, hier 15.
- 25 Ebd., 16.
- 26 Abeljanz-Schlikow, Von der Moskwa zur Limmat. IV. Die Reise nach Zürich. In: „Sie und Er“, 13. Mai 1954, 27.
- 27 Ebd., 35.
- 28 Schlikoff, Wie ich zum Studium nach Zürich kam. In: Schweizerischer Verband der Akademikerinnen (Hg.), Das Frauenstudium an den Schweizer Hochschulen, 57.
- 29 Siehe Eine Jubilarin. In: Neue Zürcher Zeitung vom 15. Juli, Morgenausgabe 1104 (1943) 2: Jenja sei „vom Fieber der damaligen Frauenemanzipation angesteckt“ worden.
- 30 Schlikow, Aus meinen Erinnerungen. In: Neue Zürcher Zeitung vom 17. Dezember, 160, Sonntagsausgabe 2136 (1939) 1.
- 31 Schlikoff, Wie ich zum Studium nach Zürich kam. In: Schweizerischer Verband der Akademikerinnen (Hg.), Das Frauenstudium an den Schweizer Hochschulen, 57. Siehe dazu Eine Jubilarin. In: Neue Zürcher Zeitung vom 15. Juli, Morgenausgabe Nr. 1104 (1943) 2: Sie sollte später das Landgut in Dubki übernehmen.
- 32 Abeljanz-Schlikow, Von der Moskwa zur Limmat. IV. Die Reise nach Zürich. In: „Sie und Er“, 13. Mai 1954, 36.
- 33 Abeljanz-Schlikow, Von der Moskwa zur Limmat. VI. Auf der schwarzen Liste. In: „Sie und Er“, 27. Mai 1954, 31–33, hier 31.
- 34 Ebd., 32.
- 35 Schlikoff, Wie ich zum Studium nach Zürich kam. In: Schweizerischer Verband der Akademikerinnen (Hg.), Das Frauenstudium an den Schweizer Hochschulen, 61.
- 36 Kerschbaumer, Autobiographische Skizze. In: Jahresbericht des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien 8 (1896) 44.
- 37 Schlikoff, Wie ich zum Studium nach Zürich kam. In: Schweizerischer Verband der Akademikerinnen (Hg.), Das Frauenstudium an den Schweizer Hochschulen, 62.
- 38 Matrikelektion der Universität Zürich, Wintersemester 1872, Matrikelnummer 4383.
- 39 Matrikelektion der Universität Zürich, Sommersemester 1872, Matrikelnummer 4121.
- 40 Abeljanz-Schlikow, Von der Moskwa zur Limmat. VII. Ich bin Dr. med. In: „Sie und Er“, 3. Juni 1954, 31–33, hier 31.
- 41 Matrikelektion der Universität Zürich, Wintersemester 1872, Matrikelnummer 4383.
- 42 Kerschbaumer, Autobiographische Skizze. In: Jahresbericht des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien 8 (1896) 45.
- 43 Matrikelektion der Universität Zürich, Sommersemester 1872, Matrikelnummer 4121.
- 44 Abeljanz-Schlikow, Von der Moskwa zur Limmat. VII. Ich bin Dr. med. In: „Sie und Er“, 3. Juni 1954, 33.
- 45 Eine Jubilarin. In: Neue Zürcher Zeitung vom 15. Juli, Morgenausgabe Nr. 1104 (1943), 2.
- 46 Matrikelektion der Universität Zürich, Sommersemester 1872, Matrikelnummer 4121.
- 47 Abeljanz-Schlikow, Von der Moskwa zur Limmat. VII. Ich bin Dr. med. In: „Sie und Er“, 3. Juni 1954, 33. Siehe Die ältesten Staatsbürger. In: Volksrecht. Sozialdemokratisches Volksblatt. Offizielles Organ der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und des Kantons Zürich 51, 46 (1948) 8, wo „Schlikow Virginia, Dr. med., Zürich 7, Heliosstraße 6“, in der Liste der „zehn ältesten Stadtbürgerinnen“ angeführt wird. Siehe weiter Matrikelektion der Universität Zürich, Sommersemester 1872, Matrikelnummer 4121: Am 26. September 1949 starb „Virginie Schlikoff“.
- 48 Kerschbaumer, Autobiographische Skizze. In: Jahresbericht des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien 8 (1896) 45.
- 49 Margret Friedrich, „Ein Paradies ist uns verschlossen...“ Zur Geschichte der schulischen Mädchenerziehung in Österreich im „langen“ 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 89, Wien-Köln-Weimar 1999) 135.
- 50 Matrikelektion der Universität Zürich, Wintersemester 1872, Matrikelnummer 4383.
- 51 Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien. I. Vereinsjahr. October 1888–October 1889, 1 (1889) 1.
- 52 Beitragende Mitglieder. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien 1 (1889) 12–14.
- 53 Rosa Kerschbaumer, Ueber die ärztliche Berufsbildung und Praxis der Frauen. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien, 1. Vereinsjahr October 1888–October 1889, Beilage, 1 (1889) 8.
- 54 Ebd., 3.
- 55 Ebd., 5–7.
- 56 Ebd., 3.
- 57 Ebd., 12.
- 58 Ebd., 13.
- 59 Ebd., 15.
- 60 Irene Bandhauer-Schöffmann, Frauenbewegung und Studentinnen. Zum Engagement der österreichischen Frauenvereine für das Frauenstudium. In: Waltraud Heindl, Marina Tichy (Hg.), „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“ Frauen an der Universität Wien (ab 1897). (Schriftenreihe des Universitätsarchivs, Universität Wien 5, Wien 1990) 49–78, hier 51.
- 61 Friedrich, „Ein Paradies ist uns verschlossen...“, 135.
- 62 Matrikelektion der Universität Zürich, Wintersemester 1872, Matrikelnummer 4383.
- 63 Siehe Agnes Bluhm, Leben und Streben der Studentinnen in Zürich. Vortrag, gehalten am 1. März 1890 in Wien. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien 2 (1890) 16–27, hier 26: Bluhm war überzeugt, dass Frauen ihre „idealen Ziele“ erreichen könnten, wenn es ihnen gelänge, sich von der traditionellen Mädchenerziehung zu lösen und selbstbewusst aufzutreten.
- 64 Carl Bernhard Brühl, „Einiges über die Gaben der Natur an die Frau und die Consequenzen hieraus für Bedeutung, Stellung, Aufgaben und Rechte der Frau in der menschlichen Gesellschaft“. Ein von Gehirn-Demonstrationen begleiteter Vortrag, gehalten am 30. Mai 1892 im „Vereine für erweiterte Frauenbildung in Wien“. Separat-Abdruck aus dem Jahres-Berichte des genannten Vereines für 1892 (Wien 1893) 26.
- 65 Marcella Stern, Gabriele Possanner von Ehrenthal, die erste an der Universität Wien promovierte Frau. In: Heindl, Tichy (Hg.), „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“, 189–219, hier 201.
- 66 Jahresbericht. In: Jahresbericht des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien 6 (1894) 3–8, hier 4.
- 67 Eduard Albert, Die Frauen und das Studium der Medizin (Wien 1895) 14.
- 68 Ebd. 7. Siehe Regula Julia Leemann, Chancenungleichheiten im Wissenschaftssystem. Wie Geschlecht und soziale Herkunft Karrieren beeinflussen (Zürich 2002) 42: Die „Kinderfrage“ werde besonders in jenen Männerberufen diskutiert, „in denen das doing gender Teil des professionellen Handelns“ sei. Siehe weiter Michaela Raggam, Jüdische Studentinnen an der medizinischen Fakultät in Wien. In: Bolognese-Leuchtenmüller, Horn (Hg.), Töchter des Hippokrates, 139–156, hier 140: Raggam bezeichnet Alberts Broschüre als „Pamphlet“, welches als „Kompendium des Antifeminismus zweifelhafte Berühmtheit“ erreicht habe.
- 69 Albert, Frauen und das Studium der Medizin, 23 f. Siehe Gabriele Junginger (Hg.), Maria Gräfin von Linden. Erinnerungen der ersten Tübinger Studentin (Tübingen 1991) 98: „Schon in den Ver-

- sen, die von Mitschülerinnen, Lehrern und Lehrerinnen in mein Stammbuch eingetragen worden waren, hatten sich die verschiedensten Meinungen Bahn gebrochen. Die Frau war eben für die Mehrzahl der Menschen noch ausschließlich die himmlische Rosenflechterin."
- 70 *Albert*, Die Frauen und das Studium der Medizin, 32.
- 71 *Claudia Huerkamp*, Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945 (Bürgertum, Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte 10, Göttingen 1996) 246. Siehe *Michaela Raggam-Blesch*, Der „fehlende Ort“. Frauenbewegte Jüdinnen zwischen Antisemitismus und Antifeminismus im Wien der Jahrhundertwende. In: *Ariadne*. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte. Gegen-Bewegung der Moderne. Verbindungen von Antifeminismus, Antisemitismus und Emanzipation um 1900, 43 (2003) 14–21, hier 14: Der antiemanzipatorische Diskurs sei verantwortlich, dass Frauen die berufliche Gleichstellung verwehrt wurde. Die „Emanzipationsgegner“ bemühten sich jedoch vergebens, die für sie bedrohlich wirkende Veränderung der Gesellschaft anzuhalten.
- 72 *Kerschbaumer*, Professor Albert und die weiblichen Aerzte. In: *Neue Revue* 6, 44 (1895) 1.
- 73 Siehe *Burchardt*, „Schwestern reicht die Hand zum Bunde“? In: *Dickmann, Schöck-Quinteros* (Hg.), Barrieren und Karrieren, 294: Als sich eine Gruppe dieser Medizinerinnen nachweislich an der Ermordung des russischen Zaren 1881 beteiligte, wurden Frauen vom Medizinstudium an der militär-medizinischen Akademie in St. Petersburg ausgeschlossen. Eine zweite Emigrationswelle russischer Studentinnen ins Ausland folgte.
- 74 *Kerschbaumer*, Professor Albert und die weiblichen Aerzte. In: *Neue Revue* 6, 44 (1895) 2.
- 75 Ebd., 4.
- 76 Ebd., 9.
- 77 Ebd., 10.
- 78 *Emanuel Hannak*, Prof. E. Alberts Essay. Die Frauen und das Studium der Medicin, kritisch beleuchtet (Wien 1895) 39.
- 79 *Helene Lange*, Professor Albert und das medizinische Studium der Frauen. In: *Die Frau* 2 (1894/95) 145–148, hier 145.
- 80 Ebd., 147.
- 81 *Ernst Moriz Kronfeld*, Die Frauen und die Medicin. Professor Albert zur Antwort. Zugleich eine Darstellung der ganzen Frage (Wien 1895).
- 82 *Lange*, Professor Albert. In: *Die Frau* 2 (1894/95) 148.
- 83 Gutachten der Akademischen Senate österreichischer Universitäten zum Frauenstudium (1895). Zit. in: *Adolf Merkl*, Grundzüge des österreichischen Hochschulrechtes. In: *Österreichische Zeitschrift für öffentliches Recht* 12 (1962) 279.
- 84 *Marina Tichy*, Die geschlechtliche Un-Ordnung. Facetten des Widerstands gegen das Frauenstudium von 1870 bis zur Jahrhundertwende. In: *Heindl, Tichy* (Hg.), „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“, 27–48, hier 33.
- 85 Ebd., 29 f.
- 86 *Der Lehrerinnen-Wart*. Monatsblatt für die Interessen des Lehrerinnenenthumes 2, 1 (1890) 30.
- 87 *Bandhauer-Schöffmann*, Frauenbewegung und Studentinnen. In: *Heindl, Tichy* (Hg.), „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“, 56.
- 88 Ebd., 61.
- 89 Matrikeledition der Universität Zürich, Wintersemester 1872, Matrikelnummer 4383.
- 90 Siehe *Rosa Kerschbaumer*, Das Sarkom des Auges. Mit einem Vorwort von Hubert Sattler (Wiesbaden 1900).
- 91 *Kerschbaumer*, Autobiographische Skizze. In: Jahresbericht des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien 8 (1896) 45.
- 92 *Abeljanz-Schlikow*, Von der Moskwa zur Limmat. VII. Ich bin Dr. med. In: „Sie und Er“, 3. Juni 1954, 33.
- 93 Matrikeledition der Universität Zürich, Wintersemester 1872, Matrikelnummer 4383. Siehe *Sabine Veits-Falk*, Dr. Rosa Kerschbaumer-Putjata (1851–1923). Biographische Forschungen über eine Augenärztin in Österreich, Russland und Amerika. Tagungsberichte. XX. Internationales Treffen der Ophthalmohistoriker (Teil 1). Jahrestagung der Julius Hirschberg-Gesellschaft in Straßburg. In: *Der Augenspiegel*. Zeitschrift für Klinik und Praxis 1 (2007), online unter: <http://www.augenspiegel.com/zeitschrift.php/auge/blog/xx-internationales-treffen-der-ophthalmohistoriker1/> (26. September 2007): „Die rastlose Ärztin“ arbeitete ab 1915 am Good Samaritan Hospital in Los Angeles.
- 94 *Stern*, Gabriele Possanner von Ehrenthal. In: *Heindl, Tichy* (Hg.), „Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück ...“, 202.
- 95 *Gertrud Simon*, „Durch eisernen Fleiß und rastloses, aufreibendes Studium“. Die Anfänge des Frauenstudiums in Österreich. Pionierinnen an der Universität Wien und Graz. In: *Brehmer, Simon* (Hg.), Geschichte der Frauenbildung, 205–219, hier 210.
- 96 *Sonja Horn*, Gabriele *Dorffner*, „... männliches Geschlecht ist für die Zulassung zur Habilitation nicht vorgesehen“. Die ersten an der medizinischen Fakultät der Universität Wien habilitierten Frauen. In: *Bolognese-Leuchtenmüller, Horn* (Hg.), Töchter des Hippokrates, 117–138, hier 119.
- 97 Ebd., 124.
- 98 Siehe *Michael Hubenstorf*, Vom Erfolg und Tragik einer Medizinhistorikerin: *Erna Lesky* (1911–1986). In: *Christoph Meinel, Monika Renneberg* (Hg.), Geschlechterverhältnisse in Medizin, Naturwissenschaft und Technik. Im Auftrag des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik (Bassum-Stuttgart 1996) 98–109, hier 102.
- 99 *Albert*, Die Frauen und das Studium der Medizin, 32.
- 100 *Hofer*, Schwachstellen der männlichen Abwehrfront. In: *Horn, Arias* (Hg.), Medizinerinnen, 48.
- 101 *Johanna Bleker*, Frauen in der Wissenschaft als Gegenstand der Fortschrittsgeschichte. In: *Johanna Bleker* (Hg.), Der Eintritt der Frauen in die Gelehrtenrepublik. Zur Geschlechterfrage im akademischen Selbstverständnis und in der wissenschaftlichen Praxis am Anfang des 20. Jahrhunderts (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 84, Hussum 1998) 10.
- 102 *Ingrid Arias*, Die ersten Ärztinnen in Wien. Ärztliche Karrieren von Frauen zwischen 1900 und 1938. In: *Bolognese-Leuchtenmüller, Horn* (Hg.), Töchter des Hippokrates, 55–78, hier 56.

BRIGITTE DORFER

„SO ANSCHEINEND TRAGÖDIENLOS.“¹ DAS LEBEN VON MARTHA TAUSK

Martha Tausk² ist eine der – wie so viele andere auch – Vergessenen, eine Pionierin der Sozialdemokratie, eine Verfechterin der Frauenrechte und eine Frau, die in ihrer Zeit und unter den bestehenden Bedingungen eine große Karriere gemacht hat. Und trotzdem wurde sie vergessen.

Martha Tausk wurde am 15. Jänner 1881 als Martha Frisch geboren. Sie stammte aus einem bürgerlichen, sozialdemokratisch orientierten Elternhaus. Der Vater betrieb die Druckerei Frisch in Wien, war Mitbegründer der „Arbeiterzeitung“ (1889) und hatte sehr gute Kontakte zu den führenden Sozialdemokraten der Zeit. Die Mutter, Anna Klühova, engagierte sich im „Allgemeinen Österreichischen Frauenverein“ und arbeitete in der Druckerei mit. Beide Eltern waren Migranten aus dem Osten. Der Vater, jüdischer Herkunft, kam aus Galizien nach Wien. Er war der jüngste Sohn nach dreizehn Schwestern, Geld für ein Studium gab es keines und so ging er nach Wien, um sich dort sein Leben aufzubauen. Die Mutter war katholisch getauft und kam wegen der großen Hungersnot 1866 aus Böhmen in diese Stadt. Martha hatte zwei Brüder, einen älteren, Justinian, Jutz genannt, und einen jüngeren, Hugo. Mit Jutz war sie ihr ganzes Leben lang sehr innig verbunden.

Martha war eine eifrige Schülerin und sehr wissbegierig. Ihre Eltern unterstützten Marthas Bestreben. Nach der Volks- und Bürgerschule besuchte sie ein Jahr lang die Höhere-Töchter-Schule des Institutes Gunesch, brach diese Ausbildung aber ab, weil sie das „affektierte Gansergelutue“³ ihrer Mitschülerinnen widerwärtig fand. Martha Frisch absolvierte im Anschluss daran die Handelsschule, in der sie zur guten Buchhalterin ausgebildet wurde.

Über all die Jahre bekam sie Privatunterricht, unter anderem von Marianne Fickert und ihrer Schwester Auguste, die – obwohl bürgerlich – sich auch im Arbeiterinnen-Bildungsverein engagierte. Nach Beendigung ihrer Schuljahre besuchte sie gemeinsam mit Gisela Meitner, der ältesten Schwester der späteren Physikerin Lise Meitner, einen privaten Gymnasialkurs. Martha beendete diesen Kurs nicht mehr, sie heiratete zuvor.

Ihren Mann, Victor Tausk, lernte sie durch ihren Bruder Jutz kennen. Beide studierten Jus an der Universität in Wien. Martha war 17 Jahre, alt als sie die Bekanntschaft von Victor machte. Victor war in der Slowakei geboren worden, später übersiedelten seine Eltern nach Agram/Zagreb. Für Wiener Maßstäbe war er ein „grober Provinzler“⁴ und die Eltern Marthas waren überhaupt nicht angetan vom zukünftigen Mann ihrer einzigen Tochter. Da Martha zum Zeitpunkt ihrer Hochzeit 1900 noch minderjährig war, mussten die Eltern ihre Zustimmung erteilen, außerdem bekam sie ein Heiratsgut von 20.000 Kronen zugesprochen, das in Monatsraten zu je 300 Kronen ausbezahlt werden sollte. Da Martha katholisch getauft war, Victor jedoch jüdischer Herkunft war, ließ sich Victor taufen, damit der Heirat nun

nichts mehr im Wege stand.

Martha und Victor zogen nach ihrer Hochzeit nach Kotor/Cattaro. Victor musste seine Abschlussprüfungen an der Universität Sarajevo, die etwa 250 Kilometer entfernt lag, absolvieren. Vermutlich um den Skandal zu vermeiden, dass Martha schon schwanger war, bevor sie heirateten, zogen sie es vor, so abseits zu wohnen. Das erste Kind von Martha und Victor starb bei der Geburt. Martha wollte zurück nach Wien, sie blieb einige Wochen dort, um sich zu erholen und kehrte zurück zu Victor. Beide lebten daraufhin in Sarajevo und dort wurde im Februar 1902 ihr erster Sohn, Marius; geboren.

Im Jahr darauf kam ihr zweiter Sohn Victor Hugo zur Welt. Die Differenzen zwischen Victor und seinem Schwiegervater Moritz ließen sich nicht vermeiden. Victor war unzufrieden mit seinen beruflichen Aufgaben – er wollte eigentlich immer schon Medizin studieren, doch dafür reichte das Geld nicht – und vor allem kam es immer wieder zu Streitereien wegen der 300 Kronen Heiratsgut, die Martha monatlich bekam. Für Martha war diese Situation äußerst belastend und ihre Ehe stand auf einer schweren Probe.

Marthas Wunsch, nach Wien zurückzukehren, wurde größer. Sie fühlte sich isoliert und ausgeschlossen von allem und ihr fehlte ein inspirierendes Umfeld, das sie in Wien gewohnt war. Der einzige Lichtblick in diesen Jahren war die beginnende Freundschaft mit Zofka Kveder. Zofka Kveder war nur wenig älter als Martha, stammte aus Ljubljana und lebte zum Zeitpunkt ihrer Begegnung in Prag, wo sie als Journalistin arbeitete. Sie hatte sich in ihren jungen Jahren schon einen Namen als Schriftstellerin gemacht. Ihr erstes Buch „Misterij zene“ (Mysterium der Frau) erschien 1900 und beschrieb die Situation der Frauen im slawischen Süden, die rechtlos waren und als Opfer der gesellschaftlichen Umstände lebten. Das Buch war sehr radikal für diese Zeit und hatte ihr viel Lob, aber auch viel Kritik eingebracht. Martha war beeindruckt von Zofka, sie beschrieb sie so:

„[...] groß, schlank, schön – trotz der Augengläser – jugendfrisch in Blick, Farben und Bewegungen, lebenssprühend und herzenwerbend und herzensgewinnend, nicht nur bei Männern, bei Frauen und Mädchen, bei allem, was ‚Seele‘ hat. [...] So viel Mut haben wie Zofka! So warmherzig und lebenssprühend sein wie Zofka! Was sie alles erzählte!“⁵

Martha empfand sich als Gegenteil von Zofka, sie war müde, kraft- und mutlos und enttäuscht von ihrem Ehealltag, dem sie sich immer weniger gewachsen fühlte.

Im Jahr 1905 entschieden sich Martha und Victor, zurück nach Wien zu gehen. Dass sich ab diesem Zeitpunkt ihre Lebenswege trennen würden, war beiden klar. Martha zog mit ihren Söhnen in eine kleine Wohnung, konnte noch einige Zeit von den monatlichen 300 Kronen leben und arbeitete später in der Druckerei des Vaters als Buchhalterin.

Auch wenn sie mit viel weniger Geld auskommen musste, war sie überglücklich, in Wien sein zu können.

Victor versuchte sich da und dort mit journalistischen Arbeiten über Wasser zu halten. Um für seine Söhne zu bezahlen, fehlte ihm das Geld. Er entschied sich, nach Berlin zu gehen, aber auch dort plagten ihn Existenzängste, denn eine fixe Stelle war nicht zu finden. Der Kontakt zu Martha und den Kindern war ihm wichtig und wenn er in Wien war, wollte er sie unbedingt treffen.

Victor hatte in all den Jahren immer wieder Beziehungen zu anderen Frauen, Martha äußerte sich kaum dazu, für sie hatte ein ganz anderes Leben begonnen. Eine der Frauen Victors, die auch Marthas Leben beeinflusste, war Grete Meisel-Hess. Sie hatte eine für ihre Zeit sehr gute Ausbildung und studierte als Gasthörerin der Universität Wien Philosophie, Soziologie und Biologie. Seit 1902 trat sie als Schriftstellerin an die Öffentlichkeit, unter anderem auch mit dem Buch „Weiberhaß und Weiberverachtung“, einer Abhandlung zu Otto Weiningers frauenfeindlichen Thesen. Grete Meisel-Hess gehörte zu den wichtigsten Vertreterinnen der österreichischen Frauenliteratur um die Jahrhundertwende. Für ihren Roman „Die Stimme“⁶, der 1907 erstmals erschien, nahm sie Victor und Martha als Vorlagen für die Figuren *Dimitri* und *Helene*.

Die Erzählerin Maja Hertz lässt ihr Leben Revue passieren und erkennt, dass ihr Leben geprägt ist durch die Funktionalisierung und Vereinnahmung von Männern. Ihr zweiter Ehemann Dimitri, ein Dichter, „[...] kannte kein anderes Thema, als den Abgrund des Subjektes. [...] Er bohrte in der Seele, daß keine Faser daran heil blieb. ... Der Abgrund des Subjektes war sein täglicher Hausspaziergang und ich [Maja Hertz] auf diesem anstrengenden Pfad seine Begleiterin.“⁷

Dimitri wird als sehr rücksichtsloser Mensch beschrieben, der mit Helene eine qualvolle Ehe führte. Die Figur der Helene hingegen wird als sehr einfühlsam beschrieben: „Der Blick dieser Augen, unter solcher Stirn, war mir seltsam und schmerzlich: dieser arme verschreckte Blick. Doppelt bange wirkte er, da er hier an einer Frau von ganz selbständiger Persönlichkeit zu finden war, an einer emanzipierten eigentlich, nicht etwa an einem hilflosen, schwächlichen, anlehungsbedürftigen kleinen Frauenzimmer. [...] Ich muß gestehen, dass mir dieses grandiose, dieses absolute Laufenlassen nicht wenig imponierte. So anscheinend tragödienlos, so ohne Szenen, Tränen, Jammer. Freilich sah ich es, in dem Stadium, wo sie, Helene, eben schon da gelangt war.“⁸

Victor war entrüstet darüber, wie er dargestellt wurde. Den Kontakt mit Grete Meisel-Hess hatte er schon vor Erscheinen des Buches abgebrochen. Martha war es vor allem unangenehm, dass ihr Privatleben an die Öffentlichkeit gelangte.

Im Oktober 1908 wurde die Ehe von Martha und Victor endgültig geschieden. Dem Gesetz nach konnten sie sich scheiden lassen, da sie nicht katholisch geheiratet hatten, sondern evangelisch. Wie es damals üblich war, wurden alle „Verfehlungen“ der Eheleute aufgezählt.⁹ Victors Jähzorn, die schlechte Behandlung von Martha seinerseits, seine Li-

asonen. Aber auch Marthas kurze Liebelei am Beginn ihrer Ehe mit Josef Wilfan wurde erwähnt. Wilfan war ein Studienkollege Victors und ganz anders in seinem Temperament – er war ruhig, zurückhaltend, nach innen gekehrt. Seinen Namen erwähnte Martha immer wieder in Briefen und in den schwierigen Jahren, in denen sie gezwungen war, ein Pseudonym zu verwenden, nannte sie sich Marianne Wilfinger, wohl in Anlehnung an diese große Liebe.

Victor war endgültig wieder nach Wien zurückgekehrt und begann Medizin zu studieren. Das war ein lang gehegter Traum von ihm, seine Eltern konnten sich jedoch eine so teure Ausbildung nicht leisten. Er nahm Kontakt mit Sigmund Freud auf und war bald Teilnehmer an den Mittwochsabenden der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Für sein Studium kamen Paul Federn, Eduard Hitschmann, Ludwig Jekels, Max Steiner und Freud auf. Von seinem bescheidenen Studentenetat blieb nichts für die Kinder übrig. Im Jahr 1938 – lange nach dem Tod Victor Tausks – bezahlte sein ältester Sohn die Gelder an jene Unterstützer seines Vaters zurück, die sie dringend für die Emigration gebraucht hatten. (Freud hatte dankend abgelehnt.)

Während seines Studiums traf Victor sich immer Sonntag Nachmittag mit seinen Söhnen. Für Martha war das Leben nicht einfacher. Ihre finanzielle Lage wurde schwieriger. Aber sie fasste einen für ihr Leben äußerst wichtigen Entschluss. Auf Anraten Otto Bauers, einem Freund ihres Vaters, trat sie 1911 in die Sozialdemokratische Partei ein. Sie profilierte sich als Rednerin in der Partei und war eine engagierte Mitarbeiterin und Verfechterin für Frauenrechte, in den ersten Jahren vor allem für die Erlangung des Frauenwahlrechts.

Aufgrund der prekären Situation in der Firma ihres Vaters, musste sie sich eine neue Stelle suchen. Nach dem Tod ihres Vaters, im Oktober 1913, übernahm zuerst Jutz, ihr älterer Bruder, den Betrieb. Aber das Geschäft ging schlecht und musste bald darauf an neue Eigentümer verkauft werden. Sie nahm daraufhin verschiedene Stellen als Buchhalterin an, bis sie ein besseres Angebot aus Agram/Zagreb erhielt. Dort lebten ihre Schwiegereltern, vor allem mit der Mutter, Emilie, geb. Roth, hatte sie auch nach der Trennung von Victor immer guten Kontakt. Martha lebte in ihrem Haus und arbeitete viel, oft bis zehn Uhr abends. Der Realwert ihres Verdienstes sank schneller, als dass die Gehaltserhöhungen ausgleichen konnten, so war sie gezwungen, noch abends Deutsch-Stunden in der Berlitz Schule zu geben.¹⁰

Die Söhne kamen mit Unterstützung von Victor in ein Internat nach Krumau. Bezahlen jedoch musste Martha, denn Victor studierte noch.

Über all die Jahre hatte Martha sehr viel Kraft aus der Freundschaft mit Zofka Kveder geschöpft. Zofka lebte mittlerweile auch in Agram/Zagreb und arbeitete in der Redaktion des „Agramer Tagblattes“. Martha hatte sich verändert, war durch ihre harte Zeit viel stärker geworden, die frühere Bewunderung für Zofka trat in den Hintergrund.

Victor beendete 1914 sein Studium in Wien und eröffnete seine Praxis. Jedoch musste er bald nach der Eröffnung einrücken.

Martha lebte sich gut ein in Zagreb und hielt auch von dort aus intensiven Kontakt zu den SozialdemokratInnen, unter anderem zu Adelheid Popp und Friedrich Adler. Es war auch Adelheid Popp, die Martha nach Graz zu einer Proberede einlud, um ihr einen Start in der steirischen Politik zu ermöglichen. Marthas älterer Sohn Marius lebte zu dieser Zeit schon in Graz, er verließ das Internat in Krumau und wohnte bei Johann Resel, dem Gründer und ersten Redakteur des Grazer „Arbeiterwillens“. Martha hatte großen Erfolg bei ihrer Antrittsrede und wurde im Parteisekretariat angestellt. Gleichzeitig übernahm sie eine Funktion im Vorstand der Allgemeinen Arbeiter Krankenkasse (heute Steiermärkische Gebietskrankenkasse).

Mit Ende des Krieges hatten Frauen nun das erreicht, wofür sie so viele Jahre kämpften – das Wahlrecht. Im Februar 1919 gab es zum ersten Mal Wahlen in Österreich, an denen Frauen teilnehmen durften und gewählt werden konnten. Martha Tausk war schon Ende 1918 in die provisorische Landesversammlung der Steiermark eingezogen, dort war sie als erste (und einige Wochen lang einzige) Frau in Österreich vertreten. In ihrer ersten Sitzung als Mandatarin, am 6. November 1918, wurde Martha weder begrüßt noch persönlich angesprochen. Der Altersvorsitzende Franz Wagner begrüßte „(...) die Hochverehrten Herren Repräsentanten der neuen Landesregierung“¹¹. Martha war mit 38 Jahren Mitglied der Landesregierung, engagierte sich für eine neue Dienstbotenverordnung, arbeitete im Unterrichtsausschuss, in dem sie für die Aufhebung des Eheverbotes für Lehrerinnen eintrat und war als engagierte Rednerin gerne eingeladen. Ihre Kinder lebten in Graz und Victor kehrte nach dem Krieg wieder nach Wien zurück, um seine Arbeit wieder aufzunehmen. Doch er hatte nur wenige Patienten, konnte kaum etwas für seine Söhne bezahlen und wurde von Freud ziemlich unerwartet zurückgewiesen. Victor fragte bei Freud an, ob er ihn in Analyse nehmen würde. Freud lehnte ab und empfahl Victor eine Analyse bei Helene Deutsch, was Victor als „fürchterliche Kränkung“¹² empfand, denn Helene Deutsch war um einiges jünger und in der Analyse unerfahrener als Victor Tausk und sie war eine Frau. Die Analyse dauerte nicht allzu lange, da Helene Deutsch eine Weiterarbeit mit ihm ablehnen musste. Tausk arbeitete in der Analyse ausschließlich an seiner Beziehung zu Freud, Helene Deutsch, die bei Freud in Analyse war, redete nur mehr über die Analyse von Victor Tausk. Bis Freud Helene Deutsch vor die Wahl stellte, entweder die Analyse mit Tausk zu beenden oder ihre eigene Analyse bei ihm selbst abubrechen. Helene Deutsch entschied sich für ersteres.

Am 2. Juli 1919, einem Mittwoch, ließ sich Tausk bei Freud für das Fernbleiben bei dem Treffen der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung entschuldigen:

„Hochverehrter Herr Professor, ich bitte, mein Fernbleiben von der heutigen Sitzung zu entschuldigen. Ich bin mit der Lösung meiner entscheidenden Lebensangelegenheiten beschäftigt und will mich durch den Kontakt mit Ihnen nicht in Versuchung bringen lassen, Ihre Hilfe in Anspruch nehmen zu wollen. Ich werde wohl sehr bald wieder die Freiheit haben, mich Ihnen nähern zu können. Ich gedenke, dann

mit einem Minimum von Neurose aufzutreten. Indessen bleibe ich mit herzlich ergebenden Grüßen Ihr dankschuldiger Tausk.“¹³

Victor Tausk war mit den Vorbereitungen zu seiner Hochzeit beschäftigt, doch dazu kam es nicht mehr. Victor Tausk beging Selbstmord.

Martha durfte die Vormundschaft für ihre Söhne nicht übernehmen, Victor bat in seinem Abschiedsbrief Eduard Hitschmann, Psychoanalytiker aus dem Kreis um Sigmund Freud, die Vormundschaft zu übernehmen. Für Martha schrieb er folgendes: „Meine geschiedene Frau Martha Tausk, geb. Frisch, Graz (...), die Mitvormund ist, bitte ich mich in allen Verfügungen des Vormunds zu unterwerfen.“¹⁴

Für Martha war das wieder einmal eine schwere Zeit. Sie war nun Witwe, allein verantwortlich für ihre Söhne und musste sich einem Vormund, den Victor aussuchte, unterwerfen. Und sie wusste ja auch, dass ihre Söhne sehr unter dem Tod des Vaters litten. Beide engagierten sich in sozialdemokratischen Organisationen und Marius wurde sogar zum Vertrauensmann.

Die langjährige Freundin von Martha, Zofka Kveder, hatte sich immer mehr zurückgezogen. Zofka war eine schwermütige Frau geworden, hatte sich von den Ideen der Sozialdemokratie, die sie zuvor durchaus begrüßte, abgewandt und hatte sich durch ihren zweiten Mann, dem Statthalter Kroatiens, dem Nationalismus zugewandt.

Marthas politische Arbeit war vielfältig, sie setzte sich ein für die Einführung der Sozialversicherung. Ein wichtiges Anliegen war ihr – auch auf Grund ihrer persönlichen Erfahrung –, dass Ehejahre wie Arbeitsjahre versicherungspflichtig sein sollten.¹⁵ Dieses Anliegen ist übrigens bis heute nicht realisiert.

Mit einigen ihrer Forderungen war Martha auch innerhalb der SozialdemokratInnen auf großen Widerstand gestoßen. In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatten sich die SozialdemokratInnen stark gemacht für die Änderung des § 144 in Form eines Fristenmodells. Umgesetzt wurde diese Forderung bekanntlich erst im Jahre 1975. Die SozialdemokratInnen sahen im § 144 einen „Klassenparagrafen“, denn von Kriminalisierung und strafrechtlicher Verfolgung waren vor allem finanziell schlechter gestellte Frauen betroffen. Marthas Stellungnahme dazu löste Empörung aus, ihre Forderung war: „Kein Massengebären zum Massensterben, lieber weniger, aber gesunde Kinder.“¹⁶ Martha will damit erreichen, „daß die ganzen Bedingungen fallen sollten. Damit meinte sie auch die 3-Monats-Frist, denn es würden sich immer auch nach dieser Frist unerwartete Gründe ergeben und Frauen würden sich von den Strafen nicht abbringen lassen, einen Schwangerschaftsabbruch zu versuchen.“¹⁷

Auch in der Internationalen Arbeit engagierte sich Martha. 1923 wurde sie am Kongress in Hamburg Gründungsmitglied der Sozialistischen Arbeiter-Internationale. Auch dort wurden ihre Ideen gerne diskutiert, wenn sie auch manches Mal auf Widerstand stießen. So zum Beispiel Marthas Idee eines internationalen Austausches von Strafentlassenen, denen auf diese Weise ein Neuanfang in einer neuen und unbekannteren Umgebung ermöglicht wäre.

Vor allem die Arbeit für die internationalen Organisationen weckte Marthas Interesse.

In diesen Jahren hatte Martha wenig Kontakt mit Zofka Kveder, sie schrieben sich gelegentlich, bis sich in den 20iger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Kontakt zwischen beiden Frauen intensiver entwickelte. Zofka hatte einige Selbstmordversuche hinter sich, sie litt an „ruinierten Nerven“¹⁸ und Martha war sehr besorgt um sie. 1926 kam Zofka nach Graz, um sich zu erholen. Martha verschaffte ihr einen Platz in einem Sanatorium auf der Lassnitzhöhe, doch auch dort veränderte sich ihr Zustand nicht sehr. Im letzten Brief, den Zofka am Tisch in Marthas Wohnung hinterlegt hatte, schrieb sie: „Nun ist meine Sprache arm geworden. [...] Du gehörst aber weiteren höheren Zielen der Allgemeinheit.“¹⁹ Zofka kehrte verzweifelt nach Agram/Zagreb zurück und starb dort am 21. November.

Nach dem Tod Zofkas verfasste Martha einen Text über ihren Lebensweg vom armen slowenischen Dorfmadel, der kühnen Rebellin, der schöpferischen Frau, der anerkannten Schriftstellerin bis hin zur Frau des Statthalters Kroatiens, Juraj Demetrovic. Der Text erschien 1930 in Marthas Erzählband „Fernambuk und anderes“²⁰. Martha ging auf Spurensuche nach der wahren Zofka Kveder:

„Welche ist die wahre Zofka? Die junge, lebensprühende, kraftvolle Rebellin gegen Kirche und Bürgertum? Oder die ermattete, gehetzte, an der Meinung und den Blicken eben dieser Bürger leidende, also von ihnen schon abhängige Frau, die ihr Selbstvertrauen verliert, weil sie vor denen nichts mehr gelten sollte, die ihr früher nichts gegolten haben.“²¹

Für Martha brachten die folgenden Jahre einiges Neues. 1927 wurde sie in den Bundesrat entsandt und legte ihr Mandat im steirischen Landtag nieder. Martha war wenig erfreut über ihr neues Arbeitsgebiet in Wien: „Der Bundesrat ist eine ganz sinnlose, überflüssige Körperschaft ohne Existenzberechtigung.“²² Das, was sie nun hatte, war viel freie Zeit, eine Fahrkarte erster Klasse auf allen Bahn- und Schifffahrtlinien Österreichs und das Gefühl einer großen Unzufriedenheit. Sie wollte mehr arbeiten, fühlte sich – mit 46 Jahren – zu jung, um in einer ihrer Ansicht nach „bedeutungslosen“ Einrichtung wie dem Bundesrat zu sitzen. Aber Martha arbeitete weiterhin in internationalen Vereinigungen, es war ihr ein Anliegen, an einer Einigung der durch den Krieg gespaltenen Arbeiterbewegung mitzuarbeiten. Am Internationalen Kongress in Brüssel 1928 scheiterte die gewünschte Einigung. Für Martha allerdings war dieser Kongress einer, der wieder einmal Neues in ihr Leben brachte. Martha wird von Friedrich Adler als internationale Frauensekretärin nach Zürich ins Sekretariat der Sozialistischen Arbeiter Internationale (SAI) berufen. Sie wurde Mitarbeiterin von Friedrich Adler und hatte eine große Aufgabe in der Schweiz vor sich. Martha wurde zur Herausgeberin der ersten Zeitschrift für die Schweizer Arbeiterin. Im Jänner 1929 erschien die erste Nummer des „Frauenrechts“. Martha schrieb zu verschiedenen Themen, so zum Beispiel zu den Bestrafungen der Schwangerschaftsunterbrechung, dem Frauenwahlrecht, das ja 1929 in der Schweiz noch immer nicht durchgesetzt war. Auch Literarisches wurde im Frau-

enrecht veröffentlicht, so finden sich einige Erzählungen von Victor Tausk und Zofka Kveder. Erwähnt sollen hier auch die Texte von Christine Touaillon²³ werden, die im „Frauenrecht“ recht regelmäßig erschienen. Touaillon war Germanistin, die sich 1919 in Graz habilitieren wollte, deren Ansuchen jedoch abgelehnt wurde, da die Professorenschaft – ausschließlich Männer – die Meinung vertrat, dass jungen Männern eine Frau als Lehrende nicht zumutbar wäre. Touaillon habilitierte sich einige Jahre darauf an der Universität Wien.

Die Zeitschrift brachte auch Nachrichten aus aller Welt und Stellungnahmen zu verschiedenen gesellschaftlichen oder sozialen Fragen. Das „Frauenrecht“ wurde sehr erfolgreich verkauft und warf schon im ersten Jahr einen Überschuss von 2000 Franken ab und das alles ohne Inserate.²⁴ Martha war für die Auswahl der Texte zuständig und lehnte manches ab, was mit ihren Vorstellungen einer sozialdemokratischen Frauenzeitschrift nicht konform ging. Damit handelte sie sich Konflikte und Querelen ein, aber Martha wollte ihren Prinzipien treu bleiben, so lehnte sie einen Artikel von der Präsidentin der Zentralen Frauen-Agitationskommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, Rosa Gilomen-Hulliger ab, da diese im „Frauenrecht“ mit einem Artikel eine Diskussion über Geschmacksfragen auslösen wollte.

„Lehren, dass sich die Arbeiterfrau kein Seidenkleid kaufen solle, traue ich mich im ‚Frauenrecht‘ nicht zu geben. Die wirklich proletarischen Frauen haben nicht die Wahl zwischen ‚einem Seidenkleid und drei bis vier Wochenendkleidchen‘ – und den anderen möchte ich die Wahl nicht vorschreiben. Wir bekämen dadurch einen so ungeheuren Streit über Geschmacksfragen, dass wir die Abonnentinnen des ‚Frauenrechts‘ dezimieren würden.“²⁵

Auch die Hinweise zur Verwendung von verschiedenen Produkten, sah sich Martha genau an, und erlaubte nicht alles, was vorgeschlagen wurde:

„Wie ich nun die Rezepte – wegen deren ich Ihnen ja blind vertraue – in die Druckerei geben will, bemerke ich noch einen Haken. ‚Persil‘, das ist eine Marke einer privatkapitalistischen Firma – nicht besser und nicht schlechter, als andere Erzeugnisse. [...] Meines Wissens gibt es auch Co-op-Seifenflocken oder eine dem ‚Persil‘ gleichwertige Kaltwasserseife.“²⁶

Die Querelen und Auseinandersetzungen belasteten Martha sehr. Ihr wurde vorgeworfen, dass das Blatt zu international sei und dass sie zu viele Artikel von Schweizer Genossinnen ablehne. Hinzu kam noch, dass es mit dem Umsturz in Deutschland 1933, dem Bürgerkrieg in Österreich 1934 und der Diktatur Mussolinis in Italien 1926 für VertreterInnen der Internationalen gefährlich war, ihre Meinung öffentlich zu vertreten. Innerhalb der Schweizer Behörden wurde Martha beobachtet und schon im Jahr 1931 gewarnt, dass sie kritische Artikel gegenüber schweizerischen Belangen nicht mit ihren Initialen kennzeichnen sollte. Martha zeichnete von da an einige Artikel auch in anderen Zeitungen und Zeitschriften, in denen sie veröffentlichte, unter ihrem Pseudonym Marianne Wilfinger. Den Namen Wilfinger wählte sie in Erinnerung an Josef Wilfan, den von

ihr so sehr geliebten Studienkollegen ihres Mannes, mit dem sie eine kurze Affäre verband.

1934 entschied sich Martha, nach Österreich zurückzugehen, dass sie dort nicht lange bleiben kann, war ihr klar. Bis zu ihrer endgültigen Emigration zu ihrem Sohn Marius, der in den Niederlanden lebte, blieb sie in Wien. Über diese Jahre schrieb sie: „Mich hat dieser österreichische Bürgerkrieg gebrochen. [...] Alle Worte müssen doch jetzt den irgendwie hart Betroffenen, aus der Bahn Geschleuderten, Entwurzelten, Verwundeten (an Leib und Seele), den Gefangenen oder den Witwen der Geopferten schal und verphrast klingen. Ich habe lange gebraucht, bis ich ein Wort zu Papier bringen konnte. Das erste war der Artikel über Paula Wallisch.“²⁷

Marthas jüngeren Sohn Hugo und seiner Familie gelang 1938 die Ausreise nach Brasilien. In Wien lebte Martha als Rentnerin, mehr schlecht als Recht. Sie bekam eine kleine Pension aus Österreich und lernte eifrig Niederländisch, da sie ja zu Marius nach Nijmegen gehen wollte. Mit Hilfe gefälschter Unterlagen konnte Martha 1939 endlich ausreisen. Wegen der jüdischen Herkunft ihres Vaters hatten ihr die Behörden das Leben schwer gemacht, bis sie „nach mancherlei Abenteuern mit der Gestapo unseligen Andenkens und nach zähem, aber erfolglosem Kampf endlich durch ein Hintertürchen gegen ein ‚Douceur‘ von 100 RM [Reichsmark, B.D.] einen Pass bekam.“²⁸

In Nijmegen lebte Martha in einer kleinen Wohnung und verstand sich blendend mit ihrer Nachbarin. Die zwei hatten auch während der Okkupation durch Nazi-Deutschland immer wieder Untergetauchte in ihrem Haus versteckt. Martha lernte ausgezeichnet Niederländisch, hatte einen regen Briefkontakt mit Friedrich Adler, Otto Neurath und vielen anderen Sozialdemokratinnen. Ihr Bruder Jutz lebte während des Krieges in Schweden, er war verheiratet mit einer Schwester Lise Meitners und sein Sohn, Robert Frisch, war ein enger Mitarbeiter der weltbekannten Physikerin geworden. Martha schrieb zahlreiche Artikel für Zeitungen und Zeitschriften, die nur zum Teil veröffentlicht wurden. Sie wollte finanziell unabhängig von ihrem Sohn sein, aber von 1944 bis in die 50iger Jahre kam keine Pension aus Österreich, so versuchte sie mit dem Schreiben von Artikeln und Übersetzungen etwas zu verdienen.

Martha engagierte sich in der *Österreichischen Kolonie*, die die Heimkehr der ÖsterreicherInnen aus den Niederlanden unterstützte. Sie vertrat die Provinzen Gelderland und Nord Brabant. Die österreichische Regierung, die Martha um tatkräftige, vor allem finanzielle Unterstützung bat, antwortete nicht auf Marthas Schreiben.

Nach dem Krieg hatte Martha einen großen Disput mit Otto Neurath, dabei ging es um die Verwendung des Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. Neurath war nach England emigriert und vermied die deutsche Sprache soweit als möglich, weil er, wie er Martha in langen Briefen aufzeigte, davon überzeugt war, dass die deutsche Sprache an sich, auch jene der deutschen Klassiker, den Faschismus vorbereitet hatte und dass nicht die Nazis allein die Grausamkeiten erfunden hätten.

„Gewiss, wie du sagst ‚einfache, anstaendige Menschen

sprechen und schreiben einfach und anstaendig und Nazis schreiben und reden Nazideutsch, eine Art Verbrecherjargon mit wissenschaftlich klingenden undeutschen (WAS IST DAS?) Worten[...] [...] Ehrlich gestanden, es ist ein wenig deprimierend, dass FAST ALLE FREUNDE SO REAGIEREN; WIE DU. [...] Du bist anderer Meinung, schade. Ich erkläre das aus dem deutschen Klima ... sei nicht boes darueber.“²⁹

Als Martha diesen Brief erhielt, war Otto Neurath schon verstorben. Mit Friedrich Adler fand sie sich in dieser Debatte um die deutsche Sprache auf einer Linie und sie teilte mit ihm ihre zutiefst ablehnende Einstellung zu den allgemeinen Ressentiments gegenüber Deutschland und Österreich.

Im Jahr 1946 flog Martha zu ihrem Sohn Hugo nach Brasilien. Es war die erste Flugreise, die sie unternahm und die sie in einigen Artikeln anschaulich schilderte.³⁰ In Brasilien war Martha ein gern gesehener Gast in EmigrantInnenkreisen, sie wurde oft eingeladen und ihre politische Einschätzung, was die Zukunft Europas betraf, hatte großen Wert. Durch einen Autounfall, bei dem ihr Auge verletzt wurde, war sie in den letzten Wochen ihres Aufenthaltes sehr eingeschränkt.

Nach ihrer Rückkehr nach Nijmegen hatte sich ihr Leben verändert, sie ging weniger aus dem Haus, schrieb weniger. Einen Artikel schrieb sie noch aus Anlass des 90. Geburtstages von Emma Adler, der Mutter Friedrichs. Martha lernte Emma Adler erst in ihren Züricher Jahren kennen, Emma war damals schon 70 Jahre alt. Sie kam aus reichem Haus und war das einzige Mädchen neben fünf Brüdern. Durch ihren Bruder Heinrich Braun und Victor Adler freundete sie sich mit den Ideen des Sozialismus an. Nach dem Tod Victor Adlers, 1918, verfiel sie in schwere Depressionen.

„Nach jahrelanger Krankheit, – an die sie übrigens eine ganz klare Erinnerung hatte und von der sie oft gewissermaßen sachlich und ohne Scheu sprach – wird die nun fast Siebzigjährige zum Erstaunen ihrer Aerzte und zur Erlösung ihrer Naechsten gesund und nimmt mit grosser, gleichsam unverbrauchter Energie ihre Arbeit wieder auf.“³¹

Emma Adler sammelte Aphorismen, fertigte Übersetzungen an, schrieb an ihren Lebenserinnerungen, kochte und verfasste Kochbücher und lernte noch 73-jährig Maschineschreiben. Die Bilder der stürzenden Denkmäler Victor Adlers in Wien aus dem Jahr 1934, eines davon aus dem Ottakringer Arbeiterheim, auf dem der Kopf am Boden liegend zu sehen ist, waren grauenhaft für sie. Martha Tausk erinnerte sich: „Da sagt Emma Adler zu mir. ‚Mich schmerzt nichts mehr, es ist alles versteint in mir. Versteint!‘“³² Der Artikel erschien in der „Arbeiterzeitung“, musste aber aufgrund des großen Papiermangels der Nachkriegszeit sehr kurz gefasst sein.

1952 kam Martha für ein paar Wochen nach Österreich. Die politischen Entwicklungen in Österreich sah sie sehr skeptisch und sie fand es empörend, dass ehemalige Nazis von den SozialdemokratInnen mit offenen Armen aufgenommen wurden.

„Ich selbst schaue einem Wiedersehen mit Wien und Graz mit gemischten Gefühlen entgegen, – aber abgesehen

von den ca. 30% Vorfrende und 20% Neugierde, wird das vermutlich die einzige Möglichkeit sein, zu meiner in Österreich liegenden Pension zu kommen.“³³

In Graz traf sie alte Freunde, Genossinnen und Genossen, WeggefährtInnen und endlich wurde ihr ihre Pension ausbezahlt. Aber hier in Österreich hielt sie nichts mehr.

Die einzige Anerkennung, die Martha Tausk für ihre unermüdliche Arbeit in der Sozialdemokratischen Partei bekam, erhielt sie 1956. Von ihrer treuen Briefschreiberin, Gabriele Proft, die bis 1953 Vorsitzende der SPÖ Frauen war, erhielt Martha wie alle Pionierinnen, die schon vor dem Ersten Weltkrieg in der Partei waren, eine Brosche. „Sie wird dir sicher gut gefallen und man kann sie zu allem tragen. Es ist kein ‚Orden‘ sondern ein nettes kleines Geschenk, das auch praktisch ist und einem Freude macht. Ich weiss, auch Du bist nicht für solche Äusserlichkeiten. Doch es ist eine schöne Erinnerung an längst, längst vergangene, für uns schöne Zeiten.“³⁴

Einige Monate darauf starb Martha Tausk in Nijmegen, wo sie auch begraben liegt.

ANMERKUNGEN:

- 1 Das Zitat stammt aus dem Roman „Die Stimme“ von Grete Meisel-Hess.
- 2 Brigitte Dorfer, Die Lebensreise der Martha Tausk. Sozialdemokratie und Frauenrechte im Brennpunkt. Innsbruck, Wien, Bozen 2008.
- 3 Wer war Victor Tausk? Ein biographischer Versuch von seinem Sohn. In: Victor Tausk, Gesammelte psychoanalytische und literarische Schriften. Wien – Berlin 1983, S. 500.
- 4 Paul Roazen, Brudertier. Sigmund Freud und Victor Tausk. Die Geschichte eines Konflikts. Hamburg 2002, S. 20.
- 5 Martha Tausk, Fernambuk und anderes, Zürich 1930, S. 5ff.
- 6 Grete Meisel-Hess, Die Stimme. Roman in Blättern, Berlin 1907.
- 7 Grete Meisel-Hess, Die Stimme. Berlin 1919, S.112f.
- 8 Ebda, S. 84f.
- 9 Scheidungsurkunde, 20.10.1908 (Privatarchiv Rob Tausk).
- 10 Martha Tausk, Autobiografische Notizen, 13.3.1952, S. 6 (Verein der Geschichte der Arbeiterbewegung, Wien). Vgl. dazu auch: Gabriella Hauch, Vom Frauenstandpunkt aus. Frauen im Parlament 1919 – 1933, Wien 1995 (Studien zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte 7).
- 11 Stenographisches Protokoll über die erste Sitzung der steiermärkischen provisorischen Landesversammlung am 6.11.1918, S. 1 (Landesarchiv Graz).
- 12 Marius Tausk, Wer war Victor Tausk? Ein biographischer Versuch von seinem Sohn. In: Victor Tausk, Gesammelte psychoanalytische und literarische Schriften. Wien – Berlin 1983, S. 547.
- 13 Paul Roazen, Brudertier. Sigmund Freud und Victor Tausk. Die Geschichte eines Konflikts. Hamburg 2002, S. 93.
- 14 Marius Tausk, Wer war Victor Tausk? Ein biographischer Versuch von seinem Sohn. In: Victor Tausk, Gesammelte psychoanalytische und literarische Schriften. Wien – Berlin 1983, S. 555.
- 15 U.a. veröffentlicht in: Die Genossin, Informationsblätter der weiblichen Funktionäre der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Nummer 11, Jahrgang 5, November 1928, S. 399ff.
- 16 Zit. nach: Heinz Mang, Steiermarks Sozialdemokraten im Sturm der Zeit. Biographien, Daten, Fakten, Wahlergebnisse, Graz 1988, S. 313.
- 17 Gabriella Hauch, Frauen im Parlament I, Linz 1994, S. 372.
- 18 Zofka Kveder an Martha Tausk, 20.11.1921 (nuk Ljubljana)
- 19 Zofka Kveder an Martha Tausk, 25.8.1926 (nuk Ljubljana).

- 20 Martha Tausk, Fernambuk und anderes, Zürich 1930, S. 3 – 22. Es ist der einzige Erzählband von Martha Tausk.
- 21 Martha Tausk, Fernambuk und anderes, Zürich 1930, S. 21f.
- 22 Martha Tausk an Minka und Fran Govekar, Pfingsten 1927 (nuk Ljubljana).
- 23 Vgl: Hanna Schnedl-Bubenicek, Wissenschaftlerin auf Umwegen. Christine Touaillon, geb. Auspitz (1878 – 1928). Versuch einer Annäherung, in: Wolfgang J. Huber, Rudolf G. Ardelt, Anton Staudinger (Hrsg), Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl zum 60. Geburtstag, Wien, Salzburg 1985, S. 69 – 80.
- 24 Zit. nach: Heinz Mang, Steiermarks Sozialdemokraten im Sturm der Zeit. Biographien, Daten, Fakten, Wahlergebnisse, Graz 1988, S. 314.
- 25 Martha Tausk an Rosa Gilomen-Hulliger, 20.6.1931 (IISH).
- 26 Martha Tausk an Rosa Gilomen-Hulliger, 20.6.1931 (Nachtrag) (IISH).
- 27 Martha Tausk an Oda Olberg-Lerda, 30.4.1934 (IISH). Paula Wallisch war die Frau von Kolomann Wallisch, der im Februar 1934 in Bruck/ Mur standrechtlich hingerichtet wurde.
- 28 Martha Tausk an Ernst Nobs, 20.5.1945 (IISH).
- 29 Otto Neurath an Martha Tausk, 19.12.1945 (IISH).
- 30 Vgl. dazu: Martha Tausk, Im Fluge von Amsterdam nach Brasilien (Privatarchiv Rob Tausk) und Marianne Wilfinger, Als Gast in Brasilien o.J. (Privatarchiv Rob Tausk).
- 31 Martha Tausk, Emma Adler – zu ihrem 90. Geburtstag, am 20. Mai 1948 (IISH).
- 32 Ebda.
- 33 Martha Tausk an Tinno Kahn, 14.3.1952 (IISH).
- 34 Gabriele Proft an Martha Tausk, 21.3.1956 (IISH).

ABKÜRZUNGEN:

IISH: International Institute of Social History, Amsterdam
 nuk Ljubljana: Narodna in Univerzitetna Knjižnica, Ljubljana (Universitätsbibliothek Ljubljana)

AUTORINNEN

BRIGITTE BISCHOF:

Mag.a rer.nat., Physikerin und Wissenschaftshistorikerin, gestaltete bereits während des Studiums eine Ausstellung zu „100 Jahre Frauenstudium an den Physikalischen Instituten der Universität Wien“. In ihrer Diplomarbeit beschäftigte sie sich mit „Frauen am Wiener Institut für Radiumforschung“ (Wien 2000). Danach beteiligte sie sich an Projekten zu den Themenkreisen Frauen in den Naturwissenschaften, Physikgeschichte und Wissenschaftsemigration. Zur Zeit ist sie Mitarbeiterin am IWK.

CHRISTA BITTERMANN-WILLE:

Geb. 1955, Dokumentarin, Informationsspezialistin; Eintritt in die Österreichische Nationalbibliothek 1973. 1992 Etablierung von Ariadne – frauenspezifische Information und Dokumentation im Geschäftsgang der Österreichischen Nationalbibliothek:
http://www.onb.ac.at/ariadne/ueber_ariadne.htm

SUSANNE BLUMESBERGER:

Mag.a Dr.in phil. Seit 1999 Mitarbeiterin des Projekts „biografiA. Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen“ am IWK, Koordinatorin und Bearbeiterin mehrerer wissenschaftlicher Forschungsprojekte, Vorträge und Tagungen zu den Themen: Frauenbiografieforchung – weibliches Schreiben – Exil/Emigration – Kinder- und Jugendliteratur – Konstruktion von weiblichem Wissen. Seit 2007 Mitarbeiterin der Universitätsbibliothek Wien. Lehrbeauftragte am Institut für Germanistik der Universität Wien. 2003 Preis der Theodor-Körner-Stiftung zur Förderung der Wissenschaft, 2004 Förderungspreis für Wissenschaft der Stadt Wien. Publikationen in in- und ausländischen Fachorganen, Herausgeberin mehrerer Sammelbände, zuletzt „Mimi Grossberg (1905-1997). Pionierin – Mentorin – Networkerin“ (=biografiA. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforchung, Band 5), Wien: Praesens 2008.

BRIGITTE DORFER:

Geb. 1964 in Graz, studierte Germanistik und Geschichte. Sie unterrichtet am Vorstudienlehrgang der Grazer Universitäten und ist Lektorin an der Karl-Franzens-Universität Graz. Brigitte Dorfer ist Mitbegründerin der Grazer Frauen-StadtSpaziergänge und war Mitarbeiterin am Projekt WOMENT! (Europäische Kulturhauptstadt Graz 2003). Veröffentlichungen zur Frauengeschichte u. a.: *Die Lebensreise der Martha Tausk Sozialdemokratie und Frauenrechte* (Studienverlag Innsbruck 2008)

HELGA HOFMANN-WEINBERGER:

Mag.a., geb. 1949, Dokumentarin, Informationsspezialistin; Eintritt in die Österreichische Nationalbibliothek 1987. 1992

Etablierung von Ariadne – frauenspezifische Information und Dokumentation im Geschäftsgang der Österreichischen Nationalbibliothek:

http://www.onb.ac.at/ariadne/ueber_ariadne.htm

CHRISTINE KANZLER:

Dr.in phil., geb. 1955 in Wien, Studium der Theaterwissenschaft, Ausbildungslehrgang für Informations- und Dokumentationsfachleute im nichtöffentlichen Bereich. Forschungsschwerpunkte: Exilforschung, Biografieforchung. U.a. Sachbearbeiterin der Projekte „ÖsterreicherInnen im Exil. Eine bio-bibliografische Datenbank“ (2002) und „Österreichisches Exil auf den Philippinen: Auswertung der Teilnachlässe von Mona Lisa Steiner, Hans Steiner und Theresse Lindenberg“ (2003/04) am Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands. Verfasserin von Kurzbiografien für das Projekt *biografiA* am Institut für Wissenschaft und Kunst und das *Österreichische Biographische Lexikon* mit dem Schwerpunkt Widerstandskämpferinnen und Widerstandskämpfer. Auch als Erwachsenenbildnerin für Migrantinnen und Migranten tätig.

ILSE KOROTIN:

Dr.in phil., Studium der Philosophie und Soziologie, Leiterin der „Dokumentationsstelle Frauenforschung“ am Institut für Wissenschaft und Kunst und des Projekts „biografiA. datenbank und lexikon österreichischer frauen“. Forschungsschwerpunkte: Nationalsozialismus, Wissenschaftsgeschichte, Biografieforchung. Buchpublikationen u. a.: (Hg. gem. mit Brigitta Keintzel): *Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben Werk Wirken*. Wien: Böhlau 2002. (Hg.) *Österreichische Bibliothekarinnen auf der Flucht. Verfolgt, verdrängt, vergessen? (= biografiA. Neue Ergebnisse der Frauenbiografieforchung Bd. 4)*, Wien: Praesens 2007.

KLARA LÖFFLER:

Geb. 1958. 1980 Gesellenprüfung als Tischlerin. Studium der Volkskunde, Soziologie und Kunstgeschichte in Würzburg und Regensburg. 1987 Magister Artium, 1996 Dr. rer.soc. Univ. Tübingen. 2001 Habilitation; seit 2001 ao. Univ.-Prof. am Institut für Europäische Ethnologie der Univ. Wien. Fakultätsbeauftragte für Gleichbehandlung. Arbeitsschwerpunkte: Biographie und alltägliches Erzählen, Methodik/Methodenkritik und deren Theorie, Demokratisierung und Popularisierung von Wissensordnungen, Tourismus- und Freizeitforschung, Stadethnologie.

KARIN NUSKO:

Mag.a phil., Studium der Volkskunde, Philosophie und Geschichte, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Projekts „bio-

grafiA. datenbank und lexikon österreichischer frauen“ am Institut für Wissenschaft und Kunst. Derzeit Bearbeitung des Zukunftsfonds-Projekts „Österreichische Frauen im Widerstand. Biografisches Lexikon und Dokumentation.“ Veröffentlichungen u.a.: Am Ende des Weges. Letzte Briefe von hingerichteten österreichischen Widerstandskämpferinnen im Landesgericht Wien (1941-1943), in: Susanne Blumesberger (Hg.): Frauen schreiben gegen Hindernisse. Wien 2004.

INGRID ROITNER:

Studium der Geschichte und Evang. Theologie; seit 2002 freie Mitarbeiterin von biografiA (Schwerpunkt: Mittelalter / Frühe Neuzeit); Publikationen u. a.: verschiedene Artikel zum Admonter Frauenkloster im 12. Jahrhundert, zuletzt: Sorores inclusae. Bistumspolitik und Klosterreform im Geist von Cluny/Hirsau in der Diözese Salzburg, in: Revue Mabilon, N. S. 18 (2007), S. 73-131.

FELICITAS SEEBACHER:

Mag.a Dr.in, Studium der Geschichte und Pädagogik, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Vortragende bei internationalen „History of Science“-Kongressen. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Medizin, Geschichte der Wiener Medizinischen Schule, Universitätsgeschichte. Monographie: „Freiheit der Naturforschung!“ Carl Freiherr von Rokitsky und die Wiener Medizinische Schule: Wissenschaft und Politik im Konflikt. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Klasse. Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte der Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin 56, Wien 2006).

EDITH STUMPF-FISCHER:

Dr. phil., Bibliothekarin, bis 1995 Leiterin der Abteilung für wissenschaftliches Bibliotheks-, Dokumentations- und Informationswesen im Wissenschaftsministerium; Publikationen zu Themen des Informationswesens sowie über Frauen im Buch- und Bibliothekswesen.

Praesens Verlag

Literaturwissenschaft | Sprachwissenschaft | Musikwissenschaft | Kulturwissenschaft
<http://www.praesens.at>



Susanne Blumesberger (Hg.)

HELENE SCHEU-RIESZ (1880-1970) *Eine Frau zwischen den Welten*

(= biografiA – Neue Ergebnisse der Frauenbiografie-forschung, hg. v. Ilse Korotin, Band 1)

2005, ISBN 3-7069-0299-0, 121 S., 20 x 13 cm, geb., mit SW-Abb.

Euro [A] 20,00; Euro [D] 19,50

Die Schriftstellerin, Verlegerin, Herausgeberin und Journalistin Helene Scheu-Riesz stammte aus einer politisch aktiven Familie, sie selbst engagierte sich in der Frauenbewegung, schuf Leseräume für arme Kinder und beschäftigte sich mit sozialen Fragen. Ein besonders wichtiges Anliegen war ihr das Veröffentlichende von preiswerten Kinder- und Jugendbüchern, eine hoch qualitative und dabei für alle erschwingliche Universalbibliothek für Kinder war ihr Ziel. Ab 1910 gab sie die „Konegens Kinderbücher“ heraus. 1923 gründete sie den Sesam Verlag, um die besten Werke der Weltliteratur für Jugendliche preiswert veröffentlichen zu können. Im Exil in New York gründete sie die Island Press. 1954 wieder in Wien, setzte sie sich aktiv mit Schulfragen auseinander, schuf Nacherzählungen von Märchen und übersetzte Kinderbücher aus dem Englischen. Bis zu ihrem Tod lebte sie in dem von Adolf Loos für die Familie gebauten „Scheu-Haus“ in Hietzing.

